

MARX-ENGELS JAHRBUCH

2007



Akademie Verlag

Internationale Marx-Engels-Stiftung

Vorstand

Kirill Anderson, Dieter Dowe, Jaap Kloosterman, Herfried Münkler

Sekretariat

Manfred Neuhaus

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Redaktion des Jahrbuches

Beatrix Bouvier, Galina Golovina, Gerald Hubmann

Verantwortlich:

Gerald Hubmann, Claudia Reichel

Redaktionsassistent: Timm Graßmann

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Wissenschaftlicher Beirat

Shlomo Avineri, Gerd Callesen, Robert E. Cazden, Iring Fetscher, Eric J. Fischer,
Patrick Fridenson, Francesca Gori, Andrzej F. Grabski, Carlos B. Gutiérrez,
Hans-Peter Harstick, Eric J. Hobsbawm, Hermann Klenner, Michael Knieriem, Jürgen Kocka,
Nikolaj Lapin, Hermann Lübke, Michail Mčedlov, Teodor Ojzerman,
Bertell Ollman, Tsutomu Ouchi, Hans Pelger, Pedro Ribas, Bertram Schefold,
Wolfgang Schieder, Hans Schilar, Walter Schmidt, Gareth Stedman Jones,
Jean Stengers, Shiro Sugihara, Immanuel Wallerstein

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-05-004421-7

© Akademie Verlag GmbH, Berlin 2008

Das eingesetzte Papier ist alterungsbeständig nach DIN/ISO 9706.

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten. Kein Teil des Buches darf ohne Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikroverfilmung oder irgendein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsmaschinen, verwendbare Sprache übertragen oder übersetzt werden.

Druck und Bindung: Druckhaus „Thomas Müntzer“ GmbH, Bad Langensalza

Printed in the Federal Republic of Germany

Inhalt

Matthias Bohlender „... um die liberale Bourgeoisie aus ihrem eignen Munde zu schlagen“. Friedrich Engels und die Kritik im Handgemenge	9
Bertram Schefold Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das <i>Kapital</i>	34
Ingo Elbe Die Beharrlichkeit des ‚Engelsismus‘. Bemerkungen zum „Marx-Engels-Problem“	92
Matthias Steinbach Das verschlossene Tor der Universität. Zu Karl Korschs akademischer Karriere in Deutschland	106
„Aber das überlegen wir uns nochmal.“ Die Inszenierung <i>Karl Marx: Das Kapital, Erster Band</i> von Rimini Protokoll Helgard Haug und Daniel Wetzel im Gespräch mit Henning Fülle	119

Aus der editorischen Arbeit

Gerald Hubmann
Ästhetische Debatten.
Zur umstrittenen Autorschaft von Marx am Artikel „Aesthetics“
in der *New American Cyclopædia* 133

Renate Merkel-Melis
„Wer zahlt den Dynamit?“
Ein neu entdeckter Artikel von Friedrich Engels 156

Berichte

Beatrix Bouvier
Jonathan Meese und sein *Gruselkabinett des Dr. Erzmarx*
im Karl-Marx-Haus 163

Kyoung Soo Kim
Kapitalismus im 21. Jahrhundert und die alternative Globalisierung.
Kongressbericht über die dritte Marx-Communale 2007 in Seoul 170

Katja Mielenz, Michael Schmitt, Jan Carl Strack,
Alexander Vögler, Detlev Mares
Karl Marx – ein didaktisches Projekt
an der Technischen Universität Darmstadt 176

Rezensionen

Jens Schröter, Gregor Schwering, Urs Stäheli (Hrsg.): *Media Marx*.
Ein Handbuch.
Rezensiert von Ernst Müller 181

Johannes Rohbeck: *Marx*.
Rezensiert von Christine Weckwerth 184

Ursula Reitemeyer, Takayuki Shibata, Francesco Tomasoni (Hrsg.):
Ludwig Feuerbach (1804–1872). Identität und Pluralismus
in der globalen Gesellschaft.
Rezensiert von Michael Jeske 189

Familie Marx privat. Rezensiert von Claus Baumgart	195
Zusammenfassungen	198
Summaries	200
Autorenverzeichnis	203
Abkürzungsverzeichnis	204
Bildnachweise	204

„... um die liberale Bourgeoisie
aus ihrem eignen Munde zu schlagen“
Friedrich Engels und die Kritik im Handgemenge

Matthias Bohlender

Würde man eine Untersuchung über Formen und Gestalten des kritischen Denkens, gewissermaßen eine Genealogie der Kritik, schreiben wollen, so müsste man ohne Zweifel bei Marx eine Zäsur machen. Mit seiner *Kritik* der politischen Ökonomie wie sie im ersten Band des *Kapital* erscheint, tritt ein neuer, bis heute faszinierender und zugleich komplexer Typus des Befragens und Infragestellens auf; seine Besonderheit besteht darin, eine methodische Einheit aus Analyse, Darstellung und Kritik des Gegenstandes zu sein. Im Nachwort zur zweiten Auflage des *Kapital* hat Marx bekanntermaßen die Wurzeln dieser, seiner kritischen Methode freigelegt und sich zu Hegels Dialektik bekannt – allerdings erst nachdem er sie vom Kopf auf die Füße gestellt und damit ihren „rationellen Kern in der mystischen Hülle“ ausfindig gemacht hatte.

„In ihrer mystificirten Form ward die Dialektik deutsche Mode, weil sie das Bestehende zu verklären schien. In ihrer rationellen Gestalt ist sie dem Bürgerthum und seinen doktrinären Wortführern ein Aergerniß und ein Greuel, weil sie in dem positiven Verständniß des Bestehenden zugleich auch das Verständniß seiner Negation, seines nothwendigen Untergangs einschließt, jede gewordne Form im Flusse der Bewegung, also auch nach ihrer vergänglichen Seite auffaßt, sich durch nichts imponiren läßt, ihrem Wesen nach kritisch und revolutionär ist.“¹

Der zentrale Punkt des Kritischen und Revolutionären besteht demnach darin, den Gegenstand zwar in seiner Positivität darzustellen, aber auf eine Weise, die seine Entstehungsbedingungen und seine historische Kontingenz offenlegen und darüber hinaus: den ideologischen Charakter all jener Versuche, den Gegenstand zu naturalisieren, zu reifizieren oder, in der Sprache von Marx, den Fluss der Bewegung still zu stellen.

¹ Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (im Folgenden: Das Kapital, Bd. 1). In: MEGA² II/8. S. 55; MEW. Bd. 23. S. 27–28.

Über diesen Typus von Kritik – der leichter zu verstehen als durchzuführen ist – sind ganze Bibliotheken verfasst worden und seine Dominanz in der Rezeption hat ohne Zweifel seine Berechtigung.² Gleichwohl ist darüber eine andere Kritikform ins Hintertreffen geraten, die ganz anders funktioniert, ein anderes Einsatzgebiet hat und möglicherweise auf eine andere Leserschaft zielt. Diese Kritikform findet sich ebenfalls im *Kapital* wieder – aber nicht dort, wo die analytischen Hauptlinien des Textes verlaufen, sondern in den Nebenabschnitten, den Fußnoten und Exkursen, dort, wo Marx seinen Lesern etwas unmittelbar vor Augen führen, illustrieren, vor allem aber den Effekt des Erschreckens, des Unverständnisses und des Unglaublichen erzeugen will. Schon früh, nämlich in der *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, spricht Marx treffender Weise von einer *Kritik im Handgemenge* und schreibt dazu: „[...] und im Handgemenge handelt es sich nicht darum, ob der Gegner ein edler, ebenbürtiger, ein *interessanter* Gegner ist, es handelt sich darum, ihn zu *treffen*.“³ Damit ist keineswegs billige Polemik gemeint, sondern eine spezifische Methode der Zuspitzung, die einen rhetorischen, performativen Charakter hat: „Man muß den wirklichen Druck noch drückender machen, indem man ihm das Bewußtsein des Drucks hinzufügt, die Schmach noch schmachvoller, indem man sie publicirt. [...] man muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen zwingen, daß man ihnen ihre eigne Melodie vorsingt! Man muß das Volk vor sich selbst *erschrecken* lehren, um ihm *Courage* zu machen.“⁴

Dieser Typus von Kritik zielt also nicht in erster Linie darauf ab, Erkenntnisse zu gewinnen, sondern, den Gegner zu treffen und dem Kombattanten *ein Erschrecken zu lehren*. Obwohl Marx diesen Kritiktyp hier scheinbar vorwegzunehmen und zu beschreiben scheint, ist nicht er es, der ihn ausarbeitet, sondern sein Freund und Mitstreiter Friedrich Engels. Aufgrund seiner familiären Beziehungen und infolge eines fast zweijährigen Aufenthalts in Großbritannien setzt sich Engels nicht nur wesentlich früher mit den englischen Lebens-, Wohn- und Arbeitsverhältnissen auseinander als Marx; er rezipiert auch intensiv die frühe bürgerliche Kritik an der politischen Ökonomie. Aus der Beschäftigung mit dieser Kritik entsteht die 1845 veröffentlichte Schrift „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“, die mit Abstand zu seinen

² Siehe dazu ausführlich Michael Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. Münster 1999. S. 164ff.

³ Karl Marx: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In: MEGA[®] I/2. S. 170–183. Zitat: S. 173; MEW. Bd. 1. S. 378–391. Zitat: S. 381.

⁴ Ebenda.

wichtigsten Werken gehört. Hier wird der Grundstein zu dieser Kritik im Handgemenge, und wenn man so will, zu einer *anderen Kritik der politischen Ökonomie* gelegt. Im Folgenden sollen die Genealogie dieser Kritik nachgezeichnet und ihre Grenzen reflektiert werden.

1. Führungslosigkeit

Engels' Schrift von 1845 ist zweifelsohne eine Pionierleistung in der Zusammenstellung und Darlegung soziografischer Daten und Fakten über die gesellschaftliche Lage der englischen Arbeiterklasse des frühen 19. Jahrhunderts. Es wäre aber ein gründliches Missverständnis, wenn man sie als rein wissenschaftliche Monografie lesen würde. Der gesamte Text ist eine Kritik dessen, was er beschreibt, eine Anklage, die allerdings nicht auf moralische Weise erhoben wird, d.h. in dem das Subjekt der Anklage von seinen eigenen moralischen Standards aus urteilt. Die Anklage- oder besser die Kritikform funktioniert über einen neuen Typ des Wissens und der Darstellung, sie funktioniert über das, was man die *Rhetorik des Faktischen*, der Nüchternheit und der Evidenzen nennen könnte. Der Untertitel des Buches lautet nicht umsonst: „nach eigener Anschauung und authentischen Quellen“. Der Autor sichert die Faktizität, Echtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung auf doppelte Weise ab, in dem er mögliche Zweifel an seiner eigenen Person und seiner Wahrnehmungsweise durch den Hinweis auf die Heranziehung „authentischen“ Quellenmaterials zu zerstreuen versucht. Nicht nur, dass er ausspricht, was er gesehen und erlebt hat, sondern die Quellen bestätigen seine Beobachtungen. Was aber soll man sich unter „authentischen Quellen“ vorstellen? Engels verwendet zwei Arten von Quellen: zum einen statistische Daten aus soziografischen Untersuchungen privater und regierungsamtlicher Natur, zum anderen Zeugnisse, Analysen und Traktate bürgerlicher Autoren, die nicht im Verdacht stehen, Sozialisten, Chartisten etc. zu sein – also seiner eigenen politischen Anschauung nahe zu stehen. Auf die erste Art von Quelle wird noch zurück zu kommen sein; bei der zweiten Art von Quelle, nämlich der Heranziehung von glaubhaften Zeugen für seine Kritik der politischen Ökonomie taucht ein Name auf, der für Engels gewissermaßen die Initialzündung für sein Unternehmen war: *Thomas Carlyle* (1795–1881).

Rückblickend mutet es recht seltsam an, dass ausgerechnet der selbst ernannte Prophet des viktorianischen Zeitalters und Prediger des Heroenkultes von Engels in den Zeugenstand gerufen wird, um gegen die politische Öko-

nomie und englische Bourgeoisie auszusagen. Aber Engels schätzt diesen Autor,⁵ denn er ist als abtrünniger Tory und Bourgeois eine exquisite Quelle: „Ganz einsam steht der Deutsch-Engländer *Thomas Carlyle*,⁶ der, ursprünglich Tory, weiter geht als die Erwähnten. Er geht der sozialen Unordnung von allen englischen Bourgeois am tiefsten auf den Grund und fordert Organisation der Arbeit. Ich hoffe, daß Carlyle, der den rechten Weg gefunden hat, auch imstande sein wird, ihn zu verfolgen.“⁷ Was ist für Engels an Carlyles Kritik so bedeutsam?

Die Kritik im Handgemenge, so haben wir gesehen, soll den Gegner nicht überzeugen, sondern ihn treffen; in dieser Hinsicht ist Carlyle ein ausgezeichnete Kritiker. Engels hatte Carlyles erste bedeutende sozialpolitische Schrift *Chartism* von 1839 gelesen und dann eine Besprechung von *Past and Present* (1843) angefertigt, einer weiterführenden fulminanten Abrechnung mit der herrschenden politischen Klasse, der Marktgesellschaft, dem Freihandel, der Demokratie und der Politischen Ökonomie. Diese Besprechung erschien dann 1844 in den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“ als erster Teil einer insgesamt dreiteiligen Serie von Artikeln zur Geschichte und aktuellen „Lage Englands“.⁸ Für Engels ist Carlyle aus zwei Gründen eine faszinierende Figur: zum einen ist er ein bürgerlicher Konservativer, der nach allen Seiten austeilt, in Richtung der liberalen Whigs, der erst kürzlich an die Regierung gekommenen Tories und der gegen das ungleiche Wahlrecht protestierenden Chartisten. In der Ablehnung dieser politischen Strömungen sieht sich Engels mit Carlyle einig. Darüber hinaus ist Engels von der ungeheuren sprachlichen Wucht und poetischen Kraft dieser Kritik beeindruckt. Seine Besprechung des Buches ist zu einem großen Teil die seitenweise Wiedergabe von ins Deutsche übertragenen Passagen. Hier ein Beispiel:

⁵ Später – in der Ausgabe von 1892 – wird Engels sich von Carlyle distanzieren und ihn zum „vollendeten Reaktionär“ erklären. Nach 1945 dann wird Carlyle in der sozialistischen Rezeption zum Protofaschist par excellence. Klassische Quelle hierfür ist Georg Lukacs' monumentales 1954 erschienenes Werk: *Die Zerstörung der Vernunft. Der Weg des Irrationalismus von Schelling bis Hitler*.

⁶ Tatsächlich war Carlyle schottischer Herkunft; seine Liebe zur deutschen Literatur – insbesondere zu Goethe, Schiller und der deutschen Romantik, die er ins Englische übersetzte – brachte ihm wohl die Bezeichnung eines „Deutschen“ ein.

⁷ Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen (im Folgenden: Die Lage der arbeitenden Klasse in England). In: MEW. Bd. 2. S. 225–506. Zitat: S. 502.

⁸ So der Titel der Serie in Anlehnung an die zu dieser Zeit in England breit diskutierte „Condition of England-Question“, die von Carlyle und Autoren des sogenannten „Jungen England“ (z. B. der spätere britische Premierminister Benjamin Disraeli) angestoßen wurde.

„Wahrlich, mit unserm Mammonsevangeliem sind wir zu sonderbaren Folgerungen gekommen! Wir nennen es *Gesellschaft*, und doch richten wir überall die totalste Trennung und Isolierung ein. Unser Leben ist nicht gegenseitige Unterstützung, sondern gegenseitige Feindseligkeit, unter gewissen Kriegsgesetzen, ‚vernünftige Konkurrenz‘, und so weiter. Wir haben durchaus vergessen, daß baare Zahlung [cash nexus; MB] nicht das einzige Band zwischen Mensch und Mensch ist. ‚Meine hungernden Arbeiter?‘ sagt der reiche Fabrikant. ‚Hab ich sie nicht, wie recht und billig, im Markt gemiethet? Hab ich ihnen nicht meine vertragsmäßige Schuldigkeit bei Heller und Pfennig bezahlt? Was hab ich sonst noch mit ihnen zu schaffen?‘ Wahrlich, Mammonskultus ist ein trauriger Glaube!“⁹

Der „Cash-Nexus“, die „bare Zahlung“ und viele andere antikapitalistische Wortschöpfungen, die später von Engels und Marx verwendet werden, gehen auf Carlyle zurück.¹⁰ Das Zitat macht aber noch einen dritten Punkt deutlich, warum Carlyle für Engels von Bedeutung ist: er ist nicht nur Repräsentant der „respektablen Klasse“, er ist nicht nur ein wortgewaltiger Rhetor, er formuliert eine Kritik, die die herrschende bürgerliche Klasse gewissermaßen ins Herz trifft, denn sie zielt auf das politische Selbstverständnis und den Anspruch dieser Klasse: nämlich, in der Lage zu sein, die Gesellschaft, die Bevölkerung, die gesamte Nation regieren zu können. Doch das Urteil Carlyles über die vermeintliche Regierungsfähigkeit fällt in Engels’ Worten so aus:

„Das ist die Lage Englands nach Carlyle. Eine faulenzende, grundbesitzende Aristokratie, die ‚noch nicht einmal gelernt hat, still zu sitzen und wenigstens kein Unheil anzustiften‘, eine arbeitende Aristokratie, die im Mammonismus versunken ist, die, wo sie eine Versammlung von Leitern der Arbeit, von ‚Industriefeldherren‘ sein sollte, nur ein Haufe von industriellen Bucaniers und Piraten ist, ein durch Bestechung gewähltes Parlament, eine Lebensphilosophie des bloßen Zusehens, des Nichtsthuns, des *Laissez-faire*, eine ausgeschlossene bröcklige Religion, eine totale Auflösung aller allgemein menschlichen Interessen, eine universelle Verzweiflung an der Wahrheit und der Menschheit [...] – überall Chaos, Unordnung, Anarchie, Auflösung der alten Bande der Gesellschaft, überall geistige Leere, Gedankenlosigkeit und Erschlaffung.“¹¹

⁹ Carlyle zitiert nach Friedrich Engels: Die Lage Englands. I. „Past and present“ by Thomas Carlyle. London 1843 (im Folgenden: Die Lage Englands). In: MEGA[®] I/3. S. 511–536. Zitat: S. 518; MEW. Bd. 1. S. 525–549. Zitat: S. 532.

¹⁰ Im „Manifest der Kommunistischen Partei“ heißt es später wörtlich, dass die Bourgeoisie „kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen [hat], als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung‘.“ Karl Marx/Friedrich Engels: Manifest der Kommunistischen Partei (im Folgenden: Manifest der Kommunistischen Partei). In: MEW. Bd. 4. S. 459–493. Zitat: S. 464.

¹¹ Engels: Die Lage Englands. In: MEGA[®] I/3. S. 524; MEW. Bd. 1. S. 537/538.

Carlyles Kritik ist keine Kritik an den sozialen Zuständen, an Pauperismus, Hungersnot und Verelendung; sie ist auch nicht als moralische Anklage gegen die Hartherzigkeit und Unmenschlichkeit des Systems zu verstehen. Vielmehr kritisiert Carlyle die systematische Weigerung der führenden Klassen, die *Führung* (guidance, government) zu übernehmen. Was ist Demokratie, Freihandel, politische Ökonomie und Laissez faire? „Nichts als der Mangel an Herren, die Euch regieren könnten, und die Ergebung in diesen unvermeidlichen Mangel, der Versuch, ohne sie fertig zu werden.“¹² Die Weigerung der „Herren“, die Leitung zu übernehmen, die Vorstellung darüber, dass die Pauper, die Arbeiter und ihre Anführer sich dieses „Nichtstun“ gefallen lassen und geräuschlos hungern und sterben würden, ist geradezu eine verheerende Illusion. Die Demokratie und der Kapitalismus, so prophezeit Carlyle, werden sich in ihrem „freien Lauf“ der „arbeitenden Millionen“ bedienen und die herrschende, aber nicht regierende Klasse hinwegfegen.

Das ist der Punkt, der Engels an Carlyle besonders interessiert. Carlyle entlarvt die politische Selbsttäuschung der bürgerlichen Mittelklasse (middle-class, middle rank), die sich selbst als die einzig führende Klasse begreift, die einzig erstrebenswerte und repräsentative Lebensweise, nach der sich die unteren Schichten, die „labouring poor“, richten werden. Ein solches Selbstverständnis etwa lässt sich paradigmatisch bei einem klassischen Autor wie James Mill nachlesen:

„Es ist so, dass die Meinungen jener Klasse von Menschen, die sich unterhalb der mittleren Rangordnung (middle rank) befindet, von der vernünftigen und tugendhaften Klasse geformt werden und ihr Verstand von ihnen geleitet; mit ihnen kommen sie unmittelbar in Kontakt, mit ihnen sind sie beständig im vertraulichen Verkehr, an sie richten sie sich, wenn sie für ihre vielen Probleme Ratschlag und Hilfe brauchen, auf sie können sie sich unmittelbar und täglich verlassen, – in Krankheit und Gesundheit, in jungen Jahren und im Alter. Ihre Kinder betrachten sie als Vorbilder zur Nachahmung; ihre Meinungen hören sie täglich an und erachten es als ihre Ehre, sie zu übernehmen.“¹³

James Mill spricht hier nur aus, was eine ganze Reihe von Politikern, Unternehmern und politischen Ökonomen dachten. Geschult an Adam Smith und seiner optimistischen politischen Ökonomie des Reichtums gingen auch sie davon aus, dass über kurz oder lang die arbeitende Bevölkerung ihren angemessenen Platz in der Gesellschaft erhalten würde, dass auch die „labouring

¹² Carlyle zitiert nach Engels: Die Lage Englands. In: MEGA[®] I/3. S. 523; MEW. Bd. 1. S. 536.

¹³ James Mill: Government. In: Ders.: Political Writings. Cambridge 1992. S. 3–42. Zitat: S. 41. Übers. und Herv.: MB.

poor“ – mit Blick auf die bürgerlichen Tugenden Sparsamkeit und Fleiß – einen gesellschaftlichen Lebensstandard erreichen würde, der der Mittelklasse ganz sicher nicht gleich, aber doch vergleichbar sein könnte: Kein Anwesen, keine Bediensteten, kein übermäßiges Einkommen und erst recht kein Privateigentum, aber doch etwas annähernd Ähnliches, Analoges. Es ging um eine graduelle Differenz zwischen zwei Formen moralischer und freier Lebensführung: der auf Armut und Lohnarbeit zentrierten und der auf Wohlstand und Eigentum ausgerichteten. Zwischen dem Unternehmer und den Arbeitern sollte nicht nur ein Vertrags-, Lohn- und Tauschverhältnis hergestellt werden, sondern ein sozial-kulturelles und moralisches Band – ein *Regierungsverhältnis*. Der eine führt und regiert nicht nur, indem er den anderen zu Disziplin, Fleiß und Mäßigung ermahnt, sondern auch durch die Art, wie er lebt, spricht, sich darstellt und repräsentiert.

Thomas Carlyle ist einer der ersten, der diese Illusion zerstört, in dem er die Mittelklasse zum Erschrecken über ihre eigene Naivität und Unfähigkeit zu bringen versucht.¹⁴ Naiv war der Glaube an die bloß graduelle Differenz zwischen Führenden und Geführten, zwischen Wissenden und Unwissenden. Unfähigkeit ist die Konsequenz aus dieser Naivität, es ist der Mangel, die Differenz herzustellen und tatsächlich zu regieren, statt diese Regierung dem Markt zu überlassen. Carlyle macht damit deutlich, dass das Verhältnis zu den Armen und Arbeitern immer schon ein ungleiches, weil moralisches und politisches war und mit dem rein ökonomischen Äquivalententausch nicht zu erfassen ist. Die liberale Rechts- und Tauschbeziehung ist in seinen Augen eine Fiktion, die gleichwohl einen realen Effekt hervorbringt: den Aufstand der Unwissenden und Führungslosen. Diese politische Kritik des ökonomischen Tauschverhältnisses ist für Engels anschlussfähig (während Marx später und komplementär dazu eine sozio-ökonomische Kritik liefern wird). Die Bourgeoisie verliert ihre Führungs- und Regierungsfähigkeit gerade weil sie mit ihren Ideologen glaubt, das ökonomische Tauschverhältnis reiche völlig aus, die Armen und Arbeiter zu regieren. Tatsächlich aber scheint der Führungsanspruch längst verloren. Noch einige Jahre nach der Auseinandersetzung von

¹⁴ Weitere dieser Kritiken werden in den 1840er Jahren folgen – und zwar in Form eines neuen und äußerst massenwirksamen Genres, dem „modernen Industrieroman“ (industrial novel). Nicht die elende Lebenslage der arbeitenden Klassen als solche ist das Dauerthema von Disrealis, Gaskells oder Dickens' Erzählungen und Romanen, sondern das zerrüttete Regierungsverhältnis zwischen arm und reich, zwischen Arbeiterklasse und bürgerlicher Mittelschicht. Siehe dazu Raymond Williams: *Culture and Society, 1780–1950*. New York 1958; Gertrud Himmelfarb: *The Idea of Poverty. England in the Early Industrial Age*. New York 1983; Mary Poovey: *Making a Social Body. British Cultural Formation 1830–1864*. Chicago, London 1995 (im Folgenden: *Making a Social Body*).

Engels mit Carlyle wird man diese Kritik im *Manifest der Kommunistischen Partei* von 1848 auf folgende Weise lesen können:

„Alle bisherige Gesellschaft beruhte, wie wir gesehen haben, auf dem Gegensatz unterdrückender und unterdrückter Klassen. Um aber eine Klasse unterdrücken zu können, müssen ihr Bedingungen gesichert sein, innerhalb derer sie wenigstens ihre knechtische Existenz fristen kann. [...] Der moderne Arbeiter dagegen, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper, und der Pauperismus entwickelt sich noch rascher als Bevölkerung und Reichtum. Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. *Sie ist unfähig zu herrschen*, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht mehr unter ihr leben, d. h., ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft.“¹⁵

In dieser Passage geht es demnach weniger – wie das oftmals betont wurde – um eine „Verelendungstheorie“ von Marx und Engels, sondern um die Adaption einer politischen Kritik der Regierungs(un)fähigkeit à la Carlyle, mit dem offensichtlichen Ziel, das Selbstverständnis der bürgerlichen Klassen zu treffen. Diese Adaption ist allerdings zweischneidig, denn die Kritik der Führungslosigkeit trifft bei Carlyle auch die revoltierenden Armen, Arbeiter und Chartisten; sie verfallen der Illusion, ohne Führung auskommen zu wollen oder diese in die eigenen Hände nehmen zu können. Auch dieses Unterfangen, sagt Carlyle voraus, wird scheitern und die Revolte entpuppt sich als das, was sie immer schon war: der hilflose Aufschrei der armen Kreatur nach „rechter Führung und Leitung“. Die Arbeit verlangt Organisation und die Arbeiter verlangen Führung durch eine „wahre Aristokratie“. „Sie wollen nicht weiter marschieren nach dem Prinzip von Sechspence täglich und Nachfrage und Zufuhr; sie wollen nicht und haben ein Recht dazu. [...] Diese Leute werden nicht länger, als ein verworrener und verwirrender Pöbel marschieren, sondern als eine geschlossene geordnete Masse, mit wirklichen Führern an ihrer Spitze.“¹⁶

Engels muss natürlich Carlyles Suche nach dem „wahren Aristokraten“, „Heroen“ und „Führer“ zurückweisen; die Teilung in Regierende und Regierte, in „Herren und Dummköpfe“ ist seiner Ansicht nach noch ganz der religiösen Befangenheit Carlyles geschuldet. Gleichwohl spricht Engels von einem „Ta-

¹⁵ Marx/Engels: Manifest der Kommunistischen Partei. In: MEW. Bd. 4. S. 473. Herv.: MB.

¹⁶ Carlyle, zitiert nach Engels: Die Lage Englands. In: MEGA[®] I/3. S. 528; MEW. Bd. 1. S. 542.

lent“, das die Führung übernehmen könnte. Ein solches Talent weiß um seine „richtige soziale Stellung“ und seine Aufgabe, die „nicht im gewaltsamen Regieren, sondern im Anregen und Vorangehen [besteht]. Das Talent hat die Masse von der Wahrheit seiner Ideen zu überzeugen und wird sich dann nicht weiter um die ganz von selbst folgende Ausführung derselben zu plagen haben.“¹⁷ Statt Carlyles „wahren Aristokraten“ haben wir es hier mit einem anderen, wesentlich modernen Helden zu tun: dem „Intellektuellen“.¹⁸ Er kennt die Wahrheit, weist den Weg, überzeugt, regt an und überlässt dann die ausführende Praxis den Massen.

2. Niedergang

Die Zweischneidigkeit der Adaption von Carlyles Kritik wird aber nicht nur am Problem der Führung, sondern wesentlich intensiver noch an einem anderen Punkt sichtbar: der irischen Einwanderung. In der „Lage der arbeitenden Klassen“ widmet Engels dieser Frage ein ganzes Kapitel. Zunächst beschreibt er Ursache und Ausmaß der Einwanderung: die Ausdehnung der englischen Industrie, ihre Nachfrage nach Arbeitskräften, die dazu führt, dass bisher mehr als eine Millionen „arme Irländer“ in die Industriestädte Englands eingewandert seien. Zur Problembeschreibung aber zieht er sich den „authentischen“ Zeugen Thomas Carlyle heran und zitiert ihn ausführlich:

„Die wilden milesischen Gesichter, die nach falscher Schlaueit, Schlechtigkeit, Unvernunft, Elend und Spötereit aussehen, grüßen euch an allen unsren Haupt- und Nebenstraßen. Der englische Kutscher, wie er vorbeirollt, schlägt mit der Peitsche nach dem Milesier; dieser verflucht ihn mit seiner Zunge, hält den Hut hin und bittelt. Er ist das schlimmste Übel, mit dem dies Land zu kämpfen hat. Mit seinen Lumpen und seinem verwilderten Lachen ist er bei der Hand, alle Arbeit zu tun, die nur starke Arme und einen starken Rücken erfordert – für einen Lohn, der ihm Kartoffeln kauft. [...] Der sächsische Mann, der auf solche Bedingungen nicht arbeiten kann, wird brotlos. Der unzüivilisierte Irländer, nicht durch seine Kraft, sondern durch das Gegenteil davon, treibt den sächsischen Eingebornen aus und nimmt

¹⁷ Ebenda: MEGA[®] I/3. S. 534; MEW. Bd. 1. S. 548.

¹⁸ Im „Manifest“ dagegen ist aus diesem schemenhaften Helden eine universale Avantgarde-Organisation geworden, nämlich die Kommunistische Partei: „Die Kommunisten sind praktisch der entschiedenste, immer weitertreibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder; sie haben theoretisch vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultat der proletarischen Bewegung voraus.“ (Marx/Engels: Manifest der Kommunistischen Partei. In: MEW. Bd. 4. S. 474.)

von seiner Stelle Besitz. Da wohnt er in seinem Schmutz und seiner Unbekümmertheit, in seiner betrunkenen Gewaltsamkeit und Falschheit, der fertige Nukleus von Degradation und Unordnung.“¹⁹

Nach der Wiedergabe dieser Passage beeilt sich Engels zunächst festzuhalten, dass Carlyle – auch wenn er vollkommen Recht habe – hier mit der „Verwerfung des irischen Nationalcharakters“ wohl etwas übertrieben habe. Doch dann geschieht im Fortgang der Argumentation etwas Eigentümliches: statt über den „Heißhunger des Kapitals“ nach der billigen Ware Arbeitskraft zu sprechen, über Pauperisierung, Verelendung und Lohndrückerei, statt die konkurrenzgetriebene nationalpolitische und rassistische „Spaltung der Arbeiterklasse“ anzumahnen, kurz: statt eine sozio-ökonomische Kritik der kapitalistischen Produktions- und Lebensbedingungen zu liefern, übernimmt Engels die Perspektive und die Sprache Carlyles:

„Die schlechtesten Viertel aller großen Städte sind von Irländern bewohnt; überall, wo ein Bezirk sich durch besondern Schmutz und besondern Verfall auszeichnet, kann man darauf rechnen, vorzugsweise diese *keltischen Gesichter* anzutreffen, die man auf den ersten Blick von den *sächsischen Physiognomien der Eingebornen* unterscheidet. [...] Wie es der *Milesier* zu Hause gewohnt war, schüttet er auch hier allen Unrat und Abfall vor die Haustüre und bringt dadurch die Pfützen und Kothaufen zusammen, die die Arbeiterviertel verunzieren und ihre Luft verpesten. Wie zu Hause baut er sich seinen Schweinestall ans Haus, und wenn er das nicht kann, so läßt er sein Schwein bei sich im Zimmer schlafen. [...] Der Irländer hängt an seinem Schwein wie der Araber an seinem Pferd, nur daß er's verkauft, wenn es zum Schlachten fett genug ist – sonst aber ißt er mit ihm und schläft mit ihm, seine Kinder spielen mit ihm und reiten darauf und wälzen sich mit ihm im Kot, wie man das in allen großen Städten Englands Tausende von Malen sehen kann.“²⁰

Es scheint nun so, als habe Carlyle keineswegs übertrieben: der „Irländer“ steht auf der niedrigsten Stufe der Zivilisation; Carlyle spricht von „squalid apehood“²¹, also erbärmlichen Menschenaffen, während Engels etwas milder formuliert und ihn zumindest zur Menschengattung zählt, weil er trotz seiner „Rohheit“, seines „Schmutzes“, seiner „Trunksucht“, „Liederlichkeit“ und „Armut“ doch etwas über einen „Wilden“ gestellt ist. Das Problem allerdings, das hier beschrieben wird, teilt Engels mit Carlyle. Mit dem irischen Arbeiter erscheint ein weiterer Gegner, ja ein Feind der *englischen* Arbeiterklasse. Bis-

¹⁹ Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: MEW. Bd. 2. S. 320–321.

²⁰ Ebenda. S. 321–322. Herv.: MB.

²¹ Thomas Carlyle: Chartism. In: Ders.: Selected Writings. Harmondsworth 1971 (im Folgenden: Chartism). S. 151–232. Zitat: S. 171.

her hatte Engels klar zu machen versucht, dass die Bourgeoisie bzw. die Mittelklasse der eigentliche „Gegner“ sei, weil – so sehr sie sich auch mühen und Mitgefühl zeigen – ihre Interessen denen der arbeitenden Klassen diametral entgegengesetzt sind. Diese Mittelklasse, so schreibt Engels, kennt kein anderes Ziel, „als sich durch eure Arbeit zu bereichern, solange sie deren Produkt verkaufen kann, und euch dem Hungertod zu überlassen, sobald sie aus diesem indirekten Handel mit Menschenfleisch keinen Profit schlagen kann“.²²

Nun aber taucht ein Gegner von ganz anderem Format auf. Was ist so Besonderes an diesem Gegner, so dass er ein Feind werden könnte? Zunächst will der *irische* Arbeiter nur Arbeit und tritt damit lediglich in Konkurrenz zum englischen Arbeiter, wie der mechanische Weber zum Handweber. So heißt es bei Engels an anderer Stelle:

„Die Konkurrenz ist der vollkommenste Ausdruck des in der modernen bürgerlichen Gesellschaft herrschenden Kriegs Aller gegen Alle. [...] Die Arbeiter konkurrieren unter sich, wie die Bourgeois unter sich konkurrieren. Der mechanische Weber konkurriert gegen den Handweber, der unbeschäftigte oder schlecht bezahlte Handweber gegen den beschäftigten oder besser bezahlten und sucht ihn zu verdrängen.“²³

Gegen diesen fatalen Verdrängungswettbewerb sieht Engels zugleich aber auch schon die positive Lösung, nämlich das Streben der Arbeiter danach, sich zu assoziieren. Die Unions, Gewerkschaften und Handwerkerassoziationen sind die Antwort auf den kapitalistischen Gesellschaftskrieg, sie schmieden einen Verbund, eine Klasse und aus der Konkurrenz und dem Hobbesschen Krieg formiert sich ein Kampf dieser Klassen, ein Kampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie.²⁴

Aus dieser Perspektive, der sozioökonomischen Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, existiert der *irische* Arbeiter gar nicht; es gibt überhaupt keine nationalen, ethnischen, nicht einmal geschlechtliche oder religiöse Differenzierungen der Klassenunterschiede. Wechselt man aber zur Kritik Carlyles an der bürgerlichen Gesellschaft, dann ist diese Gesellschaft immer schon eine national, religiös und rassistisch formierte: es geht um England, die Engländer und die protestantischen Angelsachsen. Der Krieg, der in seinen Augen tobt, ist ein Eroberungskrieg, ein Krieg von Fremden, Barbaren und Wilden, die sich den

²² Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: MEW. Bd. 2. S. 230.

²³ Ebenda. S. 306.

²⁴ Die historisch-politische Bedeutung des Koalitionsgesetzes von 1824, das die Koalitionsfreiheit und die Assoziation der Arbeiter im Kampf um bessere Löhne und Arbeitsbedingungen zuließ, wird von Engels ausdrücklich als Geburtsstunde der Arbeiterbewegung gewürdigt. (Siehe ebenda. S. 432.) Zu diesem Gesetz siehe Edward P. Thompson: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. 2 Bde. Frankfurt/Main 1987. S. 601ff.

Boden, das Land, die Gesellschaft aneignen und usurpieren. Diese Usurpation kommt von Außen und unterwandert, schwächt den englischen politischen Körper. Die Kritik, die Carlyle den führenden Klassen Englands vor Augen führen will, erreicht in dem Moment eine neue Qualität, wo er die Drohung eines *Niedergangs* der englischen Nation hervorruft. Der Kapitalismus in seiner wildesten, nämlich demokratischen und industriellen Form, so Carlyle, schwächt nicht nur die politische Führung der Gesellschaft; er unterläuft die nationale Einheit und lässt es zu, dass „fremde Rassen“²⁵ den zivilisatorischen Rang und die Größe Englands zerstören.

Indem Engels diese Kritik adaptiert, ist er gezwungen, die sozioökonomische Perspektive ein Stück weit fallen zu lassen und den irischen Arbeiter vom englischen Arbeiter zu diskriminieren.²⁶ „Mit einem solchen Konkurrenten hat der englische Arbeiter zu kämpfen – mit einem Konkurrenten, der auf der niedrigsten Stufe steht, die in einem zivilisierten Lande überhaupt möglich ist [...]“²⁷ Das besondere Format des so identifizierten neuen Gegners besteht darin, dass er das nationale und kulturell festgelegte Existenzminimum des englischen Arbeiters unterschreitet und dass er diesen in den „irischen Schmutz“ mit hinunter zieht. Der „Irländer“ barbarisiert die englische Arbeiterklasse, ja, die Arbeiterklasse schlechthin:

„Denn wenn fast in jeder großen Stadt ein Fünftel oder ein Viertel der Arbeiter Irländer oder in irischem Schmutz aufgewachsene Kinder von Irländern sind, so wird man sich nicht darüber wundern, daß das Leben der *ganzen Arbeiterklasse*, ihre Sitten, ihre intellektuelle und moralische Stellung, ihr ganzer Charakter einen bedeutenden Teil von diesem *irischen Wesen* angenommen hat, so wird man begreifen können, wie die schon durch die moderne Industrie und ihre nächsten Folgen hervorgerufene indignierende Lage der englischen Arbeiter auf eine hohe Stufe der Entwürdigung gesteigert werden konnte.“²⁸

²⁵ In England aber auch in Frankreich und Deutschland beginnt in den 1830er Jahren der Begriff der „Rasse“ eine spezifische Wandlung zu durchlaufen. „Rasse“ hört auf, die aristokratisch-dynastische Herkunft oder den Nationalcharakter einer Volksgruppe zu bezeichnen, vielmehr verweist die „Rasse“ nun mehr und mehr auf vermeintlich biologisch höher- oder minderwertige Wesenmerkmale einer Bevölkerung. Siehe Christian Geulen: *Wahlverwandtschaften. Rasendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*. Hamburg 2004. S. 47ff.

²⁶ In der Widmung macht dagegen Engels noch den universal-humanistischen Charakter der englischen Arbeiterklassen deutlich: „Mit dem größten Vergnügen sah ich euer Freisein von dem verderblichen Fluch der nationalen Beschränktheit und der nationalen Überheblichkeit, die schließlich nichts ist als *Egoismus im großen* [...] – ich fand, daß ihr mehr seid als nur *Engländer*, Angehörige einer einzelnen, isolierten Nation; ich fand, daß ihr *Menschen* seid, Angehörige der großen und internationalen Familie der *Menschheit*, die erkannt haben, daß ihre Interessen und die der ganzen menschlichen Rasse die gleichen sind [...]“ (Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: MEW. Bd. 2. S. 230/231.)

²⁷ Ebenda. S. 323.

Wenn Carlyle den einheitlichen, politischen Körper der angelsächsischen Nation durch die fremde Rasse der „Kelten“, der „Milesier“ gefährdet sieht, so ist es bei Engels der *soziale Körper der englischen Arbeiterklasse*, der hier auf dem Spiel steht. Nicht allein, dass die englischen Arbeiter durch die industriekapitalistischen Arbeits- und Lohnbedingungen ausgebeutet und entwürdigt werden, nun wird ihnen mit der irischen Einwanderung ein Konkurrent zur Seite gestellt, der sie das unterste Niveau der Lebensbedürfnisse und die niedrigste Stufe von Moral und Sittlichkeit lehrt. Das wirkliche Problem, das Engels hier zu erkennen glaubt, ist nicht etwa der Niedergang der englischen Nation, sondern die Zerstörung der Arbeiterklasse als ein sittlich wie körperlich erstarkter Verband im Kampf gegen die Bourgeoisie. Die wahre Bedrohung, die vom „Irländer“ ausgeht, ist die, dass er die (englischen) Arbeiter mit durch seinen „Schmutz“, seine „Trunksucht“, seine „Unreinlichkeit“ unfähig macht, sich zu einer Klasse zu verbinden. Der „Irländer“ untergräbt die Assoziationsfähigkeit des Proletariats. Und genau das macht diesen Gegner so gefährlich. Während die bürgerlichen Klassen ein zivilisatorisches Niveau erreicht haben, von dem man lernen kann, während selbst die harte Fabrikarbeit und die großen Städte letztlich den Effekt einer Solidarisierung der arbeitenden Klassen hervorrufen, sind in der Konfrontation mit dem „irischen Wesen“ keine solchen positiven Wirkungen zu erwarten. Der Ire – in der englischen politischen Literatur schon seit dem 17. Jahrhundert die klassische Figur des Barbaren – wird auch bei Engels zur Projektionsfläche all dessen, wovon ein Proletariat, das für die „Sache der Menschheit“ kämpft, gereinigt werden muss.²⁹

In späteren Arbeiten von Marx und Engels wird man eine andere „barbarische Figur“ kennenlernen, die deutliche Züge des „Irländers“ trägt und damit dessen Nachfolge antritt: es ist die Figur des *Lumpenproletariats*. Auf ihn überträgt sich der moralische, körperliche und intellektuelle Verfall, der in der Beschreibung des irischen Einwanderers zum Tragen kam. Das Lumpenproletariat, heißt es im *Manifest*, ist die „passive Verfaulung der untersten Schich-

²⁸ Ebenda. Herv.: MB.

²⁹ Allerdings findet sich bezeichnenderweise dreißig Seiten später genau die umgekehrte These: nicht die Reinheit der englischen Arbeiterklasse, sondern die (Rassen-)Mischung bzw. „Stammverschmelzung“ zwischen dem „leichteren, erregbaren, heißen irischen Temperament“ und dem „ruhigen, ausdauernden, verständigen, englischen kann auf die Dauer nur für beide Teile günstig sein.“ (Ebenda. S. 351.) War eben noch die Rohheit und südliche Leichtsinnigkeit des Iren für die Schwächung der Arbeiterklasse verantwortlich, so kommt nun dem englischen Egoismus das irische Wesen in Form von Großmut, Leidenschaft und Gefühl zugute. Man sieht an all diesen Passagen wie hier soziale, nationale und ethnische Zuschreibungskategorien sich verknüpfen, auflösen und auch widersprechen.

ten der alten Gesellschaft“³⁰; und im *Achtzehnten Brumaire* spricht Marx vom Pariser Lumpenproletariat als dem „Auswurfe, Abfall, Abhub aller Klassen“³¹. Es gibt offensichtliche Differenzen zwischen beiden Figuren; die sichtbarste besteht darin, dass der „Irländer“ als ein genuiner „Barbar“ erscheint, der von außen in die bürgerliche Gesellschaft eindringt und sich unter die Arbeiterklasse mischt, während das Lumpenproletariat ein genuines Verfallsprodukt der sich im Niedergang befindlichen bürgerlichen Gesellschaft darstellt. Das Lumpenproletariat besteht aus den Deklassierten und Pauperisierten, aus der „hin- und hergeworfenen Masse“, also all jenen, die nicht in das binäre Klassenschema Proletariat/Bourgeoisie passen. Doch beiden, dem „Lumpenproletariat“ und dem „wilden Milesier“, ist gemeinsam, dass sie die Reinheit der Arbeiterklasse gefährden; sie infizieren und korrumpieren sie und – was viel schlimmer noch ist – sie verraten sie und erweisen sich somit als Kräfte des Klassenfeindes und der Gegenrevolution.

3. Fakten, Fakten, Fakten

Wenn Engels Carlyles Kritik an der Führungslosigkeit der Bourgeoisie und ihrer Politik der Schwächung des nationalen Körpers als Zeugnis und Beleg heranzieht, um, wie er sagt, „die liberale Bourgeoisie aus ihrem eignen Munde zu schlagen“³², so ist der Begriff Zeugnis, Zeuge und Beleg noch sehr metaphorisch gemeint. Wohl kaum hat sich der anglo-schottische Schriftsteller, Schillerbiograph und Übersetzer Goethes in die Londoner Arbeiterslums von Bethnal Green und Whitechapel begeben, um dort Inspiration für seine sozialkritischen Schriften zu finden. Ebenso wenig kann man davon ausgehen, dass er das Bild vom englischen Arbeiterhelden in den stickigen und dampfmaschinenbetriebenen Fabrikhallen von Manchester erblickt hat oder dass ihm dort die arme, nach „Führung“ schreiende Kreatur selbst begegnet wäre. Auch hält Carlyle nichts von empirischen Belegen oder statistischen Zahlen; er setzt ganz auf die rhetorische Kraft des geschriebenen Wortes: „We have looked into various statistic works, Statistic-Society Reports, Poor-Law Reports, Reports and Pamphlets not a few, with a sedulous eye to this question of the Working Classes and their general condition in England; we grieve to say, with as good as no result whatever.“³³

³⁰ Marx/Engels: Manifest der Kommunistischen Partei. In: MEW. Bd. 4. S. 472.

³¹ Karl Marx: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: MEGA[®] I/11. S. 96–189. Zitat: S. 142; MEW. Bd. 8. S. 111–207. Zitat: S. 161.

³² Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: MEW. Bd. 2. S. 234.

Für Engels ist Carlyle also weder ein „Augenzeuge“, der die persönliche Erfahrung oder Anschauung sprechen lässt, noch ein moderner „Experte“, der statistische Nachweise und Fakten liefert; er ist das, was man einen *Gentleman-Zeugen* nennen könnte, einer, von dem man weiß, dass er die Wahrheit kennt und ausspricht, weil er ein Gentleman-Gelehrter ist: eigenständig, *disinterested*, nicht beeinflussbar und folglich vertrauenswürdig.³⁴ Aber diese Art von Zeugenschaft kann Engels nicht mehr genügen; sie war die vorherrschende Wahrheits- und Diskursform des 17. und 18. Jahrhunderts, die aber nun, da man gerade in den *moral and political sciences* fordert, Argumente mit Hilfe von objektivierbaren und beweisbaren Tatsachen zu präsentieren, nur noch eine randständige Existenz führt.³⁵ Sie kann auch deshalb nicht mehr ausschließlich genügen, weil Engels sich selbst ganz bewusst dem Druck des modernen Wahrheitsanspruchs eines *objektiven Realismus* oder *Positivismus* aussetzt: „[...] ich stehe keinen Augenblick an, die englische Bourgeoisie herauszufordern: mir auch nur bei einer einzigen Tatsache, die irgendwie von Bedeutung für den Standpunkt des Ganzen ist, eine Unrichtigkeit nachzuweisen – nachzuweisen mit ebenso authentischen Belegen, wie ich sie angeführt habe.“³⁶

Fakten, Fakten, Fakten. Betrachtet man den Engelsschen Text, so sind die Zitate Carlyles – neben jenen Passagen, in denen Engels Beispiele aus „eigener Anschauung“ berichtet – die bunten und eloquenten Farbtupfer innerhalb eines Diskurses, der ganz und gar davon durchdrungen ist, die Wahrheit über die „proletarischen Zustände“ mit Hilfe von reliablen Zahlen und Daten zu liefern. Die Erkenntnis dieser Zustände ist nicht nur notwendig, um den „deutschen Sozialisten und Kommunisten“ zu zeigen, dass die „schlechte Wirklichkeit“ nicht allein ein philosophischer Begriff, sondern die reale Lebenserfahrung des Proletariats darstellt. Von entscheidender Bedeutung ist vielmehr auch die wis-

³³ Carlyle: *Chartism*. S. 157.

³⁴ So schreibt Engels ganz in diesem Sinne, dass er nur dann seine Zeugen hat sprechen lassen, „wenn ich [...] von der Wahrheit der Aussage durch den persönlichen oder literarischen Charakter meiner Autoritäten überzeugt sein konnte“. (Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: MEW. Bd. 2. S. 234.) Zu dem, was ich hier den *Gentleman-Zeugen* genannt habe, siehe die grundlegende Studie von Steven Shapin: *A Social History of Truth. Civility and Science in Seventeenth Century England*. Chicago, London 1994.

³⁵ Wie es zu dem neuen, fakten- und zahlenbasierten Wissenschaftsideal insbesondere in den ökonomischen und sozialwissenschaftlichen Disziplinen kam, ist Gegenstand der herausragenden Studie von Mary Poovey: *A History of the Modern Fact. Problems of Knowledge in the Sciences of Wealth and Society*. Chicago, London 1998. Zur Geschichte der Statistik siehe die wichtigen Arbeiten von Ian Hacking: *The Taming of Chance*. Cambridge 1990 (im Folgenden: *The Taming of Chance*); Alain Desrosière: *Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise*. Berlin u. a. 2005.

³⁶ Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: MEW. Bd. 2. S. 233.

senschaftliche Repräsentationspraxis dieser Lebensumstände: Sie erweist sich nämlich als Wahrheits- und Kampfinstrument zugleich. Die in Regierungskommissionen und statistischen Gesellschaften erzeugte Lawine von in Zahlen repräsentierten Daten und Fakten³⁷ legen die unerträglichen Zustände der proletarischen Lebens-, Arbeits- und Wohnverhältnisse offen, sie werden jetzt erstmals sichtbar, wahrnehmbar und bilden die Wirklichkeit in all ihrer Klarheit ab. Im Grunde sollte nun diese Wirklichkeit der „Bourgeoisie“ das Erschrecken über die Ergebnisse ihrer Taten oder besser: Tatenlosigkeit lehren. Engels aber bezweifelt die rückhaltlose Entfaltung dieses Erschreckens. Die Bourgeoisie besitzt die Erkenntnisweise und die dazugehörige Erkenntnis, aber sie verbreitet sie nicht. Sie hat ein halbes Dutzend Untersuchungskommissionen eingerichtet, schreibt er, „deren umfangreiche Berichte verurteilt sind, ewig unter Haufen von Makulatur auf den Regalen des Home Office zu schlummern“; sie ist nicht fähig und willens „aus ihren modernen Blaubüchern³⁸ auch nur ein einziges lesbares Buch zusammenzustellen, das jedem die Möglichkeit geben würde, sich ohne Mühe einiges Material über die Lebenslage der großen Mehrheit der ‚freigebornen Briten‘ zu machen“³⁹.

³⁷ Diese „avalanche of printed numbers“, wie Ian Hacking (Ian Hacking: *Biopower and the Avalanche of Printed Numbers*. In: *Humanities in Society* Los Angeles. 1982. No. 5. S. 279–295) die wissenschaftliche und administrative Datensammlungs- und Registrierungswut nach 1820 nannte, lässt sich vielleicht am besten an folgenden Beispiel illustrieren: „The first American census asked four questions of each household. The tenth decennial census posed 13,010 questions on various schedules addressed to people, firms, farms, hospitals, churches and so forth. This 3,000 fold increase is striking, but vastly understates the rate of growth of printed numbers: 300,000 would be a better estimate.“ (Hacking: *The Taming of Chance*. S. 2.)

³⁸ „Blue Books“ wurden die in einheitlichen blauen Umschlägen verfassten offiziellen Berichte der Untersuchungskommissionen und Regierungsbehörden genannt. Manche von ihnen – wie der *Poor Law Report* von 1834 oder der *Sanitary Report* von 1842 – wurden, entgegen der Aussage von Engels, zu wahren Bestsellern.

³⁹ Siehe Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: MEW. Bd. 2. S. 230. Marx wird später, im *Kapital*, etwas anders über die Leistungen der Kommissionen, der regierungsamtlichen Inspektoren und ihrer Berichte urteilen: „Im Vergleich zur englischen ist die sociale Statistik Deutschlands und des übrigen kontinentalen Westeuropa’s elend. Dennoch lüftet sie den Schleier grade genug, um hinter demselben ein Medusenhaupt ahnen zu lassen. Wir würden vor unsren eignen Zuständen erschrecken, wenn unsre Regierungen und Parlamente, wie in England, periodische Untersuchungskommissionen über die ökonomischen Verhältnisse bestellten, wenn diese Kommissionen mit derselben Machtvollkommenheit, wie in England, zur Erforschung der Wahrheit ausgerüstet würden, wenn es gelänge, zu diesem Behuf ebenso sachverständige, unparteiische und rücksichtslose Männer zu finden, wie die Fabrikinspektoren Englands sind, seine ärztlichen Berichterstatter über „Public Health“ (Oeffentliche Gesundheit), seine Untersuchungskommissäre über die Exploitation der Weiber und Kinder, über Wohnungs- und Nahrungszustände u.s.w.“ (Marx: *Das Kapital*, Bd. 1. In: MEGA² I/8. S. 45; MEW. Bd. 23. S. 15.)

Engels versteht demnach seinen Text als die Vollendung oder den Vollzug einer von der Bourgeoisie nicht unternommenen Leistung: die Verhältnisse und Zustände *wahrheitsgemäß* – und das heißt in der objektivierten Form der Zahlen, Tabellen und Statistiken – offen zu legen. Sein Text ist eine *Kritik* besonderer Art: sie zielt nicht nur oder nicht wesentlich auf die sozialen Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise, sondern sie zielt auf das Verschweigen, Verdecken und Kaschieren der *Wahrheit* dieser Auswirkungen. Es ist so, als würde Engels sagen: Ihr kennt die Wahrheit, ihr habt sie mit euren Enqueten, Befragungen und Tabellen erhoben – aber ihr sprecht sie nicht aus, ihr vergrabt sie in den Verließen eurer Bibliotheken und Archive. Eine solche Kritik ist zu unterscheiden, von derjenigen, die Marx und Engels später etwa in der *Deutschen Ideologie* entwickeln werden und dem, was Marx in seiner *Kritik der politischen Ökonomie* unternommen hat.⁴⁰ Es geht nicht darum zu zeigen, wie eine Wahrheit durch Verkehrung, Naturalisierung oder durch soziale Herrschaftsinteressen verschleiert wird. Da scheinbar die Wahrheit in den Tabellen und mathematisch erzeugten Zahlenreihen offen zutage tritt, bedarf es nicht des mühsamen, historisch und dialektisch angeleiteten Prozesses ihrer Rekonstruktion, bedarf es nicht der gleichzeitigen Kritik der bürgerlichen Vorstellungen, der Begriffe, Kategorien und Erkenntnisinteressen. Anders als die diskursive Argumentation scheint für Engels die statistische Methodik der Zahlen, Fakten und Figuren gerade nicht die Objektivität der Erkenntnistatsachen zu berühren, geschweige denn zu verzerren. Zwischen der statistischen Produktion des Wissens und der (Re-)Präsentation dieses Wissens in Aussagen, Schlussfolgerungen und Urteilen herrscht vollkommene Transparenz.⁴¹ Die Zahlen sprechen für sich!

⁴⁰ In seinen ein Jahr zuvor verfassten „Umrissen zu einer Kritik der Nationalökonomie“ verwendet Engels noch eine „naive“, weil moralisierende Form der Kritik, die darauf abzielt, dem Gegner Betrug, Niedertracht, Unsittlichkeit und Infamie nachzuweisen: „Je näher die Oekonomie der Gegenwart kommen, desto weiter entfernen sie sich von der Ehrlichkeit. Mit jedem Fortschritt der Zeit steigert sich nothwendig die Sophisterei, um die Oekonomie auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Darum ist z. B. *Ricardo* schuldiger als *Adam Smith* und *Mac Culloch* und *Mill* schuldiger als *Ricardo*.“ (Friedrich Engels: Umrisse einer Kritik der Nationalökonomie. In: MEGA² I/3. S. 467–494. Zitat: S. 471–472; MEW. Bd. 1. S. 499–524. Zitat: S. 501.)

⁴¹ Genau dies bestreitet Carlyle, wenn er den Statistiken als solchen keinen großen Erkenntniswert zugesteht. Zum einen können Statistiken gefälscht sein, „according to the old Proverb, ‘as the statist thinks, the bell clinks’!“ (Carlyle: Chartism. S. 157.) Zum anderen sind schon in die Produktion der Daten Blindstellen und Unschärfen eingelassen. “Conclusive facts are inseparable from inconclusive except by a head that already understands and knows. Vain to send the purblind and blind to the shore of a Pactolus never so golden: these find only gravel; the seer and finder alone picks up gold grains there. And now the purblind offering you, with asseveration and protrusive importunity, his basket of gravel as gold, what steps are to be taken with him?” (Carlyle: Chartism. S. 157.)

Daher ist es auch keineswegs verwunderlich, dass Engels sich die Untersuchungsergebnisse der Regierungskommissionen, der jährlichen Inspektionsberichte und verschiedenster sozialmedizinischer Abhandlungen kritiklos aneignen kann. Nicht ohne Übertreibung lässt sich behaupten, dass der größte Teil der „Lage der arbeitenden Klasse in England“ mehr oder weniger aus dem schon vorhandenen umfangreichen offiziellen und veröffentlichten Textmaterial kompiliert wurde. So schreibt Engels selbst in einer Fußnote, dass etwa die in der Einleitung breit dargestellte „Entwicklungsgeschichte des Proletariats“ aus der großen Studie über die *Manufacturing Population of England* des Arztes Peter Gaskell stamme.⁴²

4. Reinigung

Unter den Dokumenten, Abhandlungen und Monografien,⁴³ die Engels heranzieht und zitiert, ragt allerdings ein Text ganz besonders hervor. Dabei handelt es sich um eine Studie, die zum Paradigma für alle späteren sozialstatistischen und soziografischen Untersuchungen der Lage der arbeitenden Klassen in England wurde – einschließlich derjenigen von Engels.⁴⁴ Sie ist außerdem die erste detaillierte Arbeit über den urbanen Raum – über die Lebens-, Arbeits- und Wohnverhältnisse seiner Einwohner. Als *James Phillips Kay* (1804–1877) diese Studie 1831/32 anfertigte, waren schon die ersten Warnungen vor der „asiatischen Cholera“ im Umlauf, die den Stadtrat von Manchester dazu veranlasseten, Gesundheitsbehörden (Boards of Health) einzurichten.⁴⁵ Als leitendes Mitglied der koordinierenden Zentralbehörde ist er maßgeblich an der im Vorfeld der Choleraepidemie durchgeführten Datenerhebung beteiligt: „In Manchester wurden in jeden der vierzehn Polizeidistrikte Gesundheitsbehörden eingerichtet

⁴² Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: MEW. Bd. 2. S. 297.

⁴³ Dabei stehen in erster Linie gar nicht die offiziellen Kommissions- und Inspektionsberichte im Vordergrund, sondern vielmehr die monografischen Arbeiten sogenannter „bürgerlicher Autoren“. Zu nennen sind hier neben James P. Kays *The Moral and Physical Condition of the Working Classes* (1832), Peter Gaskells *The Manufacturing Population of England* (1832) und Archibald Alison's neomalthusianisches Werk mit dem Titel *The Principles of Population, and their connection with human happiness* (1840).

⁴⁴ Siehe hier zu Poovey: *Making a Social Body*. S. 55–72 und 73–88; sowie meine Ausführungen, Matthias Bohlender: *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens. Politische Ökonomie, Polizei und Pauperismus*. Weilerswist 2007 (im Folgenden: *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens*). S. 286–295.

⁴⁵ Die ersten Fälle von Cholera in Manchester wurden Mitte Mai des Jahres 1832 registriert; ein halbes Jahr zuvor schon waren die *Boards of Health* gegründet worden – 14 Bezirksbehörden unter der koordinierenden Leitung einer Zentralbehörde, deren Sekretär James P. Kay war.

tet, um genauestens den Zustand der Häuser und Straßen zu inspizieren. Diese Distrikte teilte man in kleine Abschnitte ein, denen je zwei oder mehr Inspektoren aus dem angesehensten Einwohnerkreis der Umgebung zugeordnet wurden. Man stattete sie mit Fragebögen aus, die sie für jedes einzelne Haus und jede Straße ausfüllen sollten. [...] Und da die Untersuchung gleichermaßen durch die Forderung nach Mildtätigkeit, persönlicher Sicherheit und allgemeiner Wohlfahrt in Gang gesetzt wurde, so waren ihre Ergebnisse so genau wie es die Natur der Untersuchung erlaubte.“⁴⁶

Der städtische Raum wird also in Sektionen und Straßenabschnitte untergliedert, vertrauenswürdige Inspektoren der Umgebung werden rekrutiert, um vor allem eines zu leisten: Mit ihren Tabellen, Tafeln und Fragebögen erzeugen sie für jeden Distrikt, für jede Sektion, für jede Straße und jedes Haus ein repräsentatives Abbild des jeweiligen Zustandes in Form von spezifischen Daten. Diese Daten fließen zurück an die Zentralbehörde, wo die Informationen gesammelt, strukturiert und ausgewertet werden. Das Ergebnis ist eine *soziale Kartografie* und *Topografie* des städtischen Raumes. Man weiß nun beispielsweise, wo die überfülltesten, unhygienischsten Häuser und Wohnungen liegen, wo die engsten und ungepflasterten Straßen sind, in welchen Straßenabschnitten die meisten Iren wohnen („Little Ireland“ genannt) oder die höchste Arbeiter- und Pauperpopulation anzutreffen ist. Eine solche Form der Wissensakkumulation verbunden mit behördlichen Kontrollgängen, wenn man sie in bestimmten zeitlichen Abständen wiederholt, ermöglicht es, Veränderungen, Abweichungen oder Normalitäten festzustellen. *Wissen, Zeit* und *amtliche Autorität* zusammen genommen, konstituieren jenes *Sensorium*, von dem Kay überzeugt war, dass es als funktionales Äquivalent für das zentrale Nervensystem des tierischen Körpers dienen könnte: ein Bewusstseins- und Steuerungszentrum für jede minimale Veränderung in den Beziehungen und Korrelationen der sozialen Körperteile (Häuser, Straßen, Distrikte; Luft, Feuchtigkeit, Abwässer; Iren, Pauper, Arbeiter) untereinander.

Engels ist von dieser sozialen Kartografie und Topografie des Raumes, von dieser Technologie der Repräsentation von Wirklichkeit so fasziniert, dass er nicht nur das Herzstück seiner Abhandlung darauf verwendet – nämlich das Kapitel über die „großen Städte“; er geht sogar noch einen Schritt weiter. Während Kay die „Wirklichkeit“ der Slums von Manchester lediglich in Zahlenreihen und Tabellen abzubilden versucht, ergänzt Engels diese empirischen Befunde durch „wirkliche Abbildungen“: durch den Stadtplan von Manchester

⁴⁶ James Kay: *The Moral and Physical Condition of the Working Class Employed in the Cotton Manufacture in Manchester*. Shannon 1971. S. 5ff.

und städtebauliche Lagezeichnungen von Straßenzügen und Quartieren.⁴⁷ Bis in die Bauart und Lage der Häuser, ja bis in die grafische Darstellung der Ziegelverfugung hinein versucht Engels dem deutschen Leser die Wirklichkeit des urbanen Raums näher zu bringen.

Aber wie bei Carlyles nationalpolitischem Niedergangsdiskurs führt diese Faszination für Kays Untersuchungsmethode und die damit verbundene Kritik der Wohn- und Lebensbedingungen der arbeitenden Bevölkerung zu einer Adaption dessen, was man den diskursiven Deutungsrahmen dieser Kritik nennen könnte. Bei Carlyle – dem konservativen Poeten und Rhetor – war dies *die Sprache des Nationalen, des Heroischen und des Niedergangs*. Bei James P. Kay – dem liberalen Arzt und Gesundheitsreformer – ist es die mit statistischen Daten gestützte *Sprache des Körpers, der Hygiene und der Infektion*. Die bevorstehende Cholera ist dabei nicht nur eine reale Bedrohung, sondern wird zum Sinnbild für eine von außen eingeschleuste Krankheit, die den sozialen Körper schwächt und degeneriert. Wie schon bei Carlyle finden wir auch hier den notorischen „irischen Einwanderer“ – nun aber als epidemiologischen Fremdkörper, der die englische arbeitende Klasse mit seiner barbarischen Lebensweise infiziert.

„Würden Sich diese [die irischen] Sitten durchsetzen, so käme es zu einer Steigerung des pauperistischen Schreckens. Eine *schwachsinnige* und *entkräftete Rasse* (debilitated, emasculated race) würde sich rasch vermehren. Moral hätte aufgehört, das Wachstum der Bevölkerung zu kontrollieren; nur Verbrechen und Krankheit wären noch das einzige Hindernis [...] Eine solche Rasse ist nur noch *als Masse tierischer Körper* (animal organisations) zu gebrauchen, die die kleinste Lohnsumme konsumiert. Der niedrige Preis der Arbeit dieser Leute hängt nämlich vom Mangel ihrer Bedürfnisse und ihren primitiven Gewohnheit ab. In dem Moment, wo sie an der Produktion des Reichtums mitarbeiten, bilden auch ihre barbarischen Gewohnheiten und folglich ihre moralischen Schwächen einen Teil der Gleichung.“⁴⁸

⁴⁷ Siehe Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: MEW. Bd. 2. S. 277, 281, 287–288.) Pate steht hier der von Engels nur einmal kurz erwähnte, wirkungsgeschichtlich aber höchst bedeutsame *Report on the Sanitary Condition of the Labouring Population in Great Britain* von 1842. Neben Kays Studie gehört dieser weitgehend von Edwin Chadwick kompilierte Bericht zu den Gründungsdokumenten des öffentlichen Gesundheitswesens (Public Health) in England und den USA. Entgegen den Aussagen von Engels verschwindet dieser Bericht auch nicht in den Regalen des Home Office, sondern Chadwick besorgt eigens eine Quartoausgabe mit einer Auflage von 100 000 Stück. Siehe dazu Bohlender: *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens*. S. 349ff.

⁴⁸ Kay: *The Moral and Physical Condition of the Working Class Employed in the Cotton Manufacture in Manchester*. S. 50ff. Herv.: MB.

Kay beschwört mit seiner Kritik nicht den Niedergang der angelsächsischen Nation, sondern die durch Krankheit und mangelnde Hygiene hervorgerufene Schwächung des moralischen und physischen Körpers der Gesellschaft. Die über Handel, Markt und industrielle Produktion organisierte Gesellschaft ist aufgrund ihrer arbeitsteiligen Struktur (Kay spricht von einem „sozialen System“) anfällig für pathologische Infektionen. Sie muss daher präventiv geschützt und ihre anfälligen Dispositionen – insbesondere die Arbeits-, Wohn- und Lebensverhältnisse der Arbeiter – müssen dauerhaft aufgezeichnet und überwacht werden. Da dem sozialen Körper ein natürliches Sensorium zur Registrierung und frühzeitigen Alarmierung abgeht, muss hierfür in Kays Augen eine eigenständige Behörde eingerichtet werden: eben jene schon erwähnte zentrale Gesundheitspolizei. Carlyle ersehnte sich eine „wahre aristokratische Führung“, um die Revolte abzuwehren und die Nation wieder zu einen; Kay dagegen träumt fast zur selben Zeit von einem modernen Regierungsapparat, von Inspektoren, Melderegistern, Tafeln und Tabellen, um die kapitalistische Industriegesellschaft zu führen und zu reformieren.

Wie aber verhält sich Engels Text zu diesen „Träumen“? Zunächst ist für Engels die Studie von Kay ein weiteres Zeugnis für den „sozialen Krieg“, den die bürgerliche Klasse gegen das Proletariat führt. Sie untergräbt – durch die Lebens- und Wohnbedingungen in den Städten – die „moralische“ und „physische“ Konstitution der Arbeiterklasse. Was ihn besonders irritiert ist die *sexuelle Promiskuität* oder: die „Zügellosigkeit und Regellosigkeit des geschlechtlichen Verkehrs“ der Arbeiter. Mit Abscheu spricht er von jenen „Logierhäusern“ in Manchester, in denen sich Nacht für Nacht die Körper von tausenden Menschen vermischen. „Welche physische und moralische Atmosphäre in diesen Höhlen des Lasters herrscht, brauche ich wohl nicht zu sagen. Jedes dieser Häuser ist ein Fokus des Verbrechens und der Schauplatz von Handlungen, die die Menschlichkeit empören und vielleicht ohne diese gewaltsame Zentralisation der Unsittlichkeit nie zur Ausführung gekommen wären.“⁴⁹ Ein weiteres moralisches und physisches Laster, dass Engels anführt, ist die „*Trunksucht*“: „Namentlich Samstagabends, wenn der Lohn ausbezahlt ist und etwas früher als gewöhnlich Feierabend gemacht wird, wenn die ganze arbeitende Klasse aus ihren schlechten Vierteln sich in die Hauptstraßen ergießt, kann man die Trunkenheit in ihrer ganzen Brutalität sehen.“⁵⁰ Engels ist immer bemüht diese Verhaltensweisen auf die sozialen Umstände zurückzuführen, doch bisweilen kann er den Ton des „bürgerlichen Sittenwächters“

⁴⁹ Siehe Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In: MEW. Bd. 2. S. 297.

⁵⁰ Ebenda. S. 354.

nicht unterdrücken: „Die Fehler der Arbeiter lassen sich überhaupt alle auf Zügellosigkeit der Genußsucht, Mangel an Vorhersicht und an Fügsamkeit in die soziale Ordnung, überhaupt auf die Unfähigkeit, den augenblicklichen Genuß dem entfernteren Vorteil aufzuopfern, zurückführen.“⁵¹

Ein letzter Topos, der die moralische und physische Lage der Arbeiterklasse anzeigt, ist die *Verbrechensrate*. „Mit der Ausdehnung des Proletariats hat daher auch das Verbrechen in England zugenommen, und die britische Nation ist die verbrecherischste der Welt geworden.“⁵² Ausgerüstet mit den entsprechenden „Kriminal-Tabellen“ listet Engels nun die Verhaftungszahlen und die Verbrechensrate auf, die sich in England in 37 Jahren versiebenfacht habe. Die Bourgeoisie macht aus den englischen Arbeitern eine Klasse von Dieben, Räubern, Kindsmördern, Huren und Schlägern.⁵³ „In diesem Lande“, so fasst er zusammen,

„ist der soziale Krieg vollständig ausgebrochen; jeder steht für sich selbst und kämpft für sich selbst gegen alle andern, und ob er allen andern, die seine erklärten Feinde sind, Schaden zufügen soll oder nicht, hängt nur von einer selbstsüchtigen Berechnung über das ab, was ihm am vorteilhaftesten ist. Es fällt keinem mehr ein, sich auf friedlichem Wege mit seinen Nebenmenschen zu verständigen; alle Differenzen werden durch Drohungen, Selbsthülfe oder die Gerichte abgemacht. Kurz, jeder sieht im andern einen Feind, den er aus dem Wege zu räumen, oder höchstens ein Mittel, das er zu seinen Zwecken auszubeuten hat.“⁵⁴

Mit diesen drei Topoi – sexuelle Zügellosigkeit, Trunksucht und Verbrechen – übernimmt Engels den Deutungsrahmen einer Gesellschaftskritik, die weder *sozio-ökonomisch*, noch *nationalpolitisch*, sondern im Sinne James P. Kays *moral-*, bzw. *sozialhygienisch* ausgerichtet ist. Die Verwerfungen, die die industriekapitalistische Arbeits- und Lebensweise erzeugt, werden als „soziale und moralische Krankheiten“ am Körper der Gesellschaft verstanden. Wie aber kuriert man diesen Körper? Kays Programm hierfür ist das einer *Reinigung*: Reinigung Englands vom irischen Fremdkörper, aber auch Reinigung der

⁵¹ Ebenda. S. 355.

⁵² Ebenda. S. 356–357.

⁵³ Nicht zufällig entsteht unter dem Eindruck dieser neuen „Kriminalstatistik“ das geflügelte Wort von den arbeitenden Klassen als „gefährliche Klassen“, mit der Folge der ersten großen Gesetzgebungen zur Errichtung eines modernen Polizeiwesens und moderner Gefängnisanstalten. Siehe dazu Louis Chevalier: *Laboring Classes and Dangerous Classes in Paris During the First Half of the Nineteenth Century*. New York 1973; Michael Ignatieff: *A Just Measure of Pain. The Penitentiary in the Industrial Revolution, 1750–1850*. London 1978; Bohlender: *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens*. S. 175ff.

⁵⁴ Engels: *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. In: MEW. Bd. 2. S. 359.

Slums, der Abwässer, Abfälle und die Errichtung einer urbanen, sozialhygienischen Infrastruktur samt der notwendigen Regierungsbehörden zur präventiven Vorsorge. Engels hingegen will die *finale Krisis*, er will gewissermaßen die Krankheit bis zur *Selbstreinigung* voranschreiten sehen:

„Denn der Verlauf der sozialen Krankheit, an der England leidet, ist derselbe wie der einer physischen Krankheit; sie entwickelt sich nach gewissen Gesetzen und hat ihre Krisen, deren letzte und heftigste über das Schicksal des Kranken entscheidet. Und da die englische Nation bei dieser Krisis doch nicht untergehen kann, sondern erneut und wiedergeboren aus ihr hervorgehen muß, so kann man sich nur über alles freuen, was die Krankheit auf die Spitze treibt.“⁵⁵

Erstaunlich ist hier nicht, dass Engels die medizinisch-hygienischen Metaphern übernimmt um einen sozialen Prozess zu beschreiben; entscheidender scheint mir vielmehr die Tatsache, dass Engels ein Gefangener diese Metaphorik geworden ist: er denkt die Revolution als einen naturgesetzlichen Verlauf, der von der Krise in die Reinigung und Erneuerung tritt. Warum aber die „zügellosen“, „trunksüchtigen“, „kriminellen“ und „mit der stärksten Neigung zur Immoralität“ ausgestatteten“ Arbeiter in einem sozialen Krieg aller gegen alle sich plötzlich vereinigen und gegen die Bourgeoisie antreten werden, ist genau so rätselhaft wie die Frage danach, auf welche Weise dies geschehen soll. Die *moralhygienische* Sprache der Kritik kann letztlich nur eine kulturpessimistische „Degenerierung“, „Demoralisierung“ und Auflösung der Gesellschaft diagnostizieren: „Die Auflösung der Menschheit in Monaden, deren jede ein apartes Lebensprinzip und einen aparten Zweck hat, ist hier [in der Stadt] auf ihre höchste Spitze getrieben.“⁵⁶ Etwas anders stellt sich die Sache dar, wenn man in das *sozio-ökonomische* Register überwechselt; dort erscheinen plötzlich die großen Städte und die Zentralisation der Bevölkerung als Motoren der Klassen- und Bewusstseinsbildung. „Die Arbeiter fangen an, sich als Klasse in ihrer Gesamtheit zu fühlen, sie werden gewahr, daß sie, obwohl einzeln schwach, doch zusammen eine Macht sind.“⁵⁷ Beide Sprachen, beide Register wollen nicht so recht zusammenpassen: die Klassenrevolution des bewussten, kämpferischen Proletariats und die geistige, körperliche und moralische Depravation derjenigen, die dieses Proletariat bilden. Dort aber, wo beide Register von Engels ineinander überführt werden, entsteht ein Hybrid: die „soziale Revolution“ als hygienischer Reinigungsakt: „Die großen Städte haben die Krankheit des sozialen Körpers, die auf dem Lande in chronischer Form auftritt, in

⁵⁵ Ebenda. S. 351.

⁵⁶ Ebenda. S. 257.

⁵⁷ Ebenda. S. 349.

eine akute verwandelt, und dadurch das eigentliche Wesen derselben und zugleich die rechte Art, sie zu heilen, an den Tag gebracht.“⁵⁸

Erstaunlich ist aber noch etwas anderes: Engels ist nicht nur von der Sprache der bürgerlichen Kritik geblendet, er nimmt diese Kritik als Element einer sozialen und politischen Reformbewegung überhaupt nicht wahr. Ihn wundert es, schreibt er am Ende, dass die Bourgeoisie bei allen Ergebnissen ihrer Untersuchungskommissionen, ihrer Enqueten und Studien über den Zerfall der Gesellschaft, „so ruhig und gelassen bleibt“. Und er fährt fort: „Aber dafür ist sie gerade Bourgeoisie und kann von ihrem Standpunkte aus nicht einmal die Tatsachen, geschweige ihre Konsequenzen, wahrnehmen.“⁵⁹ Es scheint so, als ob Engels vor lauter Zahlen, Tabellen, Plänen, Kommissionsberichten, Studien und Analysen nicht mehr sieht, dass er es mit den Ergebnissen eines technologisch aufgeklärten Reformbürgertums zu tun hat, das gerade dabei ist, die bürgerliche Gesellschaft und den Regierungsapparat zu modernisieren. Während Engels felsenfest davon überzeugt ist, dass die Revolution in England kurz bevorsteht, dass es für eine friedliche Lösung längst schon zu spät ist und der Kommunismus die einzige Chance, ein Blutbad ungeheuren Ausmaßes zu verhindern, während Engels also der Bourgeoisie einen mehr als vermessenen Pakt vorschlägt: Tretet ab und im Gegenzug verhindern wir das Schlimmste, arbeitet diese gerade daran, den Engelsschen Traum von der Revolution zu beerdigen. Die Ironie dabei ist, dass sie die Zerschlagung dieses Traumes mit jenen Mitteln, jenen Techniken, Wissensformen und Analysen einleiten wird, von denen Engels glaubt, dass sie zu seiner Verwirklichung führen werden.

Die Kritik im Handgemenge, so können wir abschließend resümieren, ist ein zweischneidiges Schwert. In der Weise, wie sie auf den Gegner zielt, um ihn zu treffen und ihm das Erschrecken zu lehren, muss sie sich auf den Gegner einlassen und sich mit seiner Kritik, seinen Erkenntnisinstrumenten und Kategorien amalgamieren. Wenn es darum geht, die „liberale Bourgeoisie aus dem Munde zu schlagen“, so muss man auch ihre Mundart beherrschen. Aber die Sprache eines Thomas Carlyle, eines James P. Kay oder der modernen Statistik lassen sich nicht als neutrale Werkzeuge benutzen; sie schleichen sich unbemerkt in die eigene Erkenntnisweise, ja in die Produktionsweise einer eigenen Sprache der Kritik ein. Man konnte dies daran erkennen, wie die sozioökonomische Kritik immer wieder von Elementen des nationalpolitischen und des moralhygienischen Diskurses durchzogen wurde und hybride Gebilde

⁵⁸ Ebenda. S. 349/350.

⁵⁹ Ebenda. S. 359.

erzeugte („irischer Arbeiter“, „Lumpenproletariat“, „soziale Krankheit“, Revolution als Reinigungsakt etc.). Und man konnte die Problematik einer solch vermeintlichen Instrumentalisierung auch daran erkennen, wie sehr sich Engels von seinen „authentischen Quellen“ täuschen ließ, als diese nationale Führungslosigkeit, Niedergang und Auflösung des sozialen Körpers konstatierten, – nicht aber, um die Revolution herbeizuführen, sondern umgekehrt: um diese Form der Umwälzung gerade mit einer Rhetorik des Schreckens zu verhindern.

Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das *Kapital*

Bertram Schefold

Die Wertformenlehre*

Die Veröffentlichung der verschiedenen Fassungen des *Kapital* in der Abteilung II der MEGA[®] erleichtert es, das Gesamtwerk als eine durch die Wertformenlehre gestiftete Einheit zu sehen, mit der Analyse von Ware und Wert als Fundament, mit der Ausbeutungslehre, der Produktion des absoluten und des relativen Mehrwerts, der Akkumulation und der Zirkulation als tragenden Säulen und mit der Verwandlung von Mehrwert und Profit, Zins und Rente und der Entstehung der Revenuen als Dach des Gebäudes. Ich habe meine Sicht zu Band III in der Einführung zu MEGA[®] II/15 dargelegt und mit dem neuen Aufsatz „Zirkulation, Produktivität und fixes Kapital zum Erscheinen des MEGA[®]-Bandes II/12“ ergänzt.¹ Hier möchte ich einen Gesamtüberblick versuchen, den ich in der Form einer Verbindung neuerer und älterer Überlegungen zur Marxschen Werttheorie dem Hauptteil, einer Überarbeitung meiner Einführung zu II/15, voranstelle. Ich gestatte mir dazu eine persönlich gehaltene Bemerkung.

Die Wertformenlehre hat mich mit ihrer dezidiert antimodernen logischen Struktur seit meiner ersten Marx-Lektüre mit Freunden in Cambridge 1969 fasziniert und innerlich gespalten: gegen sie sprachen damals der *genus loci*,

* Eine erste Fassung dieses Aufsatzes erschien als Vorwort zum *Kapital* Bd. III in der MEGA[®], eine zweite wurde, erweitert, beim Internationalen MEGA[®]-Kolloquium „Die historisch-kritische Edition von Marx’ ‚Kapital‘ in deutsch-japanisch-russischer Forschungskooperation“ vorgestellt. Die vorliegende Fassung entstand aufgrund einer erneuten Überarbeitung.

¹ Erschienen als Bertram Schefold: Zirkulation, Produktivität und fixes Kapital. Zum Erscheinen des MEGA[®]-Bandes II/12. Berlin 2007. Marx-Engels-Jahrbuch 2006. S. 7–46 (im Folgenden: Zirkulation, Produktivität und fixes Kapital).

die Argumente Joan Robinsons und Piero Sraffas, auch die mathematisch-naturwissenschaftliche Schulung, die hinter mir lag, dafür sprach die Erinnerung an philosophische Texte, vor allem an Platons *Parmenides*, das Urbild der Dialektik. In Frankfurt stieß ich dann 1974 auf eine lebhafte, aus der Frankfurter Schule hervordachsende Diskussion, mit Hans-Georg Backhaus als Verteidiger², Werner Becker³ als Gegner der Wertformenlehre; in meinen Nachworten⁴ zu Sraffa versuchte ich, bei der Klärung des Verhältnisses von Sraffa und Marx auch den Status der Wertformenlehre zu erfassen. Diese stand damals für mich damit in zwei Diskussionszusammenhängen:

Einerseits führte die Auseinandersetzung zwischen Backhaus und Becker zum Problem, ob Marx eine „korrekte“ Logik verwendete. Sollte man aus Widersprüchen auf falsche Prämissen schließen oder war es zulässig, Widersprüche zu „entwickeln“? Da für mich nicht befriedigend geklärt wurde, wann das „Entwickeln“ der Widersprüche als sinnvoll und fruchtbar angesehen werden durfte, wann es nur in logische Aporien führte, wann eine Bezeichnung eines Gegensatzes in der realen Welt als Widerspruch eine berechtigte Kritik eines zu ändernden gesellschaftlichen Tatbestandes darstellte, wann damit nur eine parteiische Denunziation der Realität vorlag, wandte ich mich von der Wertformenlehre ab und fuhr fort, mit der Methode der Cambrdiger Ökonomen auf den von Keynes und Sraffa angebahnten Wegen weiterzuforschen.

Die Diskussion über Sraffa ließ sich andererseits von Marx nicht völlig lösen. Deutete Marx Ricardo richtig? Wie war Sraffa in Bezug zu Ricardo und dessen Arbeitswertlehre zu sehen? Sollte man von einer gegebenen Gebrauchswertstruktur ausgehen und die Produktionspreise, gestützt auf die Gewinnmaximierung, ableiten oder hatte Marx recht, auf der Wertform zu bestehen? Hieß dies, dass es notwendig war, in die Produktionspreisgleichungen auch einen Geldvorschuss zu integrieren? War doch etwas dran am Marxschen Gedanken, dass über die Technikwahl nicht einfach eine rationale Gewinnmaximierung bei gegebenen Preisen entschied, sondern dass in Einzelentscheidungen letztlich nicht auflösbare Tendenzen den sich in den Investitionen der Unternehmen manifestierenden Fortschritt modifizierten?

Heute sehe ich aus größerem Abstand und einer liberaleren Perspektive Marx näher an der historischen Schule, die ich seither besser kennenzulernen Gelegenheit hatte. Eine rationale Rekonstruktion weiter Teile des Marxschen

² Z. B. Hans-Georg Backhaus u. a. (Hrsg.): Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie 3. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie 11. Frankfurt/M. 1978. S. 16–117.

³ Werner Becker: Kritik der Marxschen Wertlehre. Hamburg 1972.

⁴ Bertram Schefold: Nachworte zu Piero Sraffa. In: Piero Sraffa: Warenproduktion mittels Waren. Frankfurt/M. 1976. S. 131–226.

Werkes unter Isolierung des ricardianischen Elements in seinem Denken bleibt interessant und möglich und wird im Fortgang dieses Aufsatzes auch nochmals beschrieben werden. Ihr steht aber entgegen, dass die rationale Gewinnmaximierung bei ihm nirgends allein den Gang der Analyse bestimmt, sondern alles Handeln seiner Akteure in historische Gesetzmäßigkeiten eingebunden erscheint. Seine Charaktermasken handeln nicht mit vollem, selbständigem Bewusstsein, sondern sie bleiben Gefangene ihrer Herkunft, ihrer Stellung, ihrer daraus hervorstwachsenden Ziele, und so unterliegen sie einer vorgegebenen Bestimmung, die es Marx ermöglicht, die Summe der Ergebnisse ihres Handelns bestimmten Tendenzen folgen zu lassen – oder solche Tendenzen wenigstens zu unterstellen. Wer sich von dieser Denkweise vereinnahmen lässt, wird sich nicht überzeugen lassen, wenn beispielsweise gezeigt wird, dass sich die Verelendungstendenz, also eine Tendenz zum Sinken der Reallöhne, und die Tendenz der Profitrate zu fallen widersprechen, *sofern* die Kapitalisten die Techniken ökonomisch rational wählen und keine malthusianisch-ricardianische Verknappung der Ressourcen den pro-Kopf zu erzielenden Überschuss mindert. Die Kapitalisten sind bei Marx nicht immer im Sinn von Menger oder Weber „rational“, und erst recht fehlt es ihnen an der in der allgemeinen Gleichgewichtstheorie der Neoklassik unterstellten allgemeinen Voraussicht, so dass Ungleichgewichte und simultane Rückgänge von Löhnen und Gewinnen möglich sind. Und Tendenzen können sich alternierend geltend machen.

Formen gesellschaftlicher Entwicklung werden schon in der Antike hypothetisch diskutiert – Dekadenzvorstellungen reichen zurück in die Mythologie –, und sie finden einen Ausdruck in Stufenlehren, wie wir sie in der schottischen Aufklärung, bei Adam Smith, vor allem aber in der deutschen historischen Schule finden. Die Stufenlehren können von einem monoton steigenden Fortschritt ausgehen, wenn etwa die Wirtschaft von der Hauswirtschaft über die Dorf-, Stadt- und Volkswirtschaft bis zur Weltwirtschaft integriert wird, oder es können sich Momente von Fortschritt und Rückschritt überlagern, wenn in Hildebrands Trias von Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft und Kreditwirtschaft die erste Stufe von größerer menschlicher Nähe gekennzeichnet ist als die mittlere, während die Kreditwirtschaft wieder neue individuelle Entfaltungsmöglichkeiten bieten soll, indem dem Begabten durch Bankkredite der Weg zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieg ermöglicht wird.

Betrachten wir nun die gedachte Gesellschaft, in die Marx seinen Warenaustausch einbettet. Eine nicht nur positiven Kräften des Fortschritts dienende Entfaltung wird auch in seiner Wertlehre vorgezeichnet. Zunächst ist nicht ersichtlich, welche Rationalität er unterstellt und ob er eine analytisch-rationale

oder eine historisch-anschauliche Theorie anbieten will. Mit deutlichen Hinweisen bezieht er sich auf Aristoteles, der jedoch eine ethisch-normative Theorie abzuleiten bestrebt war. Da setzen wir ein.

Bei Aristoteles finden wir den Tausch behandelt im Rahmen der Gerechtigkeitstheorie, und zwar nach der Erörterung der ausgleichenden und der verteilenden Gerechtigkeit als Teil der Überlegungen zu den verschiedenen Formen der Gegenseitigkeit, die als solche nicht immer gerecht ist – der zurecht Bestrafte darf die Strafe nicht zurückgeben. Gegenseitigkeit kann aber gerecht sein und findet sich dann zuerst im Gabentausch – nicht Warentausch! – freier Bürger versinnbildlicht. Spontanes Geben ohne unmittelbare Hoffnung auf Wiedervergeltung ist etwas Göttliches – den Chariten werden Altäre errichtet – doch darf man auf Dank und Gegengabe hoffen. Gaben gestalten sich unterschiedlich je nach der Stellung der Gebenden. In manchen Lagen wird es dem Höheren geziemen, das größere Geschenk zu geben, in anderen versucht der Geringere, sich den Höheren durch eine ihn bis an die Grenzen der Leistungskraft beanspruchende Gabe gewogen zu machen. Der Austausch von Äquivalenten unter, wie Marx es dann ausdrücken wird, Warenbesitzern, hat bei Aristoteles einen anderen Charakter, weil – ungeachtet ihrer nur zufällig gleichen gesellschaftlichen Stellung – Äquivalente getauscht werden, so dass die Gegenseitigkeit sich im Tausch bereits erschöpft, ohne eine weitere Verpflichtung nach sich zu ziehen wie die Gunst des Höheren, der die Gabe des Niedrigeren angenommen hat. Die Gaben sind nun Waren, deren Äquivalenz allerdings nur am Geld, das für sie gegeben wird, gemessen werden kann. Einerseits gibt bei solchem Tausch jeder von seinem „Werk“, andererseits haben alle Haushalte ihren „Bedarf“. Nach vielen Jahrhunderten wuchsen aus diesen Andeutungen arbeitswerttheoretische und nutzentheoretische Begründungen der Tauschrelationen hervor, die sich bei Aristoteles selbst nicht finden.⁵

Die Gegenüberstellung von Gabentausch und Warentausch spielt in der Ethnologie bekanntlich eine bedeutende Rolle.⁶ Im Gabentausch ist der Status der Gebenden wesentlich; die Warentauschenden stehen sich als Gleiche gegenüber. Die Gaben werden gegeben in der Erwartung, aber ohne die Sicherheit einer Gegengabe. Die Gaben haben Ränge, die je nach der Lage verschieden mit dem Status der Gebenden verknüpft sein können; im einfachsten Fall werden Gebende gleichen Ranges sich gegenseitig, aber in zeitlichem Abstand,

⁵ Bertram Schefold: Platon und Aristoteles. In: Joachim Starbatty (Hrsg.): *Klassiker des ökonomischen Denkens*. München 1989. S. 15–55.

⁶ Siehe Marshall Sahlins: *Stone Age Economics*. Chicago 1972; Marcel Mauss: *Essai sur le don* (1923–1924). In: Ders.: *Sociologie et anthropologie*. Paris 1983. S. 143–279; Chris A. Gregory: *Gifts and Commodities*. London 1982.

Güter gleichen Ranges schenken, während der Warentausch von Äquivalenten Zug um Zug vor sich geht. Das wesentliche Motiv des Gabentauschs ist die gegenseitige Verpflichtung, das Motiv des Warentauschs dagegen, einen anderen Gebrauchsgegenstand einzutauschen, ohne dabei die individuelle Freiheit durch eine andere Verpflichtung als die zur Bezahlung zu beengen.

Nicht nur Marcel Mauss hat betont, dass mannigfaltige Übergänge zwischen diesen polaren Institutionen von Gaben- und Warentausch bestehen müssen. Beispielsweise setzt der Warentausch in einer Naturalwirtschaft oft eine Kreditgewährung voraus, weil die im Austausch gewünschte Ware nicht gleich verfügbar ist, und Kredit kann es bei schwach ausgebildeten rechtlichen Institutionen nicht ohne persönliches Vertrauen geben. Wirtschaftshistoriker wie Dopsch⁷ heben hervor, dass auch nach Einführung des Geldes während Jahrtausenden die Natural- und Geldwirtschaft durcheinander liefen, weil nicht genug Münzen passender Kaufkraft zur Verfügung standen, so dass eine Hütte vielleicht mit einigen Silbermünzen, einem Pferd, einem Sack Mehl und dem Versprechen der späteren Lieferung einer bestimmten weiteren Anzahl von Silbermünzen bezahlt wurde.⁸ Entsprechend bilden Metallismus und Nominalismus in der Geldtheorie theoretische Gegensätze, werden aber im Grunde beide benötigt, um die historischen Praktiken zu verstehen. Beide Theorien werden bei Aristoteles angesprochen. Ein entschiedener Metallist wie Oresmius im 14. Jahrhundert musste fordern, dass Goldmünzen, Silbermünzen und Kupfermünzen je zu ihrem Metallwert (zuzüglich eines Schlagschatzes) zirkulieren sollten, was aber schon deswegen kaum praktikabel schien, weil die Metalle untereinander Wertwechsel durchmachten, so dass man es in der Regel richtig fand, wenn die Edelmetallmünzen interregional zu ihrem Metallwert, zuzüglich eines geringen Aufschlags, zirkulierten, während Kupfermünzen zu Nominalwerten in einer lokalen Zirkulation verblieben.⁹

Dass von der Antike bis zum Mittelalter ein tiefes Verständnis der Zusammenhänge gewonnen werden konnte, beweisen uns in Europa Autoren wie Aristoteles und Oresmius, und die Handelspraktiken, die wir im Beispiel vom Kauf der Hütte angedeutet haben, wiesen ohne Zweifel eine Rationalität auf,

⁷ Alfons Dopsch: *Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft in der Weltgeschichte*. Aalen 1968 [1930].

⁸ Peter Spufford: *Money and its Use in Medieval Europe*. Cambridge 1991 [1988].

⁹ Bertram Schefold: *Nicolaus Oresmius. Die Geldlehre des Spätmittelalters*. Sowie Bertram Schefold: *Anmerkungen zum Text*. Beide in: *Vademecum zu einem Klassiker der mittelalterlichen Geldlehre. Kommentarband zur Faksimileausgabe des Werkes Nicolaus Oresmius: Tractatus de origine, natura, jure et mutationibus monetarum*. Düsseldorf 1995. S. 19–72 und S. 184–195.

die sich von der modernen Entscheidungsfindung beim Halten von beweglichem Vermögen, Titeln und Geld nicht so weit unterschied. Es war gewiss jedem Hüttenkäufer klar, dass er besser nicht alle seine Münzen weggeben sollte in dieser einen Transaktion, wenn er am nächsten Tag noch Werkzeug einzukaufen hatte, um sie zu flicken. Und einen Kredit konnte unser Hüttenkäufer ohne sonstige Sicherheit nur bei Einsatz seiner moralischen Person erwarten.

Marx hat sich nichtsdestoweniger entschieden, eine Genesis der Wertformen mit einer abstrakten Sprache zu entwickeln, die bewusstes Handeln ausschließt, aber dennoch eine Logik der Formenentstehung vermittelt. Er steht damit nicht allein, denn gerade die schottische Aufklärung betonte das Entstehen komplexer, nicht vorherzusehender Folgen aus der Summe des individuellen Handelns, wie Hayek uns in Erinnerung rief. Die Klassiker, insbesondere Smith und Ricardo, unterstellten zwar ein dezidiertes rationales Handeln als Marx, und die historische Schule berücksichtigte unterschiedliche psychische Dispositionen des Individuums und gab einer kollektiv-subjektiven Gestaltung durch den „Geist eines Volkes“ mehr Raum, aber solche Institutionen wie das Geld mochten die Klassiker doch nicht als Ergebnisse von Erfindungen und konsequenter Politik darstellen. Marx spricht zwar bei der Einführung der Münze von einer „Tat“, aber von Tat ist beim bloßen Tausch nicht die Rede, und was die Münzentstehung betrifft: was wusste der Täter?

„Illi unum consilium habent et virtutem et potestatem suam bestiae tradunt“, zitiert Marx aus der Apokalypse.¹⁰ Die Geldschöpfung als weltgeschichtliches Verhängnis, entstanden aus unbewusst vollzogenen Tauschakten – ist es eine europäische Perspektive? Ich frage mich, ob man in Ostasien diese Prozesse nicht anders deuten sollte, denn in Japan wird die Einführung des Geldes als ein historisch bestimmter politischer Akt erinnert, beschlossen durch eine Person, die Kaiserin Genmei, von der es heißt, sie habe den Japanern Geld (die Einführung von Münzen) geben wollen, um ihnen die Mühen des Tragens (d. h. des Transports von Warenäquivalenten) in einem gebirgigen Land zu erleichtern¹¹, und die Formulierung lässt erkennen, dass die kaiserliche Verwaltung wusste, dass die Einführung des Geldes auch etwas kostet, da der Staat Edel-

¹⁰ Siehe Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band (im Folgenden: Das Kapital. Erster Band). In: MEGA² II/8. S. 113/114; MEW. Bd. 23. S. 101.

¹¹ Bertram Schefold: Ein Leitbild für die Tokugawa-Zeit: Miura Baiens „Kagen“. In: Ders. (Hrsg.): Vademecum zu einem japanischen Klassiker des ökonomischen Denkens. Kommentarband zum Repr. von Miura Baien: Kagen. Düsseldorf 2001. S. 5–33; wieder abgedruckt in: Ders.: Beiträge zur ökonomischen Dogmengeschichte. Ausgewählt und hg. von Volker Caspari. Stuttgart und Darmstadt 2004. S. 579–602.

metall beschaffen und prägen und später die Münzzirkulation aufrecht erhalten muss.

Ist die Marxsche Darstellung also ein Idealtyp im Sinne Max Webers, weil sie eine bestimmte Seite eines Prozesses hervorhebt, unter Abstraktion von anderen? Hervorgehoben wird das Handeln der Personen als „Charaktermasken“, als Träger „unbewusster“ (von den Handelnden nicht verstandener) gesellschaftlicher Verhältnisse, und abstrahiert wird von den als kontingent aufgefassten Zeugnissen eines gelegentlich doch aufblitzenden bewussten Handelns. Der Sache nach handelt Marx gewiss von Idealtypen, doch war er selbst offenbar der Überzeugung, sich der Realität nicht wie Weber oder Eucken durch die Überlagerung verschiedener Idealtypen nähern zu sollen, sondern in seiner Theorie den einen wesentlichen Kern getroffen zu haben. Dabei scheint für die Wertformenlehre die Publikation der ersten Auflage des ersten Bandes eine entscheidende Station gewesen zu sein: „... zwischen den verschiedenen Marxschen Versionen der Kritik der politischen Ökonomie nimmt die Erstausgabe des *Kapitals* einen eigenen Platz ein. Sie dokumentiert nämlich den Einschnitt im Arbeitsprozess Marxens, wo dieser sich eindeutig für eine streng dialektische Darstellungslogik insbesondere der Waren- und Geldanalyse entschied“¹².

Ich behaupte, dass die Darstellungslogik zwar einen suggestiven Charakter hat, aber ohne in allen ihren Ablaufschritten formal streng zu sein. Es wird eine Sprache entwickelt, mit der sich das spontane Entstehen von Wertbeziehungen, allgemeinem Äquivalent und Geld nachvollziehen lässt; die nachfolgenden Begriffe der Kapitallogik im zweiten und dritten Band stellen Erweiterungen davon dar. Dass diese Darstellungslogik Mängel aufweist, wird sich im folgenden am deutlichsten bei der Behandlung des Zinses zeigen. Dennoch hat sie bis heute ihre Anziehungskraft vor allem in der soziologischen Diskussion bewahrt.

Ich kann die Entwicklungslogik nur an einem Beispiel illustrieren.

Marx spielte gern Schach. Sagen wir, es gelte eine Dame ebenso viel wie ein Turm und ein Läufer, oder es gelte ein Läufer so viel wie ein Pferd. Ganz im Sinne der Marxschen Durchschnittsbildungen meint man mit einer solchen Formulierung wohl, es blieben zwei ansonsten gleich starke Spieler bei häufiger Wiederholung ihrer Spiele gleich stark, wenn man dem einen die Dame, dem anderen einen Turm und einen Läufer wegnähme. Oder man meint, ein Damenopfer sei im Durchschnitt einen Turm und einen Läufer wert. So ist es

¹² Marx: *Das Kapital*. Erster Band. Hamburg 1867. Faksimile der Urausgabe, mit einem editorischen Vorwort von Fred E. Schrader. Hildesheim 1980. Vorwort des Herausgebers. S. II*.

einem unbenommen, auch die einfache Wertform und sogar die Äquivalenzform an diesem Beispiel durchzudeklinieren und zu sagen, das Opfer einer Dame drücke den Verlust eines Turms und eines Läufers aus.

Eine Schwierigkeit tritt auf, wenn aus der Gleichung geschlossen wird, es seien beide „also gleich einem *Dritten*, das an und für sich weder das eine, noch das andere ist“¹³. Marx verwies im Anhang zur Erstausgabe seines ersten Bandes auf das Wägen verschiedener Metallkörper wie Eisen und Blei, die gleich schwer sein können, so dass die relative Wertform und die Äquivalenzform an ihnen veranschaulicht werden können, und für die das gemeinsame Dritte, das Gewicht, offensichtlich existiert. Im ersten Kapitel derselben Ausgabe verwies er auf den Vergleich zweier Dreiecke kraft ihrer Flächen. Unsere Beispiele und die Anwendung unterscheiden sich jedoch in theoretisch wesentlichen Nuancen. Für das Gewicht finden wir eine absolute Größe vermöge der implizierten Messung der Erdbeschleunigung an einem gegebenen Ort (wenn Marx nicht überhaupt statt des Gewichtes die Masse meinte, die wir dank universalen Konstanten auf eine Einheitsmasse eines Elementarteilchens, eines Protons oder Elektrons, beziehen können). In der Geometrie werden Flächen und Flächeneinheit definiert, wobei die letztere Festlegung in Ermangelung geometrischer Elementarteilchen eine willkürliche Festlegung darstellt. Für die Äquivalenzen von Schachfiguren ist mir keine solche allgemeine Reduktion bekannt, doch kann man die Spielstärke von Figuren näherungsweise als Vielfache der Spielstärken von Bauern ausdrücken; deren „Wert“ hängt allerdings davon ab, wie weit sie schon vorgerückt und der Ziellinie nahe sind, wo sie sich in Damen verwandeln. In diesem Beispiel gibt es also Tauschrelationen ohne ein „Drittes“.

Marx, dem solche Probleme häufig durch den Kopf gegangen sein dürften, tut nun so, als sei es ganz selbstverständlich, dass im Falle der Waren nichts anderes als Grundlage der Gleichsetzung in Frage käme als die Arbeit, die als abstrakte messbar sei: nach der Uhr. Die Wahl der Zeiteinheit entspringt dann einer der ökonomischen Wissenschaft vorgelagerten Festlegung. Wir interpretieren diesen Vorschlag zur Wertbestimmung als Hypothese und schieben andere mögliche Begründungen zur Wertbestimmung wie den Nutzen zunächst beiseite. Statt dessen fragen wir, ob eine einheitliche Dimension existiert, denn die Gleichsetzung von einer Stunde Nähen und einer Stunde Hämmern ist ebenso rätselhaft wie die Gleichsetzung eines Hemds und angenagelter Hufe-

¹³ Iring Fetscher (Hrsg.): Karl Marx, Friedrich Engels Studienausgabe. Band II: Politische Ökonomie. Frankfurt/M. 1966. Kap. 5. Karl Marx: Ware und Geld (Das Kapital. 1. Auflage 1867. 1. Buch. Kapitel 1). S. 216ff. (hier: S. 217).

sen als Ergebnis des Beschlagens eines Pferds. Der ricardianische, von Sraffa vervollkommnete Lösungsvorschlag, den wir weiter unter näher kennenlernen werden, besteht grundsätzlich darin, verschiedene Arten der Arbeit über ihre Lohnraten vergleichbar zu machen. Die unterschiedlichen Lohnraten beruhen teils auf Wanderungsprozessen zwischen den Beschäftigungen, vor allem aber auf Konventionen und werden nicht weiter hinterfragt. Die „gleiche Arbeit“ unterliegt damit einer allmählichen historischen Veränderung, und ebenso ändern sich die durch Technologie und Verteilung – wir werden noch genauer sehen, wie – immer wieder modifizierten relativen Preise. Ein „unveränderliches Wertmaß“ (oder eine, wie Sraffa es nannte, „Standardware“) lässt sich dann definieren, doch gilt es nur für den Durchschnitt einer Frist, die lang genug ist, um Durchschnitte über schwankende Marktpreise zu bilden, und kurz genug, dass von der Veränderung der Produktionsbedingungen, der Verteilung und der relativen Lohnraten abgesehen werden kann. Die unten abgeleitete Gleichung (20) ist in diesem Lichte zu interpretieren. Insofern wird nur eine „schwache Homogenität“ der Arbeit postuliert.¹⁴ Dieses Verfahren bietet eine gewisse Analogie zu unserem Schachbeispiel oder auch im Marxschen Vergleich der Dreiecksflächen, wobei freilich durch die zeitlichen Veränderungen eine Erschwernis vorliegt, als ob sich die Dreiecke allmählich bewegten und die Flächeneinheit selbst veränderlich wäre.

Bei Marx soll dagegen der postulierte Begriff der abstrakten Arbeit die Gleichsetzung begründen. Sie wird durch die Herausbildung gleicher ungelerner Arbeit konkretisiert. Die Schwierigkeit ist dabei nicht, zu verstehen, dass komplizierte Arbeit aus der einfachen durch einen auch Kapitalkosten verursachenden Unterricht hervorgeht, dessen Aufwand Lohndifferentiale begründet, sondern zu bestimmen, wann überhaupt von „gleicher“ Arbeit gesprochen werden darf, wenn Nähen und Hämmern sich doch als physisch recht verschiedene Tätigkeiten darstellen, oft genug geschlechtsspezifisch verteilt. Wie sehr Marx sich in der Auflösung dieses Rätsels naturwissenschaftlichen Analogiebildungen und einem zugehörigen Wahrheitsbegriff verpflichtete, mag man daran ersehen, dass er die Homogenität der Ware Arbeitskraft durch die physische Homogenität mit der Intensität der Verausgabung dieser Kraft zu verbürgen suchte – durch die Verausgabung von „Muskel und Hirn“. Er zitiert Grove: „Die Arbeitsmenge, die ein Mann im Laufe von 24 Stunden geleistet hat, kann annähernd durch eine Untersuchung der chemischen Veränderungen

¹⁴ Siehe Bertram Schefold: Sraffa and Marx: Some Reflections on the Homogeneity of Labour. In: Ders. (Hrsg.): Mr. Sraffa on Joint Production and Other Essays. London 1989 [jetzt: Andover: Routledge]. S. 314–323.

bestimmt werden, die in seinem Körper stattgefunden haben, da veränderte Formen in der Materie die vorherige Anspannung von Bewegungskraft anzeigen“¹⁵. Und daraus folgt für ihn beispielsweise: „Der intensivere Arbeitstag der einen Nation stellt sich in höherem Geldausdruck dar als der minder intensive der anderen“¹⁶. Das wäre, was ich die physiologisch begründete „starke“ Homogenität der Arbeit genannt habe.¹⁷

Marx hat wohl nicht viele Leser gefunden, die bereit gewesen wären, ihn bei seinem Postulat einer naturwissenschaftlich begründeten „starken“ Homogenität der Arbeit zu folgen. Für die relevanten Anwendungen genügt jedoch die schwache Homogenität, und das scheint mir auch bei der Anwendung auf die Wertformenlehre der Fall zu sein. Wir illustrieren dies anhand einiger Zitate. In der Urausgabe (s. o.) des *Kapitals* drückt sich Marx über die „relative Werthform“ so aus: „Man vergisst, dass *die Größen verschiedner Dinge erst quantitativ vergleichbar sind nach ihrer Reduktion auf dieselbe Einheit*“ (S. 766, Hervorhebung von Marx). Einheit kann jedoch zweierlei bedeuten: eine gemeinsame Dimension, die es für jeden Vergleich geben muss, und eine Maßeinheit für dieselbe. Hier liegen die Unterschiede, denn das Maß kann auf einer natürlichen Einheit beruhen, wie bei der Masse auf der Wahl eines Typs von Elementarteilchen – dann ist Einheit universal – oder auf Konventionen, die vielleicht nach den Bedingungen wechseln, und daher nicht verlässlich sind (dies war Ricardos Sorge). Wir haben uns zur Annahme der schwachen Homogenität entschlossen und müssen deshalb auch annehmen, dass die Bedingungen, unter denen sich die schwache Homogenität herausbildet, hinreichend stabil sind, um von Arbeitswert sprechen zu können.

In der „Äquivalentform“, fährt Marx fort, sei dagegen keine quantitative Bestimmtheit. Deren Eigentümlichkeit sei: „*Gebrauchswerth wird zur Erscheinungsform seines Gegentheils, des Werths*“ (S. 769). An der Logik dieser Formel nahm Becker (s. o. [FN 2]) Anstoß, doch lassen wir dies hingehen; Marx illustriert das Phänomen durch das Abwägen eines Zuckerhuts gegen Eisenstücke, die in bestimmter Anzahl zur „*Erscheinungsform von Schwere*“ (S. 770), nämlich des Zuckerhuts, werden. Und so werde „*konkrete Arbeit*“ zur „*Erscheinungsform ihres Gegentheils, abstrakt menschlicher Arbeit*“. Demnach wird die Erklärung der Äquivalenz verschiedener Gebrauchswerte durch Arbeit erst möglich durch die Erklärung der Äquivalenz der sie hervor-

¹⁵ Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEGA[®] II/8. S. 499; MEW. Bd. 23. S. 549.

¹⁶ Ebenda. In: MEGA[®] II/8. S. 498; MEW. Bd. 23. S. 548.

¹⁷ Bertram Schefold (Hrsg.): Mr. Sraffa on Joint Production and Other Essays. London 1989. Kap. III.4a.

bringenden Tätigkeiten selbst. Gleiche Mengen einfacher ungelerner Arbeiten repräsentieren sich gegenseitig; kompliziertere Arbeiten sind vielfache davon, und sowohl die quantitative Bestimmung als auch die Möglichkeit wechselseitiger Repräsentation übertragen sich auf die Waren.

Anders die Grundlegung der Äquivalenz in der sog. subjektiven Wertlehre: Entscheidungslogik und Präferenzen ermöglichen es der neoklassischen Theorie, relative Preise in allgemeinen Gleichgewichten für Tauschökonomien abzuleiten und, wenn Produktionsfunktionen hinzukommen, auch relative Lohnraten für verschiedene Arten von Arbeit. Wenn es damit konkurrierende Ansätze der Werterklärung gibt, sind sie nicht denknotwendig, sondern stellen alternative, vielleicht komplementäre Hypothesen dar; es sind Theorien, die sich in der Anwendung zu bewähren haben.

Wir werden den Ansatz der objektiven Wertlehre im Hauptteil dieses Aufsatzes in modernisierter Form weiterführen, um zu sehen, wo sie sich bewährt. Wir wollen aber zuvor die Schlussfolgerungen betrachten, die Marx an dieser Stelle ziehen zu dürfen glaubte. Er führte es auf die Verblendung warenproduzierender Gesellschaften zurück, dass die von ihm entdeckten Zusammenhänge nicht früher gesehen wurden – am ehesten allerdings, gesteht er zu, von Aristoteles.

Die Urfassung des *Kapital* enthält dasselbe in gleicher Weise begründete Bekenntnis zu Aristoteles als Vorgänger der Wertformenanalyse wie später noch die vierte Auflage. Ihm sei freilich die Ursache der Gleichsetzung, die gemeinschaftliche Substanz (S. 773) der „Äquivalentform“, die „*menschliche Arbeit*“, verborgen geblieben. Und damit bestätigt sich für Marx der „Fetischismus der Warenform“ (S. 773); das „*gesellschaftliche Verhältnis der Menschen*“ nimmt die „phantasmagorische Form eines *Verhältnisses von Dingen*“ an, wie in der „Nebelregion der *religiösen Welt*“ (S. 774). Die dingliche Form der Beziehungen zwischen den Produzenten (der immaterielle Tauschwert der Ware A drückt sich in einem Materiellen, dem Gebrauchswert der Ware B, aus) verdeckt die persönlichen Bezüge, und statt diese ins Auge zu fassen, halten sich die Warenbesitzer an das Allgemeine Äquivalent, den Mamon. Marx nimmt also an, dass der wahre Zusammenhang der Arbeitsprodukte nicht erkannt wird; zwar werden die Warenbesitzer nur zu gut wissen, dass die Herstellung mühselig war. Dennoch erkennen sie die gesellschaftlichen Ursachen der Wertbeziehungen nicht. Oder besser: sie verkennen, dass, wo sie an Dingen den Wert sehen, sie eigentlich die gesellschaftlichen Bedingungen der Produktion dahinter und die Wertbildung durch Arbeit sehen müssten. Selbst Aristoteles stieß hier auf eine ihm durch die gegebene vorkapitalistische Pro-

duktionsweise gesetzte Grenze der Erkenntnis. Die Warenbesitzer bleiben auch innerhalb der modernen bürgerlichen Gesellschaft befangen.

Sollen wir da folgen? Würde nicht selbst unser abergläubischer mittelalterlicher Bauer, der seine Hütte gegen Silbermünzen, Pferd und Mehl tauscht, ein Bewusstsein davon haben, dass er für eine mit größter Sorgfalt gebaute mehr erhalten könnte, dass er aber auch mehr erhalten könnte, wenn es ihm gelänge, den Käufer geneigter zu machen oder einen reicheren und freigebigeren Abnehmer zu finden – einen Müller vielleicht, dem es nicht schwer fiele, noch etwas Mehl dazuzulegen? Der Bauer wüsste, auch ohne Begriffe dafür zu besitzen, dass der Tauschwert seiner Hütte von Vielem abhinge, und er kennte nur allzu gut die Anstrengungen, die sich mit dem Bau einer Hütte verbinden. Ist Marx nicht nahe daran, ihn zum Narren zu machen, indem er ihn anklagt, seine Arbeitswertlehre nicht zu kennen und sich von den Spiegelungen der Tauschwerte in Gebrauchswerten blenden zu lassen? Wirtschaftliche Vernunft ist nicht unbedingt an theoretische Begriffe gebunden. Wenn wir aber theoretisch argumentieren: was wird aus dem Fetischismus, wenn die Arbeitswertlehre nicht – oder nicht ganz – richtig sein sollte und andere Wertbestimmungsgründe in Frage kommen? Soziologisch gefragt: Ist der Warenfetischismus, soweit das Phänomen in der Gesellschaft existiert, tatsächlich nur die verblendete Projektion von Tauschwert auf Gebrauchswert und nicht eher ein Ausdruck alter Habsucht (man wünscht mehr Gebrauchswerte als nötig), von Chrematistik (man wünscht Tauschwerte um ihrer Kaufkraft willen) und von Liquiditätspräferenz (man wünscht insbesondere jene Waren, die dank ihrer besonderen Absatzfähigkeit flüssigen Reichtum darstellen)?

Marx verführte, wenn er dem Leser versprach, durch den Nachvollzug der Lehre ein einzig richtiges Bewusstsein zu gewinnen, das eitle Kapitalisten oder die im Nebel der früheren Jahrhunderte Befangenen nicht besitzen konnten. Die nüchterne Entgegensetzung moderner Theorie besteht, was die Verhaltensanalyse anlangt, in Modellen, die in der Regel Rationalität unterstellen, also, um im Bild zu bleiben, einen verständigen Bauern annehmen, der sich überlegt, welchen Teil seines Besitzes er in Münzen, welchen er in tauschfähigen Waren, welchen er in der Form von der Produktion dienlichen Gütern halten will. Ein solcher Bauer durchschaut das Rätsel des Warenfetischs. Zur Einschätzung der historisch wirkenden Kräfte dienen Einbettungen der Modelle in gedachte gesellschaftliche Zustände, also Idealtypen, in denen Aspekte der Wirklichkeit hervorgehoben und gesteigert werden, womit man auf andere Weise einem dialektischen Schema folgt, weil man meist mit mehreren Idealtypen arbeitet. Man setzt im Beispiel etwa das rationale Verhalten gleichsam

als These, den Fetischismus als dessen Gegenteil. Auf dem zweiten Weg nähert man sich Marx und erhält auf der analytischen Ebene ein metallistisches Modell der Geldentstehung (ein Gebrauchswert wird Träger des Tauscherts) und zugleich auf der Ebene historisch-theoretischer Forschung den Idealtyp einer warenproduzierenden Gesellschaft, deren Mitglieder den Tauschzusammenhang nicht durchschauen. Andere Idealtypen wie eine ganze Gesellschaft verständiger Warenbesitzer lassen sich aber auch vorstellen und können je für sich eine gewisse Geltung beanspruchen bis hin zu dem asiatischen Bild des Monarchen, der seine Untertanen mit der vorab durchdachten wohlthätigen Einrichtung des Münzverkehrs beschenkt. So wird man, Denkmögliches vergleichend, zu verstehen suchen, wie sich die wirklichen Menschen orientieren. Liest man Marx kritisch in diesem Sinn, wird man ihn einen großen Anreger finden, ohne sich von ihm eine Politik diktieren zu lassen. Die Wertformenlehre behandeln wir damit weder als unsinnig noch als gesicherte Wahrheit, sondern als einen Ansatz, dessen erklärende Kraft auf innere Stimmigkeiten zu überprüfen ist, der sich an der Wirklichkeit bewähren muss und der einen begrenzten Erklärungsbeitrag liefert.

Der Zusammenhang des Werks

Der erste Band¹⁸ leistet eine einzigartige und umstrittene Grundlegung der Wert- und Geldtheorie, ausgehend von einer so nur bei Marx vorfindlichen Wertformenanalyse, deren zentrale methodische Eigentümlichkeiten wir anzu-deuten versuchten. Er konstruiert dann ein begriffliches Gerüst, um die Verteilung von Löhnen und Gewinnen als Ergebnis eines Ausbeutungsprozesses deuten zu können. Bestimmte Aspekte des geschichtlichen und institutionellen Wandels im Rahmen der kapitalistischen Entwicklung werden herausgegriffen, mit den Bezeichnungen „Produktion des absoluten Mehrwerts“ und „Produktion des relativen Mehrwerts“ belegt, mit weit ausgreifenden wirtschaftshistorischen Ausführungen illustriert und bis zur Darstellung des wirtschaftlichen Konzentrationsprozesses entwickelt, um zu zeigen, dass sich die Konkurrenz in der Tendenz aufhebt und am Ende ein Übergang in eine neue Wirtschaftsform gefunden werden muss.

Dieser erste Band hat lange für sich allein gewirkt, dank der vollendeten Gestaltung durch Marx selbst, und er konnte damit den Anschein erwecken, als

¹⁸ Siehe die deutschen Ausgaben von 1867, 1872, 1883 und 1890 sowie die französische und englische Ausgabe von 1872–1875 und 1887 (MEGA[®] II/5–10).

Grundlage des geplanten Gesamtwerks auch den Schlüssel zum Verständnis der kapitalistischen Erscheinungswelt zu bieten. Marx selbst glaubte dies, insofern er seine Ableitungen für zwingend hielt: Auf der geschaffenen Grundlage hätten der zweite und der dritte Band auch von anderen geschrieben werden können.¹⁹ Jedenfalls fügte der zweite Band die Theorie der Kapitalzirkulation²⁰ und die Theorie der sektoralen Entwicklung hinzu, so dass im Rahmen des dritten Bandes die Schlussfolgerungen entwickelt werden konnten: Obwohl das Kapital immer dort angelegt wird, wo es im Verhältnis zum Vorschuss den höchsten Gewinn abwirft, so dass eine uniforme Profitrate sich bilden muss, obwohl deshalb die relativen Produktionspreise von den relativen Arbeitswerten abweichen, lässt sich der Gesamtprofit als eine Umverteilung des gesamten Mehrwerts verstehen. Er wird also weiterhin durch die Ausbeutung erklärt, obwohl die Verwandlung des variablen Kapitals in den Lohn und der Arbeitswerte in die Produktionspreise diesen Ursprung verdeckt. Und obwohl jede technische Veränderung des Produktionsprozesses, die es dem Unternehmer bei gegebenen Preisen erlaubt, billiger zu produzieren und deshalb mehr abzusetzen oder bei konstantem Verkaufspreis höhere Gewinne zu erzielen, vorteilhaft ist, so dass es, von den Preisen her betrachtet, ebenso sinnvoll sein kann, beim Kapitaleinsatz wie beim Arbeitseinsatz zu sparen, ist mit der Marxschen Theorie von der Produktion des relativen Mehrwerts die Tendenz gesetzt, einen immer höheren Kapitaleinsatz in Kauf zu nehmen, um die sich im Ausbeutungsprozess als sperrig erweisenden Arbeitskräfte einzusparen, so dass mit steigender organischer Zusammensetzung, wenn die Mehrwertrate nicht entsprechend gehoben werden kann, die Profitrate fallen muss.

Weil also der Übergang zum Preissystem im dritten Band sich für Marx als ein Formwechsel darstellen lässt, der die grundlegenden, auf der Ebene der Werttheorie entwickelten Relationen zwischen den gesamtwirtschaftlichen Größen nicht wesentlich verändert, besteht für Marx tatsächlich ein Ableitungszusammenhang, der verbürgt, dass, was im ersten Band als Kern des kapitalistischen Prozesses dargestellt werden muss, sich gemäß dem dritten Band auch auf der Oberfläche zeigt. Insofern konnte Marx es erstaunlich gelassen mitansehen, wenn seine Entwürfe für den zweiten und den dritten Band liegen blieben, denn der Entwurf des Ganzen war im ersten Band angelegt: Es handelte sich nur darum, ihn zu *entwickeln*.²¹

¹⁹ Siehe Marx an Louis Kugelmann, 28. Dezember 1862. Marx bezieht sich hier auf die Ausarbeitung des sogenannten „Sechs-Bücher-Plans“.

²⁰ Schefold: Zirkulation, Produktivität und fixes Kapital.

²¹ Als eine Andeutung in diese Richtung kann man beispielsweise die Äußerungen im Brief von Marx an Louis Kugelmann, 28. Dezember 1862, verstehen.

Die Grundlegung war freilich verschieden streng; wie wir anzudeuten versuchten, zeigt die Dialektik von Wert und Geld, wie es über die Asymmetrie der Wertformen zur Bevorzugung des allgemeinen Äquivalents, damit auch zur Chrematistik und zum Fetischcharakter der Ware kommt. Es können jedoch diese Schritte nicht strikt notwendig sein, da sie sich nicht in der Geschichte jeder Kultur vollziehen. So ist die Geltung der Marxschen Theorie nicht leicht zu überprüfen, außer an einer zentralen Stelle, wo es tatsächlich nur um die mathematische Stringenz geht: Wir wissen heute, dass sich Marx an der entscheidenden Stelle dieser Ableitung geirrt hat: Die Transformation von Werten und Preisen lässt sich nicht in Strenge so durchführen, dass sich der Gewinn legitim und allgemein als umverteilter Mehrwert darstellt. Das logisch Falsche kann nicht gelten. Selbstverständlich ist die Marxsche Ableitung dadurch nicht in allen Einzelheiten widerlegt. Wenn sich in einer Beweiskette irgendwo ein Fehler nachweisen lässt, muss die Schlussfolgerung vielleicht nur modifiziert werden, sind einzelne korrekte Ableitungsschritte vielleicht doch für die Theorie interessant. Die Feststellung eines solchen Fehlers steht also am Anfang, nicht am Ende einer kritischen Aufarbeitung des Werks, das dann freilich kein Ganzes mehr darstellt.

Wir wollen versuchen, das wert- und preistheoretische Grundproblem nochmals herauszuarbeiten und die Diskussion dogmenhistorisch einzuordnen. Die weitergehende Frage, ob es überhaupt methodisch sinnvoll war, unter Analyse eines werttheoretischen Kerns preistheoretisch zur analysierenden Oberfläche der kapitalistischen Entwicklung vorzustoßen, wird dadurch in gewisser Weise erledigt; die preistheoretische Analyse bedarf dieser Grundlegung nicht. Es gilt aber auch zu zeigen, wie sich die theoretisch noch relevanten Einsichten der Marxschen Analyse in eine modernere übertragen lassen. Ist dies gelungen, können auch die weiteren Schritte, also insbesondere die auf der Profittheorie aufbauende Zinstheorie, die auf der Theorie der fallenden Profitrate aufbauende Krisentheorie oder Theorie des wirtschaftlichen Zyklus und schließlich die auf der Wert- und Preistheorie aufbauende Theorie der Differentialrente beleuchtet werden.²²

Während sich die Wirkungsgeschichte in einer Einführung unter Zuhilfenahme von etwas Mathematik heute im Überblick gut darstellen lässt, führt die Frage nach der Herkunft der Marxschen Konstruktion in eine viel verzweigtere Untersuchung, zu der im vorgegebenen Rahmen nur Andeutungen gegeben werden können. Marx selbst hat in den „Theorien über den Mehrwert“ eine

²² Siehe Riccardo Bellofiore (Hrsg.): *Marxian economics. A reappraisal. Essays on volume III of Capital*. Vol. 1.2. Basingstoke 1998.

sehr materialreiche und doch nicht umfassende Interpretation der Vorgeschichte seiner Theorie gegeben. Denn sie wird von einer einheitlichen Fragestellung geleitet: wie keine ökonomische Dogmengeschichte vor Marx und kaum eine andere nach ihm. Sie liefert nicht die Vorgeschichte zu allen Teilen der Marx'schen Ökonomie, sondern nur zur Genese der Lehre vom Mehrwert; sie behandelt also beispielsweise die Geschichte der scholastischen Zinstheorie nur am Rande und die Geschichte der Lehren vom technischen Fortschritt oder die Geschichte der Agrarökonomie überhaupt nicht, obwohl Vorläufer auf diesen Themenbereichen – zum Beispiel Charles Babbage – im „Kapital“ berücksichtigt sind.

Es liegt nahe zu vermuten, dass die Problematik der Transformation von Werten in Preise sich auch in dieser Geschichte der Theorien über den Mehrwert zeigen muss. In der Tat hat Marx Adam Smith eine Zweideutigkeit unterstellt: einerseits die Konzeption der Entstehung des Gewinns aus einem arbeitswerttheoretisch begründetem Mehrwert, andererseits gemäß einer Vorform der sogenannten Vulgärökonomie: der Gewinn als ein Aufschlag. Wie wir sehen werden, kann die moderne Theoriegeschichte diesen angeblichen inneren Widerspruch bei Smith durch die Deutung mit Hilfe einer anderen Preistheorie überwinden. Ebenso ergibt eine auf die Preistheorie gestützte Lektüre David Ricardos, dass er anders vorging, als Marx unterstellte. Smith, Ricardo und Marx ist gemeinsam, dass sie je zuerst eine einfache Gesellschaft betrachten, in der sich der Austausch vor der Kapitalakkumulation nach dem Arbeitseinsatz regelt, wobei bei allen dreien die Frage gestellt werden kann, ob es sich nur um eine Modellvorstellung handelte oder ob damit behauptet wurde, solche einfachen Gesellschaften habe es vor der kapitalistischen Akkumulation im Sinne der einfachen Warenproduktion, die Engels zu kennen glaubte, tatsächlich gegeben. Ricardo hat aber, anders als Marx, an den Arbeitswerten nicht festgehalten, wenn er Kapitalakkumulation annahm. Der natürliche Preis war dann für ihn immer nur näherungsweise durch die in den Waren verkörperte Arbeit beschrieben, wobei er die Abweichung der relativen Preise von den relativen Arbeitswerten (wie Marx sie nannte) durch den Einfluss des Zinssatzes und die Zeit, die benötigt wird, um eine Ware zum Markt zu bringen, zu bestimmen suchte.

Das Transformationsproblem

Da Marx schon im ersten Band die Frage nach dem Verhältnis der Werte zu den Preisen aufwarf²³ und Engels in Verbindung mit Band zwei zu deren Lösung herausgefordert hatte²⁴, beginnt die Wirkungsgeschichte des Transformationsproblems gewissermaßen vor seinem wirklichen Erscheinen; dieser Anfang – die „Preisrätselliteratur über die Durchschnittsprofitrate und ihr Verhältnis zum Wertgesetz“²⁵ – wurde im dritten Band durch Engels selbst beschrieben: Den Rezensenten, die auf seine Herausforderung, das Transformationsproblem zu lösen, eingegangen waren, antwortete er in seiner Einleitung. Der Apparat zu MEGA[®] II/15 berichtet dazu so viel, dass ich sogleich zur nächsten Stufe übergehe:

Die beiden einzigen analytisch bedeutenden Beiträge zum Transformationsproblem wurden von zwei erst in jüngster Zeit in ihrer Bedeutung anerkannten Außenseitern verfasst. Der Erste, der die Logik der Produktionspreisbildung in einem System linearer Gleichungen darstellte, war der unbekannt Student Wolfgang Mühlpfordt²⁶ in seiner Dissertation²⁷ und in einem nachfolgenden Zeitschriftenaufsatz²⁸. Tiefer ging der russische Ökonom Vladimir K. Dmitriev durch seine Formalisierung der Ricardianischen Preistheorie – ein Buch, das erst unbeachtet blieb (Piero Sraffa allerdings besaß eine Kopie in seiner Bibliothek), dann aber in den Jahren der Cambridgedebatten über die Kapitaltheorie durch Übersetzungen in westliche Sprachen zugänglich wurde und eine eigene Sekundärliteratur hervorrief.²⁹ In Wien schließlich, im Seminar von

²³ Siehe MEGA[®] II/5. S. 244/245. Auch im Entwurf zum dritten Band von 1864/1865 griff Marx diese Frage auf: „Es scheint also, dass die *Werththeorie* hier unversöhnlich mit der *wirklichen Bewegung* ist (unvereinbar mit den wirklichen Productionsphänomenen) und daher überhaupt darauf verzichtet werden muss, die letzteren zu begreifen.“ (MEGA[®] II/4.2. S. 230.6–9.)

²⁴ Siehe Friedrich Engels: Vorwort. In: Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie. Bd. 2. Buch 2: Der Circulationsprocess des Kapitals. Hrsg. von Friedrich Engels. Hamburg 1885. S. XXIII (MEGA[®] II/13).

²⁵ Eugen von Böhm-Bawerk: Zum Abschluß des Marxschen Systems [1896]. In: Die Marx-Kritik der österreichischen Schule der Nationalökonomie. Hrsg. von Horst Meixner und Manfred Turban. Bd. 2. Gießen 1974. S. 50.

²⁶ Siehe M[ichael] C. Howard, J[ohn] E. King: Dr. Mühlpfordt, Professor von Bortkewicz and the 'transformation problem'. In: Cambridge Journal of Economics. London. Vol. 11. 1987. Nr. 3. S. 265–268; Friedrun Quaas: Das Transformationsproblem. Ein theoriehistorischer Beitrag zur Analyse der Quellen und Resultate seiner Diskussion. Marburg 1992.

²⁷ Siehe Wolfgang Mühlpfordt: Preis und Einkommen in der privatkapitalistischen Wirtschaft. Zugl. Diss. Königsberg 1893.

²⁸ Siehe Wolfgang Mühlpfordt: Karl Marx und die Durchschnittsprofitrate. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Jena. 3. Folge. Bd. 10. 1895. S. 92–99.

²⁹ Siehe Vladimir K. Dmitriev: David Ricardos Werttheorie. Versuch einer strengen Analyse

Eugen von Böhm-Bawerk, fand eine Diskussion auf hohem Niveau statt, indem Rudolf Hilferding, der später mit einer eigenständigen Fortentwicklung der Marxschen Geld- und Kredittheorie hervortrat, die Unterschiede zwischen dem klassisch-marxischen und dem neoklassischen Ansatz herauszuarbeiten versuchte³⁰, nachdem Böhm-Bawerk souverän gezeigt hatte, dass die Neoklassik Marx eine geschlossene Zins- und Profittheorie entgegenstellen konnte, in der die Verteilung den Gerechtigkeits- und Effizienzkriterien genügte, die heute – nicht unumstritten – weltweit in den mikroökonomischen Vorlesungen entwickelt werden.

Den folgenreichsten Beitrag leistete der Statistiker und Nationalökonom Ladislaus von Bortkiewicz.³¹ Möglicherweise beeinflusst von Mühlpfordt, formulierte er ein lineares System für drei Sektoren, in dem die Wert- und die Preisrechnung klar getrennt und eine Umrechnungsmöglichkeit von Werten in Preise dargestellt wurden, wobei sich nun zeigte, dass der Profit nur bei willkürlicher Normierung, nicht genuin dem Mehrwert gleich war. Von der Übersetzung dieses Aufsatzes ins Englische³² ging die angelsächsische Debatte aus. Dabei blieb das Transformationsproblem eng auf Marx bezogen, ohne dass man sogleich den Gedanken gefasst hätte, die Produktionspreistheorie selbstständig fortzuentwickeln.³³ Mehrere mathematische Ökonomen haben aber, mit

[1898]. In: *Ökonomische Klassik im Umbruch*. Hrsg. von Bertram Schefold. Frankfurt/Main 1986. S. 63–136; Vladimir K. Dmitriev: *Economic essays on value, competition and utility [1898–1902]*. Ed. with an introduction by Domenico M. Nuti. London 1974; Domenico M. Nuti: Introduction. Ebenda. S. 7–28. Michalis Skourtos: Der „Neoricardianismus“. V. K. Dmitriev und die Kontinuität in der klassischen Tradition. Pfaffenweiler 1985; Bertram Schefold: V. K. Dmitriev. Ein russischer Neoricardianer. In: *Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie*. Bd. 12. Osteuropäische Dogmengeschichte. Hrsg. von Heinz Rieter. Berlin 1992. S. 91–110.

³⁰ Siehe Rudolf Hilferding: Böhm-Bawerks Marx-Kritik. In: *Marx-Studien*. Wien. Bd. 1. 1904. S. 1–61.

³¹ Siehe Ladislaus von Bortkiewicz: Zur Berichtigung der grundlegenden theoretischen Konstruktion von Marx im dritten Band des ‚Kapital‘. In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*. Stuttgart. Bd. 34. 1907. S. 319–335. Siehe auch Luca Meldolesi: Bortkiewicz, Ladislaus von. In: *The New Palgrave. A dictionary of economics*. Vol. 1. London, New York, Tokyo 1987. S. 263–265.

³² Siehe Ladislaus von Bortkiewicz: On the correction of Marx’s fundamental theoretical construction in the third volume of *Capital* [1907, 1949]. In: *Karl Marx and the close of his system ...* Ed. by Paul M. Sweezy. New York 1949. S. 199–221.

³³ Bemühungen auf dieser Grundlage sind auch in den Lösungsansätzen von Sweezy, Meek und Langston erkennbar. Siehe Paul M. Sweezy: *The theory of capitalist development. Principles of Marxian political economy*. New York 1942; Ronald L. Meek: Some notes on the ‘transformation problem’. In: *The Economic Journal*. London. Vol. 66. 1956. S. 94–107, und Robert Langston: A new approach to the relation between prices and values. [Abgedruckt in:] Ricardo, Marx, Sraffa. *The Langston memorial volume*. Ed. by Ernest Mandel and Alan Freeman. London 1984. S. 1–11.

Vorläufern, die bis zur Klassik (Robert Torrens, Ricardo) und vorher bis William Petty zurückverfolgt werden können, die moderne Produktionspreistheorie um 1930 zu entwerfen begonnen; bei diesen erscheint als gegeben nicht die lebendige und die verkörperte Arbeit wie bei Marx, sondern die durch die Gebrauchswerte dargestellte Struktur der Produktion; die Arbeit wird als direkter Arbeitseinsatz in jedem Sektor berücksichtigt. In Deutschland sind hier besonders die Namen von Robert Remak und John von Neumann zu nennen. Wie weit diese von Bortkiewicz abhängig waren, steht nicht fest. Noch unveröffentlichte Forschungen im Sraffa-Archiv in Cambridge beweisen jedoch, dass Sraffa, der die heute maßgebliche Formalisierung der Produktionspreistheorie geschaffen hat, sich um 1943 gründlich und kritisch mit Bortkiewicz auseinandergesetzt hat.³⁴

Piero Sraffa war mit Aufsätzen von 1925 und 1926 zuerst als Kritiker der Marshallianischen Neoklassik aufgetreten und hatte mit seinem zweiten Aufsatz den wichtigsten Anstoß zur Entwicklung der Theorie der unvollkommenen Konkurrenz in Europa gegeben.³⁵ Im ersten Aufsatz zeigte er, dass die Marshallianische Methode der *Ceteris-paribus*-Betrachtung die Preisbildung bei vollkommener Konkurrenz, den neoklassischen Faktorbegriff voraussetzend, im wesentlichen nur unter der Bedingung konstanter Skalenerträge erklären kann, so dass der Preis auf Stückkosten, einschließlich Normalgewinn zurückgeführt war. So pflegte man damals auch die natürlichen Preise der klassischen Theorie Smiths und Ricardos zu interpretieren. Sraffa entwickelte dann noch vor 1930 die Grundzüge einer Produktionspreistheorie, gestützt auf die Gebrauchswertstruktur und eine vorgegebene Verteilung, veröffentlichte seinen Ansatz aber nicht, sondern ließ sich verpflichten, die Werke Ricardos neu herauszugeben – eine Ausgabe, die dann erst etwa 20 Jahre später erschien³⁶ (der Indexband mit Nachträgen nach über 40 Jahren)³⁷ und die für die

³⁴ Siehe Heinz D. Kurz: Sraffa über Bortkiewicz über Marx über Ricardo. Vortrag vor dem Dogmenhistorischen Ausschuss im Verein für Socialpolitik. Bonn 2004; siehe auch: Christian Gehrke und Heinz D. Kurz: Sraffa on von Bortkiewicz: Reconstructing the Classical Theory of Value and Distribution. In: *History of Political Economy* 38.1. 2006. S. 91–149.

³⁵ Siehe Piero Sraffa: *Sulle relazioni fra costo e quantità prodotta*. In: *Annali di Economia*. Milano. 2. 1925. S. 277–328. [Deutsche Übersetzung: Über die Beziehung zwischen Kosten und produzierter Menge. In: *Ökonomische Klassik im Umbruch*. Hrsg. von Bertram Schefold. S. 137–193.]; Piero Sraffa: *The laws of returns under competitive conditions*. In: *Economic Journal*. Oxford, New York. Vol. 36. 1926. Nr. 144. S. 535–550.

³⁶ Siehe David Ricardo: *The works and correspondence of David Ricardo*. Ed. by Piero Sraffa with the collaboration of M[aurice] H. Dobb. Vol. 1–11. Vol. 1. *On the principles of political economy and taxation [1817]*. Cambridge 1951.

³⁷ Siehe David Ricardo: *The works and correspondence of David Ricardo*. Vol. 11. *General index*. Cambridge [u. a.] 1973.

Herausgabe älterer ökonomischer Texte einen schwer erreichbaren Standard gesetzt hat. Sraffas Produktionspreistheorie konnte deshalb erst 1960 erscheinen.³⁸ Sraffas Einleitung zur Ricardo-Ausgabe³⁹ übte auf die internationale Marxdiskussion, teils direkt, teils durch Joan Robinson einen wesentlichen Einfluss aus.

Während des Zweiten Weltkriegs hatte sich diese, unzufrieden mit der neoklassischen Theorie, deren Rahmen auch John Maynard Keynes nur teilweise gesprengt hatte, mit Marx beschäftigt und insbesondere den dritten Band studiert.⁴⁰ Sie bemühte sich um eine sachlich-objektivierende Interpretation der Texte, selbst zwischen der akademischen Nationalökonomie in Cambridge und der Beeinflussung durch linke politische Strömungen in England stehend. Ihr Ziel war, den Marxschen Beitrag zum Verständnis der kapitalistischen Entwicklung herauszuarbeiten und dazu seinen Begriffsapparat in einen moderneren zu übersetzen. Die Frucht war ihre Theorie der Kapitalakkumulation: einer der wichtigsten Beiträge zur Keynesianischen Wachstumstheorie.⁴¹

Joan Robinson stieß sich an mancherlei Unklarheiten der Marxschen ökonomischen Begriffsbildung wie der mangelnden Unterscheidung des Gesamtkapitalbestands von der Summe seines jährlichen Verzehrs (der Begriff „konstantes Kapital“ meint die letztere, aber der von Marx bezeichnete Zusammenhang verlangt zuweilen, sich an den Bestand des Gesamtkapitals zu halten). Entsprechend meint Marx mit variablem Kapital die periodenbezogene Lohnzahlung, aber manchmal sollte der größere Lohnfonds betrachtet werden, der für mehrere Perioden vorgehalten werden muss.⁴² Robinson hat mit Präzisierungen dieser Art die Marxsche Akkumulationstheorie modernisiert und damit der nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelten Wachstumstheorie einen Weg gebahnt. In der Einleitung einer wesentlich durch Sraffas Einleitung zu Ricardo angeregten Neuausgabe des Bändchens⁴³ aber ging sie direkter auf den Kern des Problems los: Sraffa hatte bekanntlich aus dem Briefwechsel Ricardos auf die Existenz eines heute sogenannten Kornmodells geschlossen, von dem wir nun wissen, dass es von einer ganzen Reihe von Ökonomen der

³⁸ Siehe Piero Sraffa: *Warenproduktion mittels Waren*. Frankfurt/Main 1976. [Originalausgabe: *Production of commodities by means of commodities*. Cambridge 1960.]

³⁹ Siehe Piero Sraffa: *Introduction*. In: *The works and correspondence of David Ricardo*. Vol. 1. S. XIII–LXII.

⁴⁰ Siehe Joan Robinson: *An essay on Marxian economics*. London 1942.

⁴¹ Siehe Joan Robinson: *The accumulation of capital*. London 1956.

⁴² Auch die Darstellung der Struktur der Kapitalbestände und der Zirkulationsfiguren des Kapitalumschlags wird durch die Sraffasche Theorie geklärt und vertieft. Siehe Schefold: *Zirkulation, Produktivität und fixes Kapital*.

⁴³ Siehe Joan Robinson: *An essay on Marxian economics*. 2. ed. London [u. a.] 1966.

klassischen Periode in Abwandlungen verwendet wurde.⁴⁴ In einer geschlossenen Ökonomie wird Korn mit Hilfe von Korn angebaut. Korn ist also das Produkt, aber auch der Input zur Produktion, sowohl als Saatgut wie zur Ernährung der Arbeiter. Dann ist klar, dass, je nach Qualität des Bodens, eine bestimmte Kornmenge als Input nötig ist, um eine Einheit Korn als Output zu produzieren, wenn die Produktionstechniken für jeden Boden feststehen, also pro Einheit Korn eine bestimmte Menge Saatgut und eine bestimmte Menge Arbeit erfordert wird, und die Entlohnung dieser Arbeit wiederum in einer bestimmten Kornmenge als notwendigem Lohn (Subsistenzlohn) besteht. Wenn ein Bevölkerungsüberschuss herrscht, richtet sich die Beschäftigung und damit die bebaute Fläche nach dem Kapitalvorschuss für Saat und den Lohnfonds, und es entsteht auf jedem bebauten Boden ein jährlicher Überschuss in der Höhe der Differenz zwischen Output und Input an Saatgut und Löhnen. Dieser Überschuss nimmt mit der Bodenqualität ab. Der letzte noch bebaute Boden kann außer in einer zufälligen Übergangslage nur noch teilweise bebaut werden, so dass hier die Rente durch die Konkurrenz der sich die Pächter abwerbenden Landbesitzer gegen Null fällt. Der auf dem letzten Boden erzielte Überschuss ist nach der Ricardianischen Theorie der Gewinn. Das Verhältnis dieses Gewinns zu dem zu seiner Erzielung notwendigen Kapital ist die Profitrate, welche die Kornbauern auch auf den besseren Böden erwarten können – sonst wandern sie ab –; die auf den besseren Böden zusätzlich verbleibenden Überschüsse werden zu Renten der Landbesitzer.

In diesem Ricardianischen Modell ist der Kern der klassischen Theorie der Verteilung enthalten. Es lässt sich erweitern: Die Landbesitzer werden charakteristisch zum Konsum hinneigen, die Arbeiter müssen konsumieren, weil ihr Lohn ja ein Subsistenzlohn ist und nur gerade ihr Überleben sichert. Die Pächter als Unternehmer aber wählen zwischen Konsumtion und Akkumulation (einer Ersparnis, die investiert wird): Je mehr sie akkumulieren, desto rascher wächst die Wirtschaft und ein desto größerer Teil der Überflussbevölkerung wird in die Beschäftigung einbezogen. Schließlich kann dem Kornsektor ein Sektor zur Produktion von Luxusgütern hinzugefügt werden, ohne dass die Logik von Verteilung und Akkumulation sich ändert, wenn die Luxusgüter ausschließlich aus dem für den Konsum reservierten Korneinkommen der Landbesitzer und Pächter gekauft werden, wenn also keines der im zweiten Sektor produzierten Güter ein Kapitalgut ist. In der Sprache Sraffas⁴⁵ ist das

⁴⁴ Siehe Michalis Skourtos: Cornmodels in the classical tradition. P. Sraffa considered historically. In: Cambridge Journal of Economics. Vol. 15. 1971. Nr. 2. S. 215–228.

⁴⁵ Siehe Piero Sraffa: Production of commodities by means of commodities.

Korn dann das einzige Basisgut, das in die Produktion seiner selbst und das der anderen Güter eingeht, während die Luxusgüter nicht Basisgüter sind, da sie produktiv allenfalls in die Produktion anderer Luxusgüter eingehen (Silberringe, die in die Produktion von Silberketten verarbeitet werden), nicht aber in die Kornproduktion.

Im Kornmodell wirken Arbeit und Natur an der Produktion mit, aber die Faktorbestände bestimmen das Einkommen nicht allein, sobald die Voraussetzung, dass der Lohn ein reiner Subsistenzlohn ist, gelockert wird. Höhere Löhne bedeuten auf dem Grenzboden, wo sich der Überschuss der Produktion über das zur Aussaat notwendige auf Gewinn und Löhne verteilt, niedrigere Gewinne und umgekehrt. Die Frage der Lohnhöhe wird damit zur Machtfrage, die Frage nach dem Rhythmus der Akkumulation wird eine Frage nach den individuellen und gesellschaftlichen Dispositionen der investierenden Pächter; beides mag durch Institutionen, vor allem aber durch Wechselwirkungen beeinflusst werden (zu hohe Lohnforderungen werden die Investitionen entmutigen).

Joan Robinson bemerkte, es schein plausibel, dass sich die Zusammenhänge nicht wesentlich verändern könnten, wenn mehrere Basissektoren eingeführt werden. Es handle sich also um einen Ansatz, der die klassischen und Marxschen Gedankengänge in einer sehr einfachen Form wiederzugeben gestatte.⁴⁶ So mag man sich fragen, weshalb Marx es nicht selbst verwendete. In der Tat kannte er es in seiner Verwendung bei Mill und polemisierte dagegen in den „Theorien über den Mehrwert“ – eine Tatsache, die auch unter Dogmenhistorikern wenig bekannt ist. Bevor wir am Ende auf diese Polemik eingehen, sei mit Hilfe des Sraffa-Modells gezeigt, wie sich der Grundgedanke tatsächlich auf mehrere Sektoren erstrecken und wie sich damit das Transformationsproblem sinnvoll formalisieren lässt. Zur Deutung des Kontrasts zu Marx sei nur vorweggeschickt, dass sich das Kornmodell offensichtlich nicht dazu eignet, einen Vorrang der Arbeit bei der Erschaffung der Werte zu begründen. Man kann in ihm sogar eine Verwandtschaft mit physiokratischem Denken sehen, das die Erzeugung des Mehrprodukts einseitig der Natur zuschrieb. Die Arbeit wird durch das Korn nur ernährt, dank seiner können sich die Arbeiter am Leben erhalten, und die Vervielfachung des Korn verdankt sich der natürlichen Fruchtbarkeit. Im Sinne Ricardos wäre es, auf das ausschließliche Verdienst der Unternehmer bei der Akkumulation hinzuweisen.

In jedem Fall bleibt die Deutung des Kornmodells vom Geist der Marxschen Argumentation entfernt, für die sich alle menschliche Tätigkeit durch geistige

⁴⁶ Siehe Joan Robinson: *An essay on Marxian economics*. 2. ed. S. viii.

und körperliche Arbeit vergegenständlicht. Da die moderne Preistheorie, soweit sie klassisch von den Bedingungen der Produktion und nicht neoklassisch vom Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage nach Gütern und Faktoren ausgeht, darauf angewiesen bleibt, die Struktur der Gebrauchswerte, also eine Verallgemeinerung des Kornmodells, zur Ableitung der Preise zugrunde zu legen, ist in der Debatte über das Transformationsproblem die auf Hegel zurückzuführende Philosophie zur Entfremdung der Arbeit herangezogen worden, um den Ausgang von den Arbeitswerten zu rechtfertigen.⁴⁷ Aber die Zusammenfügung war brüchig, denn weder war die Preistheorie auf die Arbeitswerttheorie angewiesen, noch wurde klar, ob die Lehre von der Entfremdung durch die Verbindung gewinnt. Marx hat seine Ablehnung des Kornmodells gegen Mill auch nicht so begründet (s. u.).

Rekapitulieren wir kurz den bekannten Weg zu Sraffas Formeln.⁴⁸ Wir unterstellen zuerst Einzelproduktion. In jeder Industrie wird eine Einheit der von ihr hergestellten Ware i hergestellt mit Hilfe der als Inputs verwendeten Waren a_{i1}, \dots, a_{in} ; die Inputs zu den n Sektoren der Ökonomie lassen sich in einer Matrix $\mathbf{A} = (a_{ij})$ zusammenfassen; (l_i) ; $i = 1, \dots, n$; ist der Vektor der Arbeitsinputs. Im Sinn von Marx handelt es sich um einfache Arbeit⁴⁹, die wir aber wie oben im Sinn der schwachen Homogenität interpretieren. Wenn sich eine einheitliche Profitrate und eine uniforme Lohnrate w gebildet haben, sind die Preise im langfristigen Gleichgewicht durch

$$(1 + r)\mathbf{A}\mathbf{p} + w\mathbf{l} = \mathbf{p} \quad (1)$$

bestimmt. Wenn $n = 1$, haben wir das Kornmodell vor uns (nur ein Boden, der nicht vollständig bebaut wird, so dass keine Rente anfällt). Dann gibt es nur den Kornpreis und die Lohnrate. In diesem Fall ist es sinnvoll, den Kornpreis gleich eins zu setzen, so dass wir erhalten

$$(1 + r)a + wl = 1; \quad (2)$$

⁴⁷ Siehe zum Beispiel die prägnante Formulierung: „Die Arbeit nach einem fremden Willen ist a) das Abtun der eigenen Besonderheit derselben, b) eine Bearbeitung der Dinge oder eine solche negative Beziehung des Selbst auf sie, welche zur Form der Dinge wird ... und sich selbst ein solches Dasein gibt“. (Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Bewußtseinslehre für die Mittelklasse [1808/1809]. In: Werke. Bd. 1–20. Bd. 4. Frankfurt/Main 1970. S. 82.)

⁴⁸ Siehe zum Folgenden Bertram Schefold: Value and price in a historical context. In: Hanshin Journal of Economics. Vol. 2. 1996. S. 1–37.

⁴⁹ Auf zahlreiche Publikationen zur Frage der Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit gehen wir hier nicht ein; beispielhaft sei genannt Rainer Zech: Die Reduktion komplizierter auf einfache Arbeit. In: Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie. Frankfurt/Main. Bd. 11. 1978. S. 248–310.

wl ist hier die Kornmenge, die von den Arbeitern verzehrt wird, und $1 - wl - a$ ist die Kornproduktion abzüglich der Lohnkosten in Korn und abzüglich des Saatguts, also der Gewinn ra . Damit er entsteht, muss die Produktion mit einem Überschuss erfolgen; es muss also $a < 1$ gelten. Zwischen der Lohnrate und der Profitrate besteht eine inverse lineare Beziehung, die aus (2) folgt; sie lautet

$$w = (1/l)(1 - a - ra). \quad (3)$$

In (3) erscheint die Lohnrate durch die Profitrate bestimmt. Ist $r = 0$, geht der ganze Überschuss $1 - a$ an die Arbeiter. Die Profitrate kann maximal bis $r = (1/a) - 1$ steigen, weil dann die Löhne null werden.

Eine analoge Überlegung lässt sich für das Mehrsektorenmodell (1) durchführen. Es ist nur sinnvoll, wenn von jedem Gut ein Überschuss erzielt wird, also (\mathbf{E} Einheitsmatrix)

$$\mathbf{e}(\mathbf{E} - \mathbf{A}) = \mathbf{s} \geq \mathbf{0} \quad (4)$$

gilt. Hier bedeutet $\mathbf{e} = (1, \dots, 1)$ den Summationsvektor und \mathbf{s} ist der Vektor der Überschüsse; sie können teils den Wert null (Produktionsmittel), teils den Wert eins (reine Konsumgüter), teils dazwischen liegende Werte (Güter, die teils Produktionsmittel, teils Konsumgüter sind) annehmen. Nach der einfachsten Annahme befinden wir uns im stationären Zustand. In einer wachsenden Wirtschaft treten bei den Überschüssen auch Investitionsgüter auf.

Die Zusammensetzung des Überschusses wird bei Marx – wie bei allen klassischen Autoren – als gegeben angenommen. Als er an den Manuskripten für den dritten Band arbeitete, gab es preisabhängige Nachfragekurven allerdings bereits. In Formeln tauchen sie bei Antoine Augustin Cournot⁵⁰ und als Diagramm von Angebot und Nachfrage bei Karl Heinrich Rau⁵¹, später bei Hermann Heinrich Gossen⁵² abgeleitet aus dem individuellen Nutzen, auf. Und als Engels den dritten Band publizierte, war die neoklassische Theorie von William Stanley Jevons, Léon Walras, Carl Menger, Alfred Marshall an den fortgeschrittenen Fakultäten bereits im Schwange. Man muss Marx den Vorwurf machen, die sich vorbereitende neoklassische Theorie⁵³ nur auf niedrigem

⁵⁰ Siehe Antoine Augustin Cournot: *Recherches sur les principes mathématiques de la théorie des richesses*. Faksimile-Ausgabe der 1838 in Paris erschienenen Erstausgabe. Düsseldorf 1991.

⁵¹ Siehe Karl Heinrich Rau: *Lehrbuch der politischen Ökonomie*. Bd. 1–3. [1837, 1844, 1850/1851.] Hrsg. von Bertram Schefold. Hildesheim, Zürich, New York 1997.

⁵² Siehe Hermann Heinrich Gossen: *Die Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs*. Faksimile-Ausgabe der 1854 in Braunschweig erschienenen Erstausgabe. Düsseldorf 1987.

⁵³ Siehe Paola Tubaro: *Les origines de la mathématisation de l'économie. Calcul infinitésimal et théorie des prix*. Thèse, Université Paris X-Nanterre. Paris 2004.

Niveau wahrgenommen zu haben. Aber Nachfolger der klassischen Theorie und insbesondere Sraffa selbst haben die neoklassische Nachfragetheorie nicht übernommen, weil Nachfrageänderungen, die nur auf Preis- und Einkommensänderungen zurückzuführen sind, sich von den zahlreichen anderen Faktoren, welche die Konsumgüternachfrage beeinflussen, im wesentlichen nur trennen lassen, wenn man eine individuelle Nutzenmaximierung unterstellt. Noch problematischer ist die Aufstellung von nur von Preisen und von den Zinsen abhängigen Investitionsfunktionen. Die Vorstellung einer gegebenen Zusammensetzung des Endprodukts, deren Veränderung im Akkumulationsprozess unter Hintanstellung individueller Präferenzen in der Wechselwirkung ökonomischer und gesellschaftlicher Faktoren zu diskutieren bleibt, hat also ihren Sinn behalten⁵⁴, denn sie gestattet, diese Wechselwirkungen gesondert zu betrachten. Es sei hier nur erwähnt, dass Ricardo, obwohl in philosophischer Hinsicht dem Utilitarismus nahe stehend, bereits Reserven gegen eine Bestimmung der Nachfrage durch nutzentheoretische Überlegungen andeutete⁵⁵, während Smith mit seiner bekannten klaren Unterscheidung zwischen Luxusgütern und notwendigen Gütern den Bedarf in zwei große Gruppen schied: Die Zusammensetzung der von Arbeitern konsumierten notwendigen Güter war durch physiologische Bedürfnisse und die gesellschaftliche Sitte fest bestimmt, während die Nachfrage nach den Luxusgütern mit der Mode wechselte.

Zur Analyse des langfristigen Gleichgewichts als Grundlage der Analyse der kapitalistischen Entwicklung war die Annahme einer gegebenen Zusammensetzung des Endprodukts sinnvoll. Die Klassiker diskutierten dagegen eine Wechselwirkung von Preisen und Mengen, wenn von der Gravitation der kurzfristig schwankenden Marktpreise zu den Produktionspreisen die Rede war.⁵⁶ Allerdings wurde da nicht mit Angebots- und Nachfragekurven, noch weniger mit einer dahinter stehenden nutzentheoretischen Begründung dieser Kurven argumentiert, sondern Smith nahm eine effektive Nachfrage nach jeder Ware an, die beim normalen Preis und unter normalen Bedingungen eine bestimmte Höhe hatte. Wenn die Zufuhr – so übersetzte Marx „supply“⁵⁷ – dem nicht entsprach, weil sie ihrerseits aus zufälligen Bedingungen von der normalen

⁵⁴ Siehe Bertram Schefold: On changes in the composition of output. In: Ders.: Normal prices, technical change and accumulation. London 1997. S. 317–356.

⁵⁵ Siehe die Hinweise im Indexband der Ricardo-Ausgabe zu „utility: the foundation, not the measure of value“. (David Ricardo: The works and correspondence of David Ricardo. Vol. 11. S. 106.)

⁵⁶ Siehe Bertram Schefold: Nachfrage und Zufuhr in der klassischen Ökonomie. In: Ökonomische Klassik im Umbruch. S. 195–241.

⁵⁷ Siehe Peter D. Groenewegen: A note on the origin of the phrase „Supply and Demand“. In: Economic Journal. Oxford, New York. Vol. 83. 1973. Nr. 330. S. 505–509.

abwich, stiegen oder fielen die Preise. Auch Marx fasste Angebot und Nachfrage als „Kräfte“ auf, die in seiner Sicht im Gleichgewicht nicht mehr wirkten und deshalb den Gleichgewichtspreis nicht bestimmten.

Wie wenig sich diese Vorstellung dazu eignete, die neoklassische Theorie der Gleichgewichtsbestimmung durch Angebot und Nachfrage zu kritisieren, machte schon Böhm-Bawerk durch seinen Vergleich mit einem Luftballon klar, der, in der Höhe schwankend, ein Gleichgewicht zwischen Auftriebskraft (die vom Luftdruck, also von der Höhe, abhängt) und dem Gewicht (im wesentlichen von der Höhe unabhängig) sucht, so dass die resultierende Kraft, die den Ballon in sein Gleichgewicht bringt, zwar desto größer ist, je weiter er sich von der Gleichgewichtshöhe entfernt befindet (insoweit besteht eine Parallele mit der klassischen Vorstellung), aber diese Gleichgewichtshöhe selbst wird doch von denselben Kräften bestimmt, die bei der Abweichung wirken.⁵⁸ So verhält es sich auch in der neoklassischen Theorie von Angebot und Nachfrage, aber nicht in der klassischen der Gravitation, wo die Gegenkräfte, die bei Abweichungen der Marktpreise von den natürlichen Preisen auftreten, meist auf die durch diese Abweichungen verursachten Gewinne und Verluste der Unternehmer zurückgeführt werden, und dieses besondere Motiv hört im Gleichgewicht zu wirken auf. Es sind zahlreiche und recht verschiedenartige Modelle zur Abbildung dieser klassischen Gravitationsvorstellung entworfen worden.⁵⁹ Es hat sich aber keine einheitliche Theorie aus den Versuchen, die klassische Lehre von der Gravitation zu modernisieren, herausgebildet, und Marx lieferte dazu nur wenige Anhaltspunkte.

Zur Analyse der Gleichgewichtspreise des durch (1) und (4) dargestellten Systems stellt man zuerst fest, dass es zwei Freiheitsgrade enthält. Wie wir schon am Kornmodell (2) erkannten, muss ein Preisstandard festgelegt werden. Dividiert man durch die Lohnrate w , erhält man die sogenannten Preise in kommandierter Arbeit \mathbf{p}/w . Der Begriff wurde vorzugsweise von Adam Smith verwendet und kommt auch bei Marx vor. Wenn eine Ware X und eine Arbeitsmenge L sich zum Preis p_x bzw. der Lohnrate w tauschen, wenn also $Xp_x = wL$ gilt, folgt $p_x/w = L/X$: Der Preis in kommandierter Arbeit der Ware X , p_x/w , ist also der Arbeitsmenge gleich, die man durch Hingabe der Ware X kaufen kann; daher der Smithsche Ausdruck, die durch die Ware X kommandierte Arbeit L sei ein Maß des „Werts“ der Ware. Wenn wir $\mathbf{p}_x/w = \hat{\mathbf{p}}$ schreiben, wird Gleichung (1) zu

⁵⁸ Siehe Eugen von Böhm-Bawerk: Zum Abschluß des Marxschen Systems [1896]. S. 113–115.

⁵⁹ Siehe Convergence to long-period positions. In: Political economy. Studies in the surplus approach (special issue). Ed. by Mauro Caminati, Fabio Petri. Torino. Vol. 6. 1990. Nr. 1–2.

$$(1 + r)\mathbf{A}\hat{\mathbf{p}} + \mathbf{l} = \hat{\mathbf{p}}. \quad (5)$$

Die Preise in kommandierter Arbeit sind also bei gegebener Profitrate bestimmt, wie sich durch formale Umkehrung ergibt:

$$\hat{\mathbf{p}} = (\mathbf{E} - (1 + r)\mathbf{A})^{-1}\mathbf{l}. \quad (6)$$

Die Existenz dieser Inversen zwischen der Profitrate null und einer positiven maximalen Profitrate, wie wir sie beim Kornmodell gesehen haben (derart, dass die so bestimmten Preise in kommandierter Arbeit sinnvoll, das heißt positiv bleiben), muss freilich bewiesen werden. Sraffa hat dazu seine eigenen mathematischen Beweise, den expliziten Gebrauch der Matrixalgebra vermeidend, gefunden⁶⁰, obwohl die benötigten mathematischen Grundlagen, von ihm nicht gewusst, von Oskar Perron⁶¹ und Georg Frobenius⁶² schon zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bereitgestellt worden waren. Die Bedeutung dieser Gleichungen für die Interpretation der klassischen Theorie lässt sich am leichtesten erschließen, wenn man die Formel (5) in sich selbst einsetzt und diese Einsetzung mehrfach wiederholt, so dass die folgende Reihe entsteht, die zwischen $r = 0$ und $r = R$, der maximalen Profitrate, gültig ist (konvergiert):

$$\begin{aligned} \hat{\mathbf{p}} &= \mathbf{l} + (1 + r)\mathbf{A}\hat{\mathbf{p}} \\ &= \mathbf{l} + (1 + r)\mathbf{A}[\mathbf{l} + (1 + r)\mathbf{A}\hat{\mathbf{p}}] \\ &= \mathbf{l} + (1 + r)\mathbf{A}\mathbf{l} + (1 + r)^2\mathbf{A}^2\mathbf{l} + \dots + (1 + r)^t\mathbf{A}^t\hat{\mathbf{p}} \\ &= \mathbf{l} + (1 + r)\mathbf{A}\mathbf{l} + (1 + r)^2\mathbf{A}^2\mathbf{l} + \dots, \end{aligned} \quad (7)$$

denn $(1 + r)^t\mathbf{A}^t\hat{\mathbf{p}}$ strebt für $r < R$ und große t gegen Null. Die Vektoren $\mathbf{A}^t\mathbf{l}$ in dieser Entwicklung bezeichnen dabei, wie man sich überlegen kann, den Anteil der Arbeit in jeder Industrie, der vor t Perioden aufgewendet wurde, um das Mehrprodukt „heute“, zur Zeit $t = 0$, zu produzieren (die Produktion erfolgt in Perioden, deren Länge unerheblich ist, aber fest gegeben sein muss).

Während des kapitalistischen Entwicklungsprozesses ändert sich die Zusammensetzung des Endprodukts langsam, und ebenso ändern sich langsam

⁶⁰ Siehe Bertram Schefold: Joint production. Triumph of economic over mathematical logic? In: Convegno internazionale Piero Sraffa. Roma 2004. S. 303–331; wieder abgedruckt in: The European Journal of the History of Economic Thought 12.3. 2005. S. 525–552.

⁶¹ Siehe Oskar Perron: Zur Theorie der Matrizen. In: Mathematische Annalen. Berlin, Göttingen, Heidelberg. Bd. 64. 1907. S. 248–263.

⁶² Siehe Georg Frobenius: Über Matrizen aus positiven Elementen 1.2. In: Sitzungsberichte der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften. Phys.-math. Classe. Berlin 1908. S. 471–476; Berlin 1909. S. 514–518; Ders.: Über Matrizen aus nichtnegativen Elementen. In: Sitzungsberichte der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften. Phys.-math. Classe. Berlin 1912. S. 456–477.

die Produktionsprozesse. Bevor diese Modifikationen diskutiert werden können, ist es aus theoretischen Gründen zweckmäßig, eine andere Veränderung, nämlich der Verteilung, zu betrachten, indem man die Profitrate variieren lässt, obwohl diese sich im Zuge der realen kapitalistischen Entwicklung wenig ändert. Aus der Formel (7) ergibt sich sofort, dass die Preise in kommandierter Arbeit $\hat{\mathbf{p}}$ bei gegebener Produktionstechnik (\mathbf{A}, \mathbf{l}) mit der Profitrate monoton zunehmen, beginnend bei $r = 0$, wo die Preise in kommandierter Arbeit mit den Arbeitswerten \mathbf{u} übereinstimmen,

$$\mathbf{u} = (\mathbf{E} - \mathbf{A})^{-1}\mathbf{l} = \mathbf{l} + \mathbf{A}\mathbf{l} + \mathbf{A}^2\mathbf{l} \dots \quad (8)$$

Doch die Preise in kommandierter Arbeit streben sämtlich gegen unendlich, wenn die Profitrate sich der maximalen nähert, das heißt, wenn es sich um ein Basissystem handelt, bei dem jede Ware in die Produktion jeder anderen geht und deshalb, wenn ein Preis gegen unendlich strebt, alle Preise gegen unendlich streben müssen. Der Zusammenhang ist ökonomisch unmittelbar anschaulich, und wir können hier die mathematischen Beweise übergehen: Je höher die Profitrate, desto geringer der Lohn der Arbeit, desto länger also die Zeit, die gearbeitet werden muss, um eine gegebene Ware erwerben zu können, desto höher also die durch eine einzelne Ware kommandierte Arbeitszeit.

Dass andererseits Preise in kommandierter Arbeit bei einer Profitrate von null mit dem Arbeitswert übereinstimmen, erkennt man auf mehreren Wegen. Eine Umformung der Gleichung (8) ergibt

$$\mathbf{u} = \mathbf{l} + \mathbf{A}\mathbf{u}; \quad (9)$$

wenn der Arbeitswert \mathbf{u} als verkörperte Arbeit definiert wird, ist diese gleich der lebendigen Arbeit \mathbf{l} zuzüglich der in den Produktionsmitteln verkörperten Arbeit $\mathbf{A}\mathbf{u}$. Diese Arbeitswerte drücken aber auch für jede Ware die Menge der zusätzlichen Beschäftigung aus, die bei der Produktion einer zusätzlichen Einheit der betroffenen Ware geschaffen wird. Die Arbeitswerte sind daher Beschäftigungsmultiplikatoren u_i mit

$$u_i = \mathbf{e}_i(\mathbf{E} - \mathbf{A})^{-1}\mathbf{l}, \quad (10)$$

wobei \mathbf{e}_i den i -ten Einheitsvektor darstelle. \mathbf{e}_i kann dann nämlich als Surplus des Systems in den Proportionen \mathbf{q}_i aufgefasst werden, mit

$$\mathbf{q}_i(\mathbf{E} - \mathbf{A}) = \mathbf{e}_i, \quad (11)$$

so dass also

$$\mathbf{q}_i \mathbf{l} = u_i \quad (12)$$

gilt. Das (von Sraffa so bezeichnete) i -te Subsystem benötigt zur Produktion einer Einheit der Ware i gerade soviel Arbeit wie der Arbeitswert angibt. Also gibt der Arbeitswert einer Ware die durch die zusätzliche Produktion einer Einheit derselben ausgelöste Beschäftigungserhöhung an, weil Bruttoproduktion und Beschäftigung im gegebenen System um die Bruttoproduktion und die Beschäftigung eines Subsystems erhöht werden. Man kann aber Arbeitswerte schließlich so deuten, dass man zur Gleichung (8) zurückkehrt. Dann sind die Arbeitswerte gleich der Summe der in den verschiedenen vorangegangenen Perioden in die Produktion des gegenwärtigen Mehrprodukts eingegangenen Arbeiten.

Man nennt die in (7) dargestellte Entwicklung die Reduktion auf datierte Arbeitsmengen. Sie hat seit Adam Smith in der dogmengeschichtlichen Literatur eine bedeutende Rolle gespielt. Seine Theorie der natürlichen Preise beruhte auf einem Zusammenzählen der Kostenelemente, also, in einem Modell mit zirkulierendem Kapital, der Rohmaterialkosten, der Lohn-, der normalen Gewinn- und der Landkosten. Dazu bedurfte er einer Theorie der natürlichen Entlohnungen von Arbeit, Kapital und Boden. Für die Arbeit konnte er auf die damals allgemein akzeptierte Subsistenzlohntheorie zurückgreifen, die er mit manchen Differenzierungen anwendete, von der Profitrate hegte er die Vorstellung, dass sie für den einzelnen Unternehmer gegeben sei und im langfristigen Trend in Folge der Konkurrenz sinke, die Rente sah er als eine Art Monopolgewinn – sie richtete sich nach dem Hauptprodukt der jeweiligen Region. Der Preis schien so durch seine Summanden erklärt.

Wir deuten die Schwierigkeit der Erklärung der Summanden selbst nur an: Bei der Rentenerklärung fehlte das wichtigste Element, die Differentialrententheorie, die, wenn wir von Vorläufern absehen, erst durch die Debatte über die Corn Laws bekannt wurde.⁶³ Der Fall der allgemeinen Profitrate kann durch die Konkurrenz schwerlich erklärt werden. Smith rang jedoch mit einem anderen Problem. Ihm musste seine Definition zirkulär erscheinen, weil die Preise der Endprodukte einer Industrie durch die Preise der Endprodukte anderer Industrien, die in der ersten Industrie als Rohmaterial verwendet wurden, beeinflusst wurden. Er verfiel deshalb auf den Gedanken, den Preis der Inputs ihrerseits auf deren Produktionskosten, zusammengesetzt aus den natürlichen

⁶³ Siehe Bertram Schefold: Die Pamphlete von 1815: ‚Sternstunde der ökonomischen Theorie‘. In: Kommentarband („Vademecum“) zur Faksimile-Ausgabe der 1815 erschienenen „Corn-Law-Pamphlets“ von Thomas Robert Malthus, David Ricardo, Robert Torrens und Edward West. Düsseldorf 1996. S. 5–23.

Preisen der in der Herstellung der Rohprodukte verwendeten Faktoren und der Rohprodukte von einer früheren Produktionsstufe, zurückzuführen. Er schlug also, in verbaler Formulierung, eine Reduktion vor, wie sie bei uns (ohne Einbezug der Rente) in (7) dargestellt ist. Smith glaubte allerdings, bei dieser Rekursion nach endlich vielen Schritten abrechnen zu dürfen, weil zum Beispiel die Menge Stahl, die vor t Perioden aufgewendet wurde und die heute indirekt in die Produktion von zum Beispiel Kohle eingeht, sehr klein ist, wenn der Input um viele Perioden zurückliegt, t also groß ist.

Lässt man eine Reihenentwicklung nach der Art von (7) aber nach endlich vielen Schritten abrechnen, ist nicht mehr ersichtlich, dass es für die Profitrate eine Obergrenze gibt, und das entsprach genau der Smithschen Vorstellung, wonach man den natürlichen Preis unter allen Umständen aus der Summe der Komponenten erklären könne, die sich selbst wieder auf die natürlichen Preise von Arbeit, Boden und Kapital zurückführen ließen. Hier können w und r also gleichzeitig steigen, und es lässt sich nicht unmittelbar erkennen, warum Arbeiter und Kapitalisten nicht gleichzeitig höhere Einkommen beziehen können. Es schien Marx, dass Smith hier mit der Mehrwerttheorie gebrochen hatte. Wir erkennen dank Formel (7) heute deutlicher, worin das Problem lag: Wenn die Reihe nicht abbricht, werden zwar die Materialinputs früherer Stufen tendenziell kleiner, aber es steigen mit r die Potenzen von $1 + r$, so dass die Reihe in (7) divergiert, mathematisch gesprochen, wenn die Profitrate zu ihrem Maximum strebt.

Die maximale Profitrate ist also ein verschlüsselter Ausdruck für die in quantitativer Hinsicht vielleicht wichtigste Aussage der Mehrwerttheorie: Höhere Gewinne bedeuten bei gegebener Technik niedrigere Löhne und umgekehrt, was sich hier genauer als eine inverse Relation zwischen Profitrate und Lohnrate darstellen lässt. Sraffa hat nicht verfehlt, Marx in diesem Zusammenhang als den ursprünglichen Entdecker der maximalen Profitrate herauszuheben.⁶⁴ Bevor wir aber unsererseits die inverse Relation zwischen Lohn- und Profitrate herausarbeiten, sei bemerkt, dass es gleichwohl unrecht wäre, Smith innere Widersprüche vorzuwerfen. Bricht die Reihe nach endlich vielen Schritten ab, bedeutet es, dass nicht auf allen Stufen Kapital vorhanden ist. Was dann geschieht, lässt sich am ehesten veranschaulichen, wenn wir eine Produktion annehmen, in der der Lohn vorgeschossen wird und es außer dem Lohnvorschuss kein Kapital gibt, so dass die Preise in kommandierter Arbeit durch

⁶⁴ Siehe Piero Sraffa: Warenproduktion mittels Waren. S. 126.

$$\hat{\mathbf{p}} = (1 + r)\mathbf{l} \quad (13)$$

gegeben sind. Hier kann zwar die Profitrate gegen unendlich streben, aber es steigen dann auch die Preise in kommandierter Arbeit über jede gegebene Grenze. Das heißt, dass ein Arbeiter zum Erwerb jeder gegebenen Warenmenge immer länger arbeiten muss: Die inverse Beziehung zwischen der realen Lohnrate und der Profitrate bleibt ersichtlich. Marx meinte, Adam Smith habe sich in eine Inkonsequenz verwickelt, als er von einer Messung in Arbeitswerten zu einer in kommandierter Arbeit übergang. Smith hat jedoch die Preise korrekt durch ihre Komponenten erklärt, und die Preise selbst in kommandierter Arbeit als einem möglichem Maß ausgedrückt, das zwar nicht ideal ist, um die gegenläufige Bewegung von Profitrate und Reallohnrate zum Ausdruck zu bringen, das diesen Zusammenhang aber doch enthält.⁶⁵

Zur inversen Beziehung von Lohn- und Profitrate, zu Sraffas Standardware und zur Marxschen Durchschnittsindustrie gelangen wir nun durch eine Transformation, die von meiner früher dazu vorgeschlagenen ein wenig abweicht.⁶⁶ Wir gehen aus von einer Situation, in der das ganze Produkt an die Arbeiter geht, die also durch Gleichung (9) wiedergegeben werden kann. Nehmen wir nun an, dass die Lohnrate, die in (9) gleich eins ist, etwas gesenkt wird und dafür eine positive Profitrate entsteht, ohne dass wir noch wüssten, welcher Lohnratensenkung welche Profitratenerhöhung entspricht. Bei ungeänderten Austauschverhältnissen entstehen dann in einzelnen Industrien Überschüsse, in anderen Defizite, die, als ein Vektor \mathbf{y} geschrieben, folgende Gleichungen ergeben:

$$\mathbf{u} + \mathbf{y} = w\mathbf{l} + (1 + r)\mathbf{A}\mathbf{u}. \quad (14)$$

Man sieht sofort, dass bei dieser Transformation die kapitalintensiven Industrien verlieren, die arbeitsintensiven gewinnen, dass also die Komponenten von \mathbf{y} bei kapitalintensiven Industrien negativ, bei arbeitsintensiven positiv sein müssen, denn bei kapitalintensiven Industrien bedeutet die Erhöhung der Profitrate eine vergleichsweise starke Erhöhung der Kosten, die Senkung der Lohnrate eine vergleichsweise geringe Kostenentlastung, so dass bei ungeänderten Verkaufspreisen ein in \mathbf{y} ausgedrückter Verlust entstünde – umgekehrt bei den arbeitsintensiven Industrien. Wenn es nun gelänge, die Produkte zu Preisen $\mathbf{z} = \mathbf{u} + \mathbf{y}$ zu verkaufen, wären die Kosten gleich den Verkaufspreisen, aber wir hätten kein langfristiges Gleichgewicht vor uns, weil Input- und Out-

⁶⁵ Siehe auch Jean Cartelier: *Surproduit et reproduction. La formation de l'économie politique classique*. Grenoble 1976.

⁶⁶ Siehe Bertram Schefold: *Mr. Sraffa on joint production and other essays*. London 1989.

putpreise unterschieden wären. Solche nicht langfristigen Gleichgewichte kommen in der intertemporalen Version der allgemeinen Gleichgewichtstheorie vor. Die Art und Weise, wie dort ein langfristiges Gleichgewicht hergestellt wird, verfolgen wir jetzt jedoch nicht,⁶⁷ sondern überlegen mit Bezug auf Marx, wie sich hier eine Begründung für die Abweichung der Preise von den Werten abzeichnet. Wir könnten hier von einer Durchschnittsindustrie mit den Proportionen \mathbf{x} sprechen, wenn die Komponenten dieses Zeilenvektors die Produktionsniveaus der einzelnen Industrien angeben und die Produktionsniveaus so gewählt worden sind, dass für diesen Durchschnitt die Summe der Überschüsse und Defizite gerade null wäre. Es müsste für \mathbf{x} dann $\mathbf{xy} = 0$ gelten. Dieser Durchschnitt würde einer Kapitalintensität $\mathbf{xAu} / \mathbf{x1}$ entsprechen, und bei einer Industrie (einer Durchschnittsindustrie oder einer Industriegruppe) mit dieser Kapitalintensität würden bei einer Verteilungsänderung die Kosten ungeändert bleiben, so dass also diese Durchschnittsindustrie nach wie vor zu Werten verkaufen könnte.

Wir erkennen nun aber auch, dass der Begriff Durchschnittsindustrie hier zu unscharf gefasst ist. Wir haben ja noch nicht festgelegt, welche Profitratenerhöhung welcher Lohnsenkung entsprechen soll, und zu verschiedenen Festsetzungen werden verschiedene Vektoren \mathbf{y} und damit auch verschiedene Vektoren \mathbf{x} gehören.

Um ein solches Kriterium zu finden, kann man, wie ich an anderem Ort gezeigt habe, die Preisgleichungen (1), für die noch kein numéraire festgelegt ist, formal nach der Profitrate differenzieren, so dass die Preise $\mathbf{p}(r)$ und die Lohnrate $w(r)$ je als Funktion der Profitrate, mit Ableitungen $\mathbf{p}'(r)$ und $w'(r)$, betrachtet werden. Dieser Vektor $\mathbf{p}'(r)$ kann in ähnlicher Weise wie in (7) in eine Reihe entwickelt werden, die zeigt, dass es nicht nur auf die Kapitalintensitäten in der gegenwärtigen Periode ankommt, wenn man erkennen will, wie die Kosten durch eine Profitratenerhöhung und eine Lohnsenkung sich ändern, sondern auch auf die Kapitalintensitäten in den Vorperioden.

Man hat also die diesen Vorperioden zuzuordnenden Kapitalintensitäten der indirekten Produktion

$$\mathbf{xA}^{t+1}\mathbf{u} / \mathbf{xA}^t \quad (15)$$

zu betrachten, und kann die Durchschnittsindustrie als eine definieren, für die diese sämtlichen „indirekten“ Kapitalintensitäten gleich sind. Die so entstehende unendliche Gleichungsreihe ist nur zu erfüllen, wenn \mathbf{x} ein linksseitiger Eigenvektor der Matrix \mathbf{A} ist. Bei der maximalen Profitrate gilt

⁶⁷ Siehe Bertram Schefold: Classical theory and intertemporal equilibrium. In: Ders.: Normal prices, technical change and accumulation. Chapter 18.1.

$$(1 + R)\mathbf{A}\mathbf{p} = \mathbf{p}. \quad (16)$$

Also muss, wegen der Eindeutigkeit des Frobenius-Eigenvektors einer nicht negativen unzerlegbaren (Basissystem!) Matrix, dieser linksseitige Eigenvektor als

$$(1 + R)\mathbf{q}\mathbf{A} = \mathbf{q} \quad (17)$$

geschrieben werden können, so dass mit $\mathbf{x} = \mathbf{q}$ die unendliche Folge (15) erfüllbar wird. Die so strenger als bei Marx definierte Durchschnittsindustrie ist damit diejenige, für die der tiefliegende Grund, weshalb Preise sich mit der Verteilung ändern, weshalb also, spezieller, Preise von den Arbeitswerten abweichen müssen, *abwesend* ist. Dieser Durchschnitt entspricht dem, den Sraffa die Standardindustrie nennt, ihr Produkt, genauer ihr Nettoprodukt $\mathbf{q}(\mathbf{E} - \mathbf{A})$, normiert durch

$$\mathbf{q}\mathbf{l} = 1, \quad (18)$$

nennt Sraffa die Standardware, die er als numéraire wählt; für sie gilt dann wegen der Definition des numéraires und unter Ausnutzung von (17):

$$1 = \mathbf{q}(\mathbf{E} - \mathbf{A})\mathbf{p} = r\mathbf{q}\mathbf{A}\mathbf{p} + w\mathbf{q}\mathbf{l} = (r/R)\mathbf{q}(\mathbf{E} - \mathbf{A})\mathbf{p} + w\mathbf{q}\mathbf{l} = w + (r/R),$$

also

$$w = 1 - \frac{r}{R}, \quad (19)$$

die berühmte lineare Lohnkurve, die den Lohn, ausgedrückt in der Standardware, mit der Profitrate verbindet.

Die Preise in der Standardware lassen sich mit dem Lohnratenausdruck (19) und mit (7) als Reihe schreiben:

$$\mathbf{p} = w\hat{\mathbf{p}} = \sum_{t=0}^{\infty} (1+r)^t \left(1 - \frac{r}{R}\right) \mathbf{A}^t \mathbf{l}. \quad (20)$$

Die Formel (20) stellt eine Transformation von Werten in Preise eigener Art dar, denn für $r=0$ sind diese Standardpreise gleich den Arbeitswerten, wie sich durch Vergleich mit (8) ergibt. Die Funktionen

$$f_t(r) = (1+r)^t \left(1 - \frac{r}{R}\right) \quad (21)$$

nehmen für $r=0$ den Wert eins an und für $r=R$ den Wert null und dazwischen sind es für größere und große t erst steigende, dann fallende Funktionen, mit einem ausgeprägten Maximum, das desto näher an R liegt, je größer t ist.⁶⁸

⁶⁸ Siehe Piero Sraffa: Warenproduktion mittels Waren. S. 59

Fern zurückliegende, indirekte Arbeitsinputs können sich deshalb, auch wenn die entsprechende Komponente von A^1 klein sein wird, stark auf den Preis auswirken, wenn r in der Nähe dieses Maximums liegt.

Für Sraffa wurde diese Beobachtung zum Ausgangspunkt seiner seither von zahlreichen Autoren weitergeführten Kritik am neoklassischen Kapitalbezug. Offenbar hängen die Werte der Güter, also auch der Kapitalgüter, nach (21) in komplexer Weise von der Profitrate ab. In irgendeiner Weise aber müssen in einer neoklassischen Theorie die Faktorpreise, also insbesondere die Profitrate, durch Angebot und Nachfrage nach den Faktoren erklärt werden, und es hat sich gezeigt, dass die Profitratenabhängigkeit des Kapitals in allen bekannten neoklassischen Theorien bei der Bestimmung der Profitrate oder des Zinssatzes zu Schwierigkeiten führt, die allerdings in den verschiedenen Theorien in verschiedener Gestalt auftreten, deutlicher, und damit anerkannter, bei den Versionen, die auf dem Konzept eines Kapitalaggregats beruhen, als bei denen, die Kapitalgüter disaggregiert in einer allgemeinen Gleichgewichtstheorie darstellen; in den letzteren transformieren sich die in der Nachfolge Sraffas gefundenen Kapitalparadoxa in Stabilitätsprobleme des Gleichgewichts.⁶⁹ In gewissem Sinn stellt diese Kritik eine auf verschlungenen Wegen entstandene Fernwirkung der durch die Publikation des dritten Bandes des „Kapitals“ ausgelösten Debatten dar.

Aber die Fortsetzungen der Debatte wirken auch auf die Marxinterpretation zurück. Wie wir schon andeuteten, wollte Marx durch seine Transformation der Werte in Preise den Profit als unverteilter Mehrwert darstellen, nachdem die Werte in Preise transformiert waren, wobei zur Vergleichbarkeit ein gemeinsames numéraire gewählt werden musste; oft wird dies durch die Bedingung, dass die Preissumme des Bruttoprodukts seiner Wertsomme entsprechen soll, bestimmt. Es hat also zugleich

$$P = M \quad (22)$$

und

$$K + W + P = C + V + M \quad (23)$$

zu gelten (alles Aggregate, in Preisen: K Kapital, W Lohnsumme, P Profitsumme; in Werten: C konstantes Kapital, V variables Kapital, M Mehrwertsomme). Aus (22) und (23) folgt sogleich

$$P / (K + W) = M / (C + V); \quad (24)$$

⁶⁹ Siehe Bertram Schefold: Classical theory and intertemporal equilibrium. Capitel 18.2; Ders.: Reswitching as a cause of instability of intertemporal equilibrium. *Metroeconomica* 56.4. 2005. S. 438–476.

es ist nach diesen Formeln der Gewinn also nicht nur als umverteilter Mehrwert erkannt, sondern es ist die in Preisen gemessene Profitrate auch gleich der in Werten gemessenen, so dass die Schlussfolgerungen, die über die Kapitalentwicklung aufgrund der Analyse in Werten in den Bänden I und II gezogen worden sind, sich übertragen lassen auf die Analyse der Profitrate in Preisen im dritten Band.

Bevor wir uns der Akkumulationstheorie zuwenden, zeigen wir, dass die Marxsche Transformation von Werten in Preise nicht allgemein richtig sein kann; es genügt, dazu den Spezialfall $n = 2$ ins Auge zu fassen. Um genau zu sein, berücksichtigen wir nun, dass Marx den Lohn als vorgeschossen annahm, so dass sich für ihn anstelle des Preissystems (1) das Preissystem

$$\mathbf{p}^* = (1 + r)[\mathbf{A}\mathbf{p}^* + w^*\mathbf{1}] \quad (25)$$

ergab, und die relativen Preise von (1) und (25) durch

$$\mathbf{p}^* = (1 + r)\mathbf{p}, \quad w^* = w \quad (26)$$

zusammenhängen. Das numéraire setzen wir, (23) modifizierend, durch die Bedingung, dass die Preissumme gleich der Wertsumme sei, fest, also gelte

$$\mathbf{e}\mathbf{p}^* = \mathbf{e}\mathbf{u}. \quad (27)$$

Es sei \mathbf{b} der Korb der notwendigen Lohngüter, also $\mathbf{s} - \mathbf{b}$ das in den Händen der Kapitalisten verbleibende Mehrprodukt, und Gleichung (22) verwandelt sich in

$$(\mathbf{s} - \mathbf{b})\mathbf{p}^* = (\mathbf{s} - \mathbf{b})\mathbf{u}. \quad (28)$$

Im zweidimensionalen Raum (es genügt, diesen Spezialfall zur Widerlegung zu betrachten) sind die Vektoren \mathbf{p}^* und \mathbf{u} nach (27) zu \mathbf{e} orthogonal, und zugleich nach (28), zu $\mathbf{s} - \mathbf{b}$, wobei $\mathbf{s} - \mathbf{b}$ und \mathbf{e} nicht proportional sind. Also gilt $\mathbf{p}^* = \mathbf{u}$. Daraus folgt, dass auch die entsprechenden Preisvektoren nach Sraffa, mit den Preisen ausgedrückt in kommandierter Arbeit, einander proportional zu sein hätten. Ich habe aber schon in meiner Dissertation bewiesen, dass die Preisvektoren eines Sraffasystems, im sogenannten regulären Fall, genommen bei n verschiedenen Profitraten, n linear unabhängige Vektoren darstellen müssen.⁷⁰ So ergibt sich, dass die Marxsche Transformation nur gelten kann, wenn das System nicht regulär ist, und das bedeutet, wie am selben Ort früher bewiesen wurde, dass das System, noch pathologischere Ausnahmefälle ausgeschlossen, eines sein muss, bei dem die Preise *immer* den

⁷⁰ Siehe Bertram Schefold: Piero Sraffas Theorie der Kuppelproduktion, des Kapitals und der Rente. Dissertation. Basel 1971; Ders.: Mr. Sraffa on joint production and other essays.

Arbeitswerten proportional sind, weil, mit Marx gesprochen, die organische Zusammensetzung des Kapitals in allen Sektoren dieselbe ist oder, in der Sprache der modernen Nationalökonomie, die Kapitalintensitäten in allen Sektoren dieselben sind oder aber, mathematisch gesprochen, weil der Arbeitsvektor \mathbf{I} ausnahmsweise ein rechtsseitiger Eigenvektor der Matrix \mathbf{A} ist. Dass die Transformation gelingt, wenn die Arbeitswerte gleich den Preisen sind, ist aber trivial.

Trotz der Kritik der Transformation von Werten in Preise, die schon von den ersten Rezensenten des dritten Bandes angesprochen und die allmählich genauer formuliert wurde, trennten sich die Anhänger von Marx nur schwer von der suggestiven Vorstellung, es ließe sich der Gewinn in einer irgendwie abgeschwächten Form doch als Umverteilung des Mehrwerts auffassen. Kurze Beschreibungen von anderen als der hier gegebenen Lösung, insbesondere der „iterativen“ von Anwar Shaikh und der mehrfach vorweggenommenen „new solution“ von Gérard Duménil, Alain Lipietz und Duncan F. Foley finden sich in dem Artikel von E. K. Hunt und Mark Glick.⁷¹ Eine neue Wendung brachte hier die Analyse der Kuppelproduktion, die wir mit einer kurzen Betrachtung des fixen Kapitals einleiten.

Nach Sraffa gehört Marx zu den Ökonomen, die fixes Kapital als Kuppelprodukt behandelten, also die jeweils ein Jahr ältere Maschine als ein Kuppelprodukt neben dem von der Maschine erzeugten Hauptprodukt auffassten. Andererseits setzt Marx eine lineare Abschreibung der Maschinen voraus, wenn er in Werten rechnet. Dieses Vorgehen ist korrekt, soweit in Werten gerechnet werden darf und wenn die Maschine sich mit konstanter Effizienz abnutzt, sonst aber nicht. Ein einfaches Beispiel genügt, um die Haupteigenschaften des fixen Kapitals zu analysieren und dies zu zeigen.⁷² Der Kornpreis sei p . Im Prozess null wird mit Hilfe der Kornmenge a_0 und der Arbeitsmenge l_0 eine Einheit einer neuen Maschine zum Preis m_0 hergestellt. Im ersten die Maschine verwendenden Prozess wird mit Hilfe einer Kornmenge a_1 und der neuen Maschine zum Preis m_0 und mit Hilfe von Arbeit l_1 eine Kornmenge b_1 und eine um ein Jahr gealterte Maschine zum Preis m_1 hervorgebracht; hier gibt es also Kuppelproduktion. Im zweiten die Maschine verwendenden Prozess wird mit Hilfe der Kornmenge a_2 und der um ein Jahr gealterten Maschine

⁷¹ E. K. Hunt, Mark Glick: „Transformation problem“. In: *The New Palgrave. A dictionary of economics*. Vol. 4. London, New York, Tokyo 1987. S. 688–691. Siehe auch Friedrun Quaas: *Das Transformationsproblem von Werten in Produktionspreise. Ein Diskussionsbeitrag zur Geschichte und zum Stand der Debatte*. In: *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*. Bd. 220. Stuttgart 2000. S. 108–121.

⁷² Zum fixen Kapital siehe ausführlicher Schefold: *Zirkulation, Produktivität und fixes Kapital*.

zum Preis m_1 und mit Hilfe von Arbeit l_2 die Kornmenge b_2 hergestellt. Die Maschine erscheint hier nicht mehr als Kuppelprodukt, weil sie physisch ver-
nutzt ist. Damit erhalten wir, wenn wir in Lohneinheiten bzw. in kommandier-
ter Arbeit rechnen, die folgenden Gleichungen:

$$\begin{aligned} (1+r)a_0p + l_0 &= m_0 & (29) \\ (1+r)(a_1p + m_0) + l_1 &= b_1p_1 + m_1 \\ (1+r)(a_2p + m_1) + l_2 &= b_2p. \end{aligned}$$

Das System muss, um ökonomisch sinnvoll zu sein, ein Mehrprodukt hervor-
bringen, das heißt $a_0 + a_1 + a_2 < b_1 + b_2$. Unter dieser Voraussetzung werden
der Kornpreis p und der Preis der neuen Maschine m_0 zwischen $r = 0$ und einer
maximalen Profitrate positiv sein, wie man erkennt, wenn man den Prozess 2,
mit $1+r$ multipliziert, vom Prozess 1 abzieht, um m_1 zu eliminieren.

Konstante Effizienz der Maschine bedeutet $a_1 = a_2$, $b_1 = b_2$, $l_1 = l_2$. Es lässt
sich dann bestätigen, dass die Abschreibung linear wird, das heißt, dass
 $m_1 = m_0 / 2$ bei $r = 0$. Im ersten Prozess wird die Maschine zur Hälfte ($m_0 / 2$),
im zweiten wird sie ganz abgeschrieben (m_1). Aber es ergibt sich trotz der
konstanten Effizienz eine progressive Abschreibung bei positiven Profitraten:
ein Phänomen, das Marx nicht bemerkte. Die Ursache dafür mag man darin
erkennen, dass bei konstanter Effizienz die Summe der Abschreibung, also der
Preisänderung der Maschine, und der finanziellen Belastung durch ihren Ein-
satz in beiden Prozessen gleich sein muss. Aus der Gleichung für den ersten
Prozess erhält man nämlich

$$m_0 - m_1 + rm_0 = b_1p - (1+r)a_1p - l_1 \quad (30)$$

und aus der Gleichung für den zweiten

$$m_1 + rm_1 = b_2p - (1+r)a_2p - l_2; \quad (31)$$

bei konstanter Effizienz müssen die rechten Seiten von (30) und (31) überein-
stimmen. Aus der Gleichsetzung folgt

$$\frac{m_1}{m_0 - m_1} = 1 + r, \quad (32)$$

das Verhältnis der Abschreibung im zweiten Prozess zu der im ersten nimmt
also mit $1+r$ zu. Alle diese Überlegungen gelten entsprechend für Maschinen
mit höheren Lebensaltern und in Systemen mit mehreren Maschinen.

Wenn die Effizienz der Maschine steigt, weil sie sich im Gebrauch einläuft,
wenn also zum Beispiel $b_2 > b_1$, $l_1 = l_2$, $a_1 = a_2$ gilt, wird der Preis der um ein
Jahr gealterten Maschine stets positiv sein, und wenn die Effizienz stark genug

steigt (beispielsweise, weil $b_1 = 0$ gilt – sie befindet sich dann noch im Bau), wird der Wert der alten Maschine den der neuen Maschine sogar übertreffen, so dass die Abschreibung negativ ausfällt. Jedenfalls ist der Preis der alten Maschine bei steigender Effizienz im System (29) zwischen Null und der maximalen Profitrate positiv.

Fallende Effizienz liegt unzweideutig vor, wenn $a_2 > a_1$, $l_2 > l_1$, $b_1 < b_2$. Nun mag es sinnvoll sein, die Maschine, die physisch eine Lebensdauer von zwei Jahren hat, aus ökonomischen Gründen nur für ein Jahr einzusetzen, also die zur Verfügung stehenden Arbeits- und Kornmengen auf den ersten Prozess zu konzentrieren und auf die Nutzung des zweiten zu verzichten. Man kann zeigen, dass, je nach Höhe der Profitrate, dies genau dann vorteilhaft wird, wenn sich im System (29) formal ein negativer Preis m_1 ergibt, und dies wird genau dann der Fall sein, wenn der Kornpreis in einem aus (29) hervorgehenden „verkürzten“ System, bei dem der zweite Korn produzierende Prozess und die um ein Jahr gealterte Maschine eliminiert wurden, sich (ausgedrückt in kommandierter Arbeit) verbilligt: Die Verkürzung ist rentabel. Besonders lebendige „Maschinen“ (Arbeitspferde, Sklaven) weisen im Verlauf ihres Lebens erst eine steigende, dann eine fallende Effizienz auf; wann ihr Einsatz nach Gewinnmaximierungskriterien zu beenden ist, bestimmt die Rentabilität im Preissystem als Ganzem.

Diese aus der Diskussion des Sraffa-Systems gewonnenen Einsichten gewannen, so formal sie scheinen mögen, auf merkwürdigem Weg in den siebziger Jahren einen erheblichen Einfluss auf die Marxdiskussion im Westen. Maschinen, deren Einsatz im Laufe ihres Alterns weniger einbringt, als sie kosten, erzeugen Verluste, die in einem System, das formal geschrieben wird wie (29), als negative Preise der alten Maschine erscheinen. Dabei kann, je nach dem Effizienzprofil und den relativen Preisen im System als Ganzem, eine gealterte Maschine bei einer Profitrate noch einen positiven Preis haben, bei einer anderen aber einen negativen. Es kann also insbesondere, wie Sraffa selbst schon hervorhob, bei einer Maschine ein negativer Preis bei $r = 0$, also ein negativer Arbeitswert, auftauchen, während die Maschine bei der „wirklichen“ Profitrate, die zum Beispiel 8 Prozent beträgt, einen positiven Preis aufweist.

Es lässt sich leicht bestätigen, dass solche negativen Werte tatsächlich im Sinne der Arbeitswertlehre, wie man sie von den Einzelproduktsystemen her kennt, gedeutet werden können. Wir sahen, dass Arbeitswerte Beschäftigungsmultiplikatoren sind. Wenn eine Maschine einen negativen Arbeitswert hat, mag es zwar paradox erscheinen, dass die Herstellung einer zusätzlichen Ein-

heit dieser Maschine die Beschäftigung vermindert. Aber das Paradox löst sich sofort auf, wenn wir, gemäß der vorigen Überlegung, im System (29) Arbeit und Korn vom zweiten Prozess auf den ersten Prozess übertragen. Wenn der erste Prozess auf entsprechend höherem, der zweite auf niedrigerem Niveau gefahren wird, erscheint eine Einheit der um ein Jahr gealterten Maschine im Nettoprodukt, als eine Maschine, die man nicht mehr braucht, und gleichzeitig wurde Arbeit gespart, weil die Nutzung der alten Maschine ineffizient war.

Negative Arbeitswerte sind also sinnvoll als Indikatoren eines ineffizienten Arbeitseinsatzes in einer stationären Wirtschaft, und die eben gegebene Deutung lässt sich auf den allgemeineren Fall der Kuppelproduktion übertragen. Nun wurde durch Ian Steedman⁷³ zuerst gezeigt, dass sich auch Systeme konstruieren lassen, in denen der Arbeitswert des gesamten Mehrprodukts negativ ist (weil die negativen Bewertungen bei $r = 0$ überwiegen), während bei einer positiven Profitrate alle Preise positiv sein können, also das System ökonomisch zulässig ist und ein positiver Gesamtgewinn entsteht. Die Entdeckung, dass ein negativer Mehrwert mit einem positiven Gewinn einhergehen kann, machte viel Furore, weil damit die Vorstellung, es ließe sich der Gewinn als unverteilter Mehrwert darstellen, ad absurdum geführt worden war. Wer das Transformationsproblem genauer studiert hatte, konnte zwar schon vorher wissen, dass das Preissystem nicht gemäß den Vorstellungen von Marx so aus den Arbeitswerten abgeleitet werden konnte, dass die in Werten und Preisen gemessenen Profitraten übereinstimmten, und es gab technische Probleme wie die der korrekten Berechnung der Abschreibung. Aber Steedmans Resultat erschien als aufrüttelndes Paradox.

Es gab zu vielen Versuchen Anlass, Marx zu „retten“, indem etwa die Arbeitswerte bei Kuppelproduktion anders definiert werden sollten oder indem, wie Michio Morishima vorschlug, der Surplus mit „optimalen Werten“ gemessen wurde, die einer bei $r = 0$ effizienten Technikwahl entsprachen.⁷⁴ Diese „optimalen Werte“ waren positiv. Ein positiver Überschuss des Produkts über die Kosten an Rohmaterial und Lohngütern hatte damit einen positiven Wert und verbürgte positive Gewinne. Doch konnte die Konstruktion nicht überzeugen: Einerseits war der Gewinn offensichtlich nur positiv, weil ein

⁷³ Siehe Ian Steedman: Positive profits with negative surplus value. In: *Economic Journal*. Oxford, New York. Vol. 85. 1975. S. 114–123.

⁷⁴ Zuerst angedeutet, vor Steedman, in Michio Morishima: *Marx's economics. A dual theory of value and growth*. London [u. a.] 1973; gestützt auf John von Neumann: Über ein ökonomisches Gleichungssystem und eine Verallgemeinerung des Brouwerschen Fixpunktsatzes. In: *Ergebnisse eines mathematischen Kolloquiums*. Hrsg. von Karl Menger. H. 8. Leipzig [u. a.] 1937.

positiver Güterüberschuss (über die Lohngüter hinaus) vorlag, der in irgendwelchen Größen, nicht notwendig in Arbeitswerten, gemessen werden konnte, andererseits war der Gewinn noch keineswegs als unverteilter Mehrwert, als Werts substanz, die nur die Form änderte, dargestellt. Die Mehrwerttheorie war also, wie Eberhard Feess-Dörr es ausdrückte, redundant.⁷⁵ Diese Debatte trug keine Früchte, weil sie ohne echten historischen Bezug geführt wurde.

Zur Kredit- und Krisentheorie

Versucht man nicht eine analytische⁷⁶ Rekonstruktion, sondern hält sich an den Text, insbesondere den von Engels' Zusätzen befreiten, fällt die vom ersten bis zum dritten Band durchgehende Verschränkung der Darstellung des kapitalistischen Prozesses durch die Beschreibung der wechselnden Formen, die der Wert annimmt, mit den jeweils bei gegebenen Formen feststellbaren Strukturen auf. Aus der Wertformalanalyse des ersten Bandes wird das allgemeine Äquivalent und, vermittelt durch historische Tat, das Geld abgeleitet. Damit entsteht eine Struktur des Geldumlaufs, die zur Aufstellung der Quantitätsgleichung und zur Hinterfragung der Quantitätstheorie führt.⁷⁷ Der dritte Band setzt die Wertformenanalyse fort, indem Werte sich in Preise, Mehrwert in Profit, Profit in Zins und Unternehmergewinn verwandeln, und in noch feinerer Zersplitterung entstehen Formen wie die Dividende, verschiedene Formen der Renten, in der Weiterführung durch Hilferding der Gründergewinn.⁷⁸ Für den Kapitalismus als historisches Gewächs scheint es nach Marx keine geschlossene Theorie zu geben, in der die quantitative Struktur sich als widerspruchsfreies Modell darstellte. Im Gegenteil drängen die Widersprüche nach der Marxschen „Entwicklung“ zur Hervorbringung immer neuer Formen, wie wir exempla-

⁷⁵ Siehe Eberhard Feess-Dörr: *Die Redundanz der Mehrwerttheorie. Ein Beitrag zur Kontroverse zwischen Marxisten und Neoricardianern.* Marburg 1989. Diese Kritik geht bereits auf Joan Robinson zurück, wurde von Paul A. Samuelson formalisiert und von Ian Steedman bekräftigt. Siehe Joan Robinson: *An essay on Marxian economics*; Paul A. Samuelson: *Understanding the Marxian notion of exploitation.* In: *Journal of Economic Literature.* Nashville. Vol. 9. 1971. Nr. 2. S. 399–431; Ian Steedman: *Marx after Sraffa.* London 1977.

⁷⁶ Unter „analytischer Rekonstruktion“ versteht man in der neueren Theoriegeschichte den Versuch, die Theorie eines vergangenen Ökonomen mit den Mitteln moderner ökonomischer Theoriebildung konsistent und unter Fortlassung alles nur historisch relevanten Beiwerks zu rekonstruieren.

⁷⁷ Siehe Carlo Boffito: *Teoria della moneta.* Torino 1973.

⁷⁸ Siehe Bertram Schefold: *Rudolf Hilferding und die Idee des organisierten Kapitalismus.* In: *Kommentarband („Vademecum“) zur Faksimile-Ausgabe der 1909 erschienenen Ausgabe von Rudolf Hilferding: Das Finanzkapital.* Düsseldorf 2000. S. 5–32.

risch am Zins noch zeigen werden. Mehrere Autoren glauben deshalb, die Transformation von Werten und Preisen als sequentiellen Prozess darstellen zu müssen, und auch die Theorie der fallenden Profitrate wird von einigen in einem sequentiell dynamisierten Rahmen analysiert. Die sequentielle Analyse entspricht in gewisser Weise der dialektischen Entwicklung bei Marx, und es lassen sich mit ihrer Hilfe Marxsche Behauptungen (wie das simultane Gelten von 22 und 23) reproduzieren. Und doch muss das Preissystem bei uniformer Profitrate sich ebenso widerspruchsfrei formulieren lassen wie das System der Werte. Ebenso muss der Fall der Profitrate (wenn es ihn gibt) sich auch im Vergleich langfristiger Gleichgewichte reproduzieren lassen. Wir folgen deshalb der Fährte der sequentiellen Analyse nicht. In den Sammelbänden von Bellofiore⁷⁹ wird sie unter anderem in Aufsätzen von Alan Freeman⁸⁰ und Geert Reuten⁸¹ behandelt.

Den Schlüssel zum Verständnis der Marxschen Intention gibt die Dialektik von Gebrauchswert und Tauschwert ab. Ich habe anderswo zu zeigen versucht, aufgrund welcher Institutionen sich gesellschaftliche Normen für die Gebrauchswerte seit dem Mittelalter, nachdem in der Antike eine ähnliche Entwicklung schon einmal durchlaufen war, neu herausbildeten.⁸² Die Zünfte hatten ihre städtisch gebundenen Muster für handwerkliche Waren. Die Händler bestimmten, nach welchen Kategorien sie die Gegenstände des Fernhandels einteilen wollten, wie es Petty im „Dialogue on Diamonds“ zeigte. Die Lehrbücher des Handels unterrichteten auf Hunderten von Seiten, wie beispielsweise die verschiedenen Arten der Lyoner Seidenprodukte von denen Bolognas zu unterscheiden waren, und die Betriebswirtschaftslehre führte diese Thematik als Unterrichtsfach unter dem Titel „Warenkunde“ bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts fort – Marx bezieht sich nur ganz lakonisch zu Beginn des ersten Bandes im ersten Kapitel auf die ausgedehnte Literatur und Praxis dazu.

Die Aristotelische Frage, weshalb Waren mit verschiedenen Gebrauchswerten als Tauschwerte vergleichbar werden, findet in der Arbeitswertlehre mit ihren spätantiken und mittelalterlichen Wurzeln eine einfache Antwort, die

⁷⁹ Siehe Marxian economics.

⁸⁰ Siehe Alan Freeman: A general refutation of Okishio's theorem and a proof of a falling rate of profit. In: Marxian economics. Vol. 2. S. 139–162.

⁸¹ Siehe Geert Reuten: Destructive creativity. Institutional arrangements of banking and the logic of capitalist technical change in the perspective of Marx's 1894 law of profit. Ebenda. S. 177–193.

⁸² Siehe Bertram Schefold: Use value and the 'commercial knowledge of commodities'. Reflections on Aristotle, Savary, and the classics. In: Value, distribution and capital. Ed. by Gary Mongiovi, Fabio Petri. London 1999. S. 122–144.

Marx hinterfragte: Wenn sich die vom Schneider hergestellte Jacke vom durch den Sattler hergestellten Zaumzeug als Gebrauchswert unterscheidet, weshalb sollte dann eine Gleichwertigkeit beider als Arbeitsprodukte möglich sein, da sich doch die Schneiderarbeit von der des Sattlers ebenso deutlich unterscheidet wie Jacke und Zaumzeug? Die Erklärung, beide Arbeiten seien als abstrakte gleichzusetzen, verschob nur das Problem, denn die Gleichsetzung der beiden Waren als Produkte abstrakter Arbeit ist hypothetisch. Marx stand mit dieser Konstruktion denn auch weitgehend allein; bei den von ihm als groß anerkannten Vorläufern Smith und Ricardo ist von abstrakter Arbeit nicht die Rede, sondern – besonders Ricardo hat den Punkt betont – die verschiedenen Arten der Arbeit werden miteinander verglichen, indem die relativen Lohnraten unhinterfragt als Gewichte verwendet werden. Für die Frühzeit der Industrialisierung mag man die Herausbildung gleicher Arbeit als eine historische Tendenz in der Auflösung der handwerklichen Produktionsformen als plausibel empfinden; seither haben sich aber neue Differenzierungen der konkreten Arbeit herausgebildet – zahllose Berufe sind neu entstanden –, und es ist rätselhaft, wie man an der Vorstellung, die Arbeit als abstrakte bestimme den Wert der Waren, festhalten will.

Und eine andere Schwierigkeit ergibt sich, wenn wir vor den industriellen Kapitalismus zurückgehen und nach der Gesellschaft der „einfachen Warenproduktion“ fragen, die Engels in seinem ersten Nachtrag zum dritten Band des „Kapitals“ mit Emphase verteidigt⁸³, damit der Bezug auf Arbeitswerte wenigstens seine historische Bedeutung bewahre, wenn die Analyse in Produktionspreisen ihre Verwendung zum Verständnis der kapitalistischen Produktionsverhältnisse unnötig macht. Auch Marx hat diese Vorstellung eines historischen Prius der Werte zumindest zeitweilig geteilt. Sie steht jedoch im Widerspruch zur Tatsache, dass die vorkapitalistischen Verhältnisse gerade von einer ausgeprägten Differenzierung und institutionellen Separierung der Berufe geprägt waren, so dass man die gleiche Arbeit als gleiche Lohnarbeit eher als Ergebnis denn als Ursprung kapitalistischer Entwicklung auffassen muss, was sich auch mit Hilfe der Sraffaschen Preistheorie darstellen lässt, wo das Modell mit einer allgemeinen Profitrate auf dem vorgeschossenen Kapital, das die physischen Entlohnung der Arbeiter unterschiedlicher Klassen einschließt, dem durch Gleichung (1) dargestellten System mit Lohnarbeit vorausgeht:

$$(1 + R)Ap = p. \quad (33)$$

⁸³ Siehe Friedrich Engels: Wertgesetz und Profitrate. Erster Nachtrag zu Buch 3 des „Kapitals“. In: MEGA² II/14. S. 329–340.

So hat sich die Diskussion der Marxschen Ökonomie im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts auch von der arbeitswerttheoretischen Untermauerung seiner Theorie der Abfolge der Produktionsweisen entfernt. Versuche, für vorkapitalistische Produktionsweisen besondere ökonomische Theorien zu entwickeln, die sich von der Theorie des Kapitalismus unterscheiden, hat es – nicht viele – gegeben.⁸⁴ Sie knüpfen nicht mehr an der Arbeitswertlehre an.

Erfolgreicher war Marx in der Akkumulationstheorie. Insbesondere hat seine Darstellung der verschiedenen Formen des technischen Fortschritts stark nachgewirkt – nach meiner Überzeugung besonders durch ihren Einfluss auf Joseph Schumpeter, obwohl sich dieser infolge der Unterschiede in der analytischen Darstellung bisher nicht klar hat nachweisen lassen. Aber auch hier musste eine Ablösung vom Instrumentarium der Ablösung der Arbeitswertlehre erst erfolgen, damit sich die Nachwirkung entfalten konnte. Joan Robinson hat, als sie das Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate aufgriff, dieses schließlich als „Alptraum des Technokraten“ dargestellt. Wenn wir, an den bisherigen Bezeichnungen festhaltend, die Profitrate als $r = P / K$, die organische Zusammensetzung des Kapitals, in Preisen gemessen, als $z = K / W$ und die ebenso in Preisen gemessene „Mehrwertrate“ als $m = P / W$ schreiben, ist es der „Alptraum des Technokraten“, wenn aufgrund unkontrollierter technischer Entwicklungen z steigt und, aufgrund des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, m beschränkt bleibt, so dass die Profitrate

$$r = P / K = (P / W) / (K / W) = m / z \quad (34)$$

fallen muss.

Robinson wandte jedoch ein, dass die Steigerung der „organischen Zusammensetzung“ z nicht zwangsläufig erfolge. In der Tat verbilligt der technische Fortschritt auch die Kapitalgüter, so dass die Akkumulation ihrer Masse, die Marx zu beobachten glaubte, nicht notwendig auf den Kapitalwert durchschlägt.⁸⁵ Großes Gewicht legte Robinson aber auch auf ein zweites Argument: Die Profitrate fällt mit zunehmender organischer Zusammensetzung nur, wenn die Mehrwertrate nicht ebenso steigt. Bleibt sie aber konstant, wie das Gesetz

⁸⁴ Siehe zum Beispiel Barry Hindess, Paul Q. Hirst: Pre-capitalist modes of production. London [u. a.] 1975.

⁸⁵ Dieses Argument war Marx selbstverständlich geläufig. Rolf Peter Sieferle irrt, wenn er es in seinem hübschen einführenden Werk zur Hauptkritik der Marxschen Hypothese von der fallenden Profitrate erhebt (Rolf Peter Sieferle: Karl Marx. Hamburg 2007. S. 124f.), denn Marx hat interessante und erwägenswerte Gründe vorgebracht, weshalb trotz technischem Fortschritt c relativ zu v wachsen müsse. Wir behandeln sie nachfolgend in unserer Diskussion der Produktion des relativen Mehrwerts.

des tendenziellen Falls der Profitrate vorauszusetzen scheint, steigen die Löhne mit den Gewinnen: eine Tendenz, die der Verelendungstheorie von Marx entgegenwirkt und von ihm, wie Robinson beklagte, nicht zugegeben wird. Misst man den Lohnfonds in Werten, fallen diese allerdings mit dem Fortschritt, so dass die materielle Besserstellung der Arbeiter verdeckt wird und sich wieder zeigt, wie das Beharren auf der Wertlehre Marx an analytischen Fortschritten hinderte.⁸⁶

Die Wachstumstheorie ging später von „stilisierten Fakten“ aus und nahm an, die Kapitalintensität K/L steige mit der Arbeitsproduktivität, aber mit der Arbeitsproduktivität steige auch die Lohnrate w , so dass bei konstanter Bevölkerung das Verhältnis $K/W = K/wL$ konstant blieb, ebenso wie die Einkommensverteilung, und sich die Profitrate über lange Zeiträume nicht änderte – eine Hypothese, die für das zwanzigste Jahrhundert recht gut bestätigt wurde und die in den fünfziger und sechziger Jahren durch neoklassische und Keynesianische Modelle verschieden erklärt wurde.

Mit dem „Gesetz des tendenziellen Falls der Profitrate“ hat Marx der Wachstumstheorie zwar nicht die zeitgemäße Antwort, aber eine Fragestellung geliefert. Er hatte außerdem das Verdienst, die Formen des technischen Fortschritts konkreter zu erklären. Wenn der Produktion des absoluten Mehrwerts Grenzen gesetzt sind, wird die Produktion des relativen Mehrwerts sich in (und hierin liegt auch eine historische Abfolge) vermehrter Kooperation, verbesserter Arbeitsteilung und durchgreifender Mechanisierung niederschlagen. Marx charakterisiert diese Formen im ersten Band phänomenologisch. Er untermauert die Beschreibung durch zahlreiche historische Beispiele, die alle einprägsam und auch mit einem analytischen Argument eine Steigerung der organischen Zusammensetzung begründen.

Die phänomenologische Betrachtung der Formen technischen Fortschritts zieht bemerkenswerte methodische Differenzen zur modernen Nationalökonomie nach sich. Marx formuliert Tendenzen oder Gesetzlichkeiten, die er aus historischer Kenntnis und Plausibilitätsüberlegungen gewinnt, zunächst ohne die Wahl bestimmter Techniken entscheidungslogisch zu begründen; solche Argumente werden jedoch gewissermaßen nachgeschoben. Hierin ist sein Vorgehen dem der Historischen Schule verwandt, die auch gerne induktiv, beobachtend, mit historischen Analogien und Plausibilitäten arbeitend, auf „Gesetze“ schloss, für die dann hinterher auch noch deduktive Argumente vorgebracht wurden oder noch gesucht werden sollten. Die von Marx isolierte Tendenz würde der moderne Ökonom als zunehmende Kapitalverwendung

⁸⁶ Siehe Joan Robinson: An essay on Marxian economics. 2. ed. S. 36.

beschreiben; dabei müsste zunächst offenbleiben, wie weit an Substitution von Kapital für Arbeit, wie weit an Kapital verwendenden technischen Fortschritt gedacht wäre.⁸⁷ In beiden Fällen müsste der neoklassische Ökonom die Tendenz auf eine relative Knappheit der Arbeit zurückführen⁸⁸, aber diese Erklärung würde bei Marx nicht gelten, der ja einen (außer in Ausnahmesituationen) beständigen Arbeitskräfteüberschuss in der Form der Reservearmee voraussetzt. Sein Argument, weshalb kapitalintensive Techniken gewählt werden, gründet sich formal auf seine arbeitswerttheoretische Formulierung der Gewinnsteigerung: gegeben die Länge des Arbeitstags kann die Mehrwertrate nur noch durch die Senkung der notwendigen Arbeit gesteigert werden. Das ist aber nicht die Logik der Entscheidung des einzelnen Kapitalisten (dem es nur um den mit Produktivitätsfortschritten verbundenen Extragewinn geht, sei er einer Kapital-, sei er einer Arbeitseinsparung geschuldet), sondern es ist ein im Grunde makroökonomisches Kriterium, wie man sofort sieht, wenn man es in Preisgrößen übersetzt: Gegeben $Y = P + W$, steigt P , wenn W fällt, und ist $W = wL$ (w gegebene Lohnrate), muss der Gesamtarbeitseinsatz L gesenkt werden, auch wenn keine Vollbeschäftigung herrscht. Der Marxsche Gedanke lässt sich nur dann in eine einzelwirtschaftliche Kalkulation umsetzen, wenn man mit Kalecki annimmt, dass in jeder Branche durch eine besondere Form der Konkurrenz ein Aufschlag auf die direkten Kosten (Arbeit und zirkulierendes Kapital) gegeben ist; dann richtet sich der Druck, durch Produktivitätssteigerung den Aufwand zu senken, nicht auf die fixen, sondern auf die direkten Kosten und besonders auf die der Arbeit.

Dass es auch bei Arbeitslosigkeit zu Rationalisierungen kommt, erklärt die moderne Neoklassik mit trotz dieser zu hohen Löhnen. Marx argumentiert dagegen noch mit anderen Prämissen. Im Hintergrund steht eine Vorstellung vom Klassenkampf: arbeitssparende Techniken müssen gewählt werden, als ob die Löhne zu hoch wären, weil Forderungen der Arbeiter, ja Aufstände („Arbeiteremeuten“) von den Kapitalisten befürchtet werden. Aber auch bei ihm muss die Logik der unternehmerischen Entscheidung aufgrund erwarteter Kosten und Erträge schließlich ins Spiel kommen. Es geschieht auf dem scheinbaren Umweg über eine Diskussion der Formen des technischen Fortschritts. Denn diese betreffen Prozessinnovationen: Waren werden aus derselben Menge Rohmaterial hergestellt, aber Kooperation und Arbeitsteilung erlauben es

⁸⁷ Bertram Schefold: C.E.S. Production Function in the Light of the Cambridge Critique. *Journal of Macroeconomics*. Erscheint demnächst.

⁸⁸ Sie hat zur Folge, dass im neoklassischen Wachstumsmodell (Solow) das Kapital schneller wächst als die Arbeit; das Kapital wächst nämlich langfristig mit der um das Wachstum der Produktivität vermehrten Rate des Bevölkerungswachstums.

unmittelbar, die Menge der pro Einheit der produzierten Ware eingesetzten lebendigen Arbeit zu reduzieren. Die organische Zusammensetzung z und die Profitrate (34) ändern sich dann freilich nicht, denn wenn die Lohnrate mit der Produktivität steigt, kompensiert dies den gesunkenen Arbeitsaufwand; die Lohnsumme und das Kapital bleiben bei konstanten Preisen gleich. Aber eine Einsparung der Arbeit wird auf indirektem Weg auch durch Mechanisierung ermöglicht. Wenn beispielsweise die Tuchproduktion mechanisiert wird, wird durch die Tuchproduktion die Menge des pro Einheit des Tuchs eingesetzten Rohmaterials, also des Garns, nicht vermindert. Zusätzlich werden Rohmaterialien zur Konstruktion der Maschine benötigt. Insofern wird die Produktion also sogar verteuert. Wenn genügend Arbeit eingespart wird, lohnt sich der Produktionsumweg gleichwohl, um den von Böhmbawerk benutzten Ausdruck zu gebrauchen.

Es sind also lediglich bestimmte Formen des technischen Fortschritts, bei denen die Logik der Produktion des relativen Mehrwerts mit der Gewinnmaximierung im üblichen Sinn zusammenfällt, und diese Formen sieht Marx als historisch vorgegeben. Er hat damit nicht eine falsche allgemeine Theorie der fallenden Profitrate für einen abstrakten Kapitalismus aufgestellt, sondern Beobachtungen einer konkreten Teilepoche des Kapitalismus plausibel gedeutet.⁸⁹ Denn eine Formalisierung dieser Formen des technischen Fortschritts mit Hilfe der modernen Preistheorie zeigt, dass durch solche Mechanisierung tatsächlich die in Preisen gemessene organische Zusammensetzung bei einer gegebenen Profitrate steigt, die maximale Profitrate fällt und, bei gegebener „Ausbeutungsrate“ m/v , entsprechend in Preisen dem Gewinn-Lohn-Verhältnis P/W , die aktuelle Profitrate unter Druck kommen muss, so dass diese gemäß den stilisierten Fakten nur konstant bleiben kann, wenn noch andere Formen des technischen Fortschritts entgegenwirken.⁹⁰ Man kann dabei unter anderem an die

⁸⁹ Einen neuen Versuch, dem Marxschen Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate universale Bedeutung zu geben, hat Christoph Henning (Übersetzungsprobleme. Eine wissenschaftstheoretische Plausibilisierung des Marxschen Gesetzes vom tendenziellen Fall der Profitrate. Marx-Engels-Jahrbuch 2005. S. 63–85) unternommen. Er will vor allem zeigen, dass auch die Steigerung der Mehrwertrate den tendenziellen Fall nicht aufhalten könne; deshalb geht er S. 82 zum Extrem und nimmt an, das variable Kapital verschwände ganz. Er sieht nicht, dass er damit den von uns hier mitdiskutierten Fall betrachtet, bei dem die Profitrate gleich der maximalen Profitrate ist. Aber warum sollte die maximale Profitrate des Systems fallen? Das bewirkt erst die Mechanisierung. Henning erkennt nicht, dass da, wo sein Aufsatz endet, die analytische Aufgabe erst beginnt und zu einer historischen Fragestellung führt.

⁹⁰ Siehe Bertram Schefold: Fixed capital as a joint product and the analysis of accumulation with different forms of technical progress. In: Essays on the theory of joint production. Ed. by Luigi Pasinetti. London 1980. S. 138–217.

von Marx genannten entgegenwirkenden Ursachen im dritten Band denken wie die Einsparung von Rohmaterial, aber die Hauptrolle dürfte die Einführung hochwertiger neuer Waren spielen.

Der dritte Band hat ebenso einen bedeutenden Einfluss auf die Kredit- und Konjunkturtheorie des zwanzigsten Jahrhunderts ausgeübt – allerdings lassen sich Wiederentdeckungen und Nachwirkungen gerade bei den interessanten Beiträgen oft nicht voneinander scheiden.⁹¹ Als bedeutendsten Vermittler darf man in diesem Zusammenhang wahrscheinlich Michal Kalecki⁹² ansehen, dessen Konjunkturtheorie vom dritten Band zweifellos stark beeinflusst war, auch wenn er diesen Einfluss nicht immer offenlegte, und auch die postkeynesianische Kredit- und Krisentheorie Hyman Philip Minskys⁹³ weist solche Bezüge auf. Minsky sprach in Diskussionen gerne von der Inspiration, die er Marx verdanke oder suchte durch Verweise auf Marx seine eigene Theorie dem Zuhörer verständlich zu machen; in seinen Büchern und Aufsätzen sind die Verweise auf Marx allerdings nur spärlich zu finden, nicht, weil er sich des Vorgängers geschämt hätte, sondern weil sich Umformulierung und Neuentdeckung angesichts der großen Unterschiede zwischen der Marxschen und der modernen Begrifflichkeit für ihn selbst nur schwer trennen ließen.

Zweifellos leitete sich Kaleckis Zugang zur Theorie der effektiven Nachfrage von Marx ab. Sein berühmter Satz, wonach gemäß dem Prinzip der effektiven Nachfrage die Kapitalisten verdienen, was sie ausgeben, während die Arbeiter ausgeben, was sie verdienen⁹⁴, drückt im Grunde den von Marx im 23. Kapitel des ersten Bandes erkannten Zusammenhang zwischen Akkumulation und Verteilung aus, bei Kalecki analytisch untermauert durch eine Modernisierung der Schemata der Reproduktion, die er im zweiten Band fand. Steigt die effektive Nachfrage, hat dies nicht nur eine Erhöhung der Beschäftigung, sondern auch eine Umverteilung zugunsten des Kapitals in der kurzen Frist zur Folge.

Wir gehen den verschiedenen Versuchen, die Größenordnungen der beiden Effekte abzuschätzen, hier nicht näher nach, sondern behandeln zunächst einen anderen Zusammenhang zwischen Verteilung und Wachstum, der mit der Marxschen Theorie im dritten Band zusammenhängt und der in jüngster Zeit stark diskutiert wurde: der Zusammenhang zwischen Profitrate und Zinssatz.⁹⁵

⁹¹ Zu einer Gesamtdarstellung siehe Makoto Itoh, Costas Lapavistas: *Political economy of money and finance*. London 1999.

⁹² Siehe Michal Kalecki: *Theory of economic dynamics. An essay on cyclical and long-run changes in capitalist economy*. 2. ed. London 1954.

⁹³ Siehe Hyman P. Minsky: *John Maynard Keynes*. London 1965.

⁹⁴ Siehe Nicholas Kaldor: *Alternative theories of distribution*. In: *Review of Economic Studies*. Oxford. Vol. 23. 1955/1956. Nr. 2. S. 83–100.

Bei Keynes⁹⁶ erschien der Zins auf einer Obligation als Entgelt für den Verzicht auf das Halten dieses Vermögensbestands in der liquidesten, also der monetären Form. Indem der Zins zwischen dem Halten verschiedener Bestandsgrößen vermittelte, wurde keine besondere Quelle der Zinszahlungen als einer Stromgröße ersichtlich. Marx legte das Gewicht dagegen ganz auf diesen zweiten Aspekt. Schon Ricardo war der Überzeugung, der Zinssatz werde durch die Profitrate reguliert und müsse ihr langfristig gleich sein, abgesehen von einem Differential, das die Risiken industriellen Unternehmertums entgalt. Thomas Tooke sah ebenfalls die Kreditvergabe an die Industrie als wichtigste Ursache der Entstehung von Zinszahlungen an und schloss daraus, der Zins sei als ein Element der normalen Kosten in der Bildung der langfristigen Preise anzusehen. Hohe Zinssätze bedeuteten in diesem Zusammenhang nicht wie bei Keynes einen höheren Preis für Liquidität und einen Rückgang von Investitionen und Beschäftigung, sondern es konnte der höhere Zins bei gleicher Beschäftigung einfach eine höhere Profitrate verursachen. Diesen direkten Zusammenhang hat später Wicksell mit seiner Zinsspannentheorie im neoklassischen Rahmen modifiziert, aber der Tookesche Gedanke ist auch in neuerer Zeit wieder aufgegriffen worden, ausgehend von einem Hinweis Sraffas.⁹⁷

Man kann sich eine einfache Schließung des Preissystems (1) denken, bei der die Profitraten in den einzelnen Produktionszweigen durch die Konkurrenz herabgedrückt werden, bis sie nur noch die Zinszahlung der Unternehmer und einen branchenspezifischen Aufschlag, der die Risiken und Belastungen des Unternehmertums als gegebene Größen abdeckt, umfassen. Sinken die Zinsen, etwa infolge einer Entlastung der internationalen Kapitalmärkte, sinken die langfristigen Preise relativ zu den Geldlöhnen, und es steigt insofern der Reallohn. Der Ansatz setzt voraus, dass die Zinsbewegungen nicht über Investitions- und Beschäftigungsveränderungen auf die Rentabilität der industriellen Produktion zurückwirken, was am ehesten bei langsamem Wachstum der Fall sein mag. Eine andere Verteilungstheorie würde ich Zuständen rascheren Wachstums zuordnen, bei denen Nachfragesteigerungen entsprechend der post-keynesianschen Theorie wegen der Schranken, die dem Kapazitäts- und Be-

⁹⁵ Siehe hierzu Bertram Schefold: The relation between the rate of profit and the rate of interest. A reassessment after the publication of Marx's manuscript of the third volume of 'Das Kapital'. In: Marxian economics. Vol. 1. S. 127–142; siehe auch Bertram Schefold: Fasi dell'accumulazione e mutevoli influenze sulla distribuzione. In: Piero Sraffa: Contributi per una biografia intellettuale. A cura di Massimo Pivetti. Roma 2000. S. 321–355.

⁹⁶ Siehe John Maynard Keynes: The general theory of employment interest and money [1936]. In: The collected writings of John Maynard Keynes. Vol 1–30. Vol. 3. London 1973.

⁹⁷ Siehe Massimo Pivetti: An essay on money and distribution. Basingstoke [u. a.] 1991.

schäftigungswachstum gesetzt sind, zu steigenden Preisen und insofern zu einer Umverteilung von Löhnen zu Gewinnen führen. Dieser Ansatz entspricht der Sicht Kaleckis. Auch werden dann beim technischen Wandel Quasirenten entstehen, und zwar desto mehr, je kräftiger das Wachstum, und obwohl sich die Quasirenten durch Nachahmung immer wieder aufheben, werden andere auch wieder neu erzeugt und erhöhen den durchschnittlichen Gewinn.

Die beiden somit knapp charakterisierten Theorien lassen sich in folgende Formeln zusammenfassen:

$$r = i + e, \quad (35)$$

wobei i den Zinssatz, e die Rate des Unternehmergewinns bedeutet (wir sehen hier von branchenspezifischen Unterschieden desselben ab), bzw.

$$r = g / s_c, \quad (36)$$

wobei g die Wachstumsrate des Kapitals und s_c die Sparneigung aus Gewinnen bedeutet (unter der Annahme, aus Löhnen werde nicht gespart). Die Ersparnis aus Gewinnen pro Kapitaleinheit ist dann nämlich rs_c , g ist die Investition pro Kapitaleinheit, also die Wachstumsrate des Kapitals. Ersparnis und Investition müssen im Gleichgewicht übereinstimmen; kausal aber bestimmt die Investition die Ersparnis, so dass hier von der Wachstumsrate auf die Profitrate geschlossen wird. Die Einfachheit dieser Formeln soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie komplexe theoretische Zusammenhänge beinhalten, die im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts ausführlich diskutiert worden sind.⁹⁸

Das *Kapital* enthält für den aufmerksamen Leser Elemente aller dieser Theorien der Einkommensverteilung, die zugleich Theorien der Beschäftigung, der Beschäftigungsschwankungen und des Zinssatzes sind. Marx' Ausgangspunkt ist unübersehbar der gegebene Reallohn bzw. der gegebene Wert der Arbeitskraft. Seine Theorie des Falls der allgemeinen Profitrate ist nicht verständlich ohne die Annahme einer gegebenen Einkommensverteilung P/W , die man zunächst auf Machtverhältnisse zurückführen kann. Im 23. Kapitel des ersten Bandes aber steigen die Löhne, wenn sich die Arbeitskraft verknappt, unter Umständen bis zu dem Punkt, wo „der Stachel des Gewinns abstumpft“⁹⁹. Marx sagt sogar: „die Größe der Akkumulation ist die unabhängige Variable, die Lohngröße die abhängige, nicht umgekehrt“¹⁰⁰. Die postkeynesianische Theorie geht eigentlich nur einen Schritt über diese Aussage hinaus.

⁹⁸ Siehe beispielsweise A guide to post-Keynesian economics. Ed. by Alfred S. Eichner. London 1979.

⁹⁹ MEGA² II/6. S. 567.4.

¹⁰⁰ MEGA² II/8. S. 583.28–30.

Die Steigerung der Reallöhne lässt sich in den Grenzen des Wachstums halten, wenn die Nachfrageerhöhungen dank flexibler Preise zu Gewinnerhöhungen führen, die ihrerseits die Investition zu finanzieren gestatten; der Prozess ist inflationär in dem Grade, in dem die Geldlöhne schneller steigen als die Produktivität.

Im dritten Band behandelt Marx die Zinszahlungen im Rahmen der Spaltung des Gewinns in Zins und Unternehmergewinn. Soweit nun bei Marx die Profitrate das vorher Gegebene ist, der Zinssatz sich aus Angebot und Nachfrage nach Leihkapital bestimmt, ist der Unternehmergewinn das Residuum, der groß genug sein wird, um die Tätigkeit der Überwachung der Arbeiter zu entgelten – eine Funktion, die an den Manager abgegeben werden kann und die Marx in vielen möglichen historischen Formen sieht (siehe S. 373.24–374.20)¹⁰¹ –, aber der Unternehmergewinn erschöpft sich nicht in dieser „Oberaufsicht und Leitung“. Soweit jedoch die Profitrate nicht vorgegeben ist und mit dem Reallohn – ihm entgegengesetzt – variieren kann, ergibt sich die Möglichkeit, dass der Zins zum bestimmenden Element wird, und zwar am deutlichsten bei der Unternehmensform, bei der sich der Kapitalbesitz von der „Oberaufsicht und Leitung“ am schärfsten getrennt hat, nämlich der Aktiengesellschaft. Für diese hebt Marx das „ökonomisch Wichtige“ hervor: „Da der Profit hier rein die Form des Zinses annimmt, sind solche Unternehmungen noch möglich, wenn sie bloßen Zins abwerfen, und es ist dies einer der Gründe, die das Fallen der allgemeinen Profitrate aufhalten“ (S. 428.30–34).¹⁰²

Hier klingt der Gedanke an, dass der Zinssatz als Untergrenze die Profitrate bestimmt, ein Gedanke, den Marx im Textzusammenhang allerdings dann dadurch relativiert, dass er die Aktiengesellschaft (noch) als Ausnahme in der kapitalistischen Produktion behandelt und das Aufhalten des Falls der allgemeinen Profitrate damit erklärt, dass „diese Unternehmungen, wo das konstante Kapital in so ungeheurem Verhältniss zum variablen steht, nicht nothwendig in die Ausgleichung der allgemeinen Profitrate eingehn“ (S. 428.34–36).

Wer eine Ware verkauft, verkauft nicht deren Wert, denn dieser ändert nur seine Form; verkauft wird der Gebrauchswert. Entsprechend ist das Verleihen von Geldkapital bei Marx ein Verkauf von dessen Gebrauchswert, und dieser besteht in der Fähigkeit allen Kapitals, einen Gewinn gemäß der allgemeinen Profitrate zu erzeugen. Marx hielt sich damit an die alte Theorie des Zinses, die erst Böhm-Bawerk erfolgreich überwand. Schon in der Bibel werden die Nach-

¹⁰¹ Diese Stellenangabe und die nachfolgenden Verweise beziehen sich auf: MEGA[®] II/15.

¹⁰² Siehe auch Henk W. Plasmeijer: Marx on the natural rate of interest. Did Marx hold a monetary theory of income distribution? In: Marxian economics. Vol. 1. S. 233–253.

kommen einer Herde geteilt. Einige fallen dem Verleiher zu wegen *lucrum cessans* (behielte er die Herde bei sich, fielen ihm alle Nachkommen zu), aber auch der Borger erhält einen Anteil, weil er die Herde pflegt. Durch den *contractus trinus* konnten alle derartigen Geschäfte in der frühen Neuzeit als Gewinnteilung dargestellt werden, um den Wucherverdacht zu vermeiden: In der ersten Bestimmung eines Vertrags gründete man eine Partnerschaft, in der zweiten garantierte der Borger dem Verleiher die Kapitalrückgabe, in der dritten fiel dafür die Frucht des Kapitals bis auf eine feste Summe (den Zins) dem Borger zu.¹⁰³ So hatte der Verleiher dem Borger die Kapitalnutzung verkauft. Auch später, in John Locke und in Walras, wird Zins bezahlt für die Dienstleistung, die das Kapital ermöglicht. Böhm-Bawerk aber wandte ein, dass das Kapital sich in der Weggabe immer verändert – jedenfalls kann sich sein Preis verändern –, so dass der Verleih als intertemporaler Tausch angesehen wird. Der Zins berechnet sich dann nach dem Verhältnis des Gegenwartspreises zum Zukunftspreis einer Ware.

Marx, dem diese Auffassung fremd blieb, nannte den Zins eine „irrationale“ und manchmal eine „verrückte“ Form – einerseits, weil ohne Einbezug des Zeitelements ein Dimensionsfehler vorzuliegen schien: „Zins als Preis des Kapitals ist von vornherein ein durchaus irrationeller Ausdruck. Hier hat eine Waare einen doppelten Werth, einmal einen Werth, und dann einen von diesem Werth verschiednen Preis, während Preis der Geldausdruck des Werthes ist“ (S. 345.34–36 und 346.1). Diese scholastische Denkfigur aus der mittelalterlichen Wucherkritik verschwindet sogleich, wenn der Verkauf der Dienstleistung des Kapitals beim Verleih von diesem selbst unterschieden wird.¹⁰⁴ Bei Marx spielt sie jedoch eine geringere Rolle als das andere Argument: Der Zins verdeckt seinen Ursprung im Gewinn, der wiederum dem Mehrwert entstammt. Das zweite Argument schließt eine Zinszahlung aus Konsumverzicht aus, was sich damit rechtfertigen lässt, dass Marx sich auf den an Unternehmer vergebenen Kredit konzentriert.

Es entsteht nun eine spezifische Form des Gegensatzes von Kreditgeber und Kreditnehmer, bei der der Letztere als Leiter des Produktionsprozesses eine aktivere Rolle spielt. Marx meint, diese Rolle könne auch an Aufseher übertragen werden und zitiert mit Genuss die Stelle der Politik des Aristoteles, in

¹⁰³ Siehe Bertram Schefold: Leonhard Lessius. Von der praktischen Tugend der Gerechtigkeit zur Wirtschaftstheorie. In: Kommentarband („Vademecum“) zum auszugsweisen Nachdruck der 1605 in Leuven erschienenen Erstausgabe von Leonardus Lessius: „De iustitia et iure“. Düsseldorf 1999. S. 5–32.

¹⁰⁴ Die Dienstleistung des Kapitals ist als Stromgröße, die Menge des Kapitals als Bestandsgröße aufzufassen.

der dieser schildert, wie die Athener Bürger die Mühsal der Sklavenaufsicht auf ihren Landgütern abgeben, um in der Stadt zu politisieren oder zu philosophieren. (Siehe S. 375.9–23.) Diese Herabsetzung der Unternehmerfunktion wurde aber nicht von allen antiken Autoren übernommen.¹⁰⁵ Hier drückt sich aus, wie Marx die Aufgaben der Organisation und der Verantwortungsübernahme zu leicht nahm, mit der verhängnisvollen Folge, dass seine Anhänger die Probleme der Verwaltung und Entwicklung vergesellschafteter Produktion unterschätzten. Darüber hinaus scheint Marx die relevanten einzelwirtschaftlichen Faktoren, die das Kreditverhältnis bestimmen, außer acht zu lassen.¹⁰⁶ Asymmetrische Information und Unsicherheit werden nicht herangezogen, um etwa zu erklären, bis zu welcher Höhe und um welchen Preis ein Unternehmer sich verschulden, ein Kreditgeber sein Geldkapital zur Verfügung stellen soll. Man könnte meinen, es sei ihm die Denunziation der Realität wichtiger gewesen als ihre Erklärung.

Das Marxsche Vorgehen lässt sich jedoch verteidigen: Nach seiner *Definition* des Zinses schritt er fort zu seiner *Bestimmung* als makroökonomischem Phänomen im Konjunkturzyklus. Er glaubte gezeigt zu haben, auf hohem Abstraktionsniveau, dass eine „rationale“ Theorie des Zinses als eines Preises nicht möglich war, wegen der Irrationalität der Form. Der Zins konnte gar nicht „mikroökonomisch“ bestimmt sein. Aber auch „makroökonomisch“ lässt sich der Zins nicht aus festen, objektiven Daten so ableiten wie beispielsweise die Profitrate, die sich berechnen lässt, wenn man die objektiv gegebene Technik und den objektiven Wert der Arbeitskraft kennt. Vom Zins konnte Marx in diesem „objektiven“ Sinn nur sagen, dass der Zins die Profitrate nie während längerer Zeit übersteigen kann.

Der Zinssatz bewegt sich im Zyklus, aber er wird dabei von ungreifbaren Erwartungen wesentlich bestimmt und macht teilweise eine paradoxe, der Bewegung der Profitrate entgegengesetzte Schwankung durch, denn im Aufschwung können die Zinsen trotz hoher Nachfrage nach Geldkapital niedrig bleiben, wenn der Optimismus der Verleiher sie zu einer billigen Kreditvergabe veranlasst, während auf dem Höhepunkt der Krise der Zinssatz von schon hohem Niveau unversehens noch sehr viel höher steigen kann, wenn eine Kreditpanik ausbricht – eine Konstellation, die Marx mit historischen Beispielen außerordentlich anschaulich darstellt; als Korrespondent einer amerikanischen

¹⁰⁵ Xenophon behandelt die Unternehmensführung als große Kunst, und Columella kennt das Risiko des Delegierens. Siehe Bertram Schefold: Xenophons „Oikonomikos“. Der Anfang welcher Wirtschaftslehre? In: Kommentarband zum Nachdruck der 1734 erschienenen Ausgabe von Xenophon: Oikonomikos. Düsseldorf 1998. S. 5–43.

¹⁰⁶ Siehe Suzanne de Brunhoff: La monnaie chez Marx. 2. éd. Paris 1973.

Zeitung hatte er den Zusammenhang von Geld, Kapitalmarkt und Krise jahrelang fast tagtäglich verfolgt.¹⁰⁷

Die ganze große Masse des Materials, die Marx im Fünften Abschnitt des dritten Bandes aufhäuft, dient diesem kritischen Nachweis, dessen Intention aber dadurch verdeckt wird, dass Engels zuviel Stoff beibehielt und damit den Anschein erweckte, Marx habe hier so etwas wie ein enzyklopädisches Lehrbuch des Kreditwesens in den größeren Zusammenhang einbauen wollen.

In seinem alttestamentarischen Zorn unterschätzte Marx seine Gegenspieler – oder jedenfalls das Potential der Ideen, für die sie einstanden. Norman, der damalige Direktor der Bank von England, führte so etwas wie einen Eigenzinssatz ein. Von einer Ware sprechend, sagte er: „Die Differenz zwischen dem Preis für Baarzahlung und dem Preis auf Kredit bei Verfallzeit [ist] der Maßstab des Zinses. Zins würde existieren, auch wenn es überhaupt kein Geld gäbe“ (S. 409.31–33). Marx kommentiert: „Dieser selbstgefällige Kohl“ – eine Abschwächung durch Engels; im Manuskript von 1864/1865 sprach Marx von einer „selbstgefällige[n] Seichbeutelei“¹⁰⁸ – „ist ganz würdig dieses Stützpfiebers des Currency principle“ (S. 409.34–35). Marx sah es umgekehrt: Es sei der Zinssatz, der die Preisdifferenz regle. Er wendet sich gegen die „pöbelhafte Vorstellung von Kapital als ‚Waren gebraucht in der Produktion‘“ (S. 410.30–31). Und Marx meint: „Wenn es überhaupt kein Geld gäbe, gäbe es jedenfalls keine allgemeine Zinsrate“ (S. 410.28–29).

Für Norman könnte man nun einwenden, dass die in der Produktion gebrauchten Waren eben als Kapitalgüter gebrauchte Waren meinen und die intertemporale Theorie für solche Kapitalgüter zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedliche Preise bestimmt, deren Verhältnisse tatsächlich auch Zinssätze bestimmen. Von der Marxschen Kritik bleibt daher die Frage, ob solche Eigenzinssätze eine allgemeine Zinsrate definieren können. Dieses Problem stand im Mittelpunkt der Debatte zwischen Sraffa und Hayek.¹⁰⁹ Wir wissen heute, dass sich im Rahmen der allgemeinen intertemporalen Gleichgewichtstheorie unter bestimmten Voraussetzungen (welche die Kapitalparadoxa ausschließen) über viele Perioden hinweg ein solcher Zinssatz tatsächlich bildet, gemäß den sogenannten Turnpike Theorems.

¹⁰⁷ Siehe Sergio Bologna: *Moneta e crisi. Marx corrispondente della „New York Daily Tribune“ 1856–7*. In: *Crisi e organizzazione operaia*. A cura di Sergio Bologna [e al.]. Milano 1974. S. 9–72.

¹⁰⁸ MEGA² II/4.2. S. 483.23.

¹⁰⁹ Siehe Bertram Schefold: *Friedrich August von Hayek zum Geleit*. In: *Kommentarband („Vademecum“)* zur Faksimile-Ausgabe der 1931 erschienenen Erstausgabe von „*Preise und Produktion*“. Düsseldorf 1995. S. 5–8.

Aber ist diese moderne intertemporale Gleichgewichtstheorie, soweit sie sich konsistent formulieren lässt, relevant für das Verständnis des konjunkturellen Zyklus, den Marx im Auge hatte? Es ist ein wesentliches Verdienst der im dritten Band vorgetragenen Entwicklungen, hier auf die unterschiedlichen Bewegungen von Profitrate und Zinssatz zu verweisen, lange bevor die Zinsspannentheorie¹¹⁰ entstand, und sich dazu auf die Frage zu konzentrieren, inwieweit die Akkumulation des Geldkapitals und des realen Kapitals zusammenfallen und inwieweit sie sich unterscheiden – eine Fragestellung von höchster Aktualität.

Vom Geldkapital gelangt Marx zum „fiktiven Kapital“, also zu den Wertpapieren, und er verfolgt fasziniert, wie das Aktienkapital eine Vergesellschaftung zustande bringt. Die Funktionsprobleme, die in deren Verwaltung und Entwicklung auftreten, hebt er kritisch hervor und schiebt sie ganz auf die privatwirtschaftliche Form dieser Vergesellschaftung, ohne zu bedenken, dass ein Teil dieser Probleme bei einer noch „höheren“ Form der Vergesellschaftung sich noch schärfer abzeichnen könnte. Auf Schritt und Tritt bleibt es seines und des Lesers Problem, die rationalen und die irrationalen Seiten des Kapitalismus in seiner vorgefundenen Form zu unterscheiden. Wer in der Formation, die sich in England präsentierte, nur das Irrationale sah, musste sich Illusionen über die Möglichkeit ihrer Überwindung machen, während eine ökonomische Theorie, die nur Rationalerklärungen des Wirtschaftsprozesses zulässt, wesentliche Funktionsprobleme desselben zwangsläufig übersieht.

Wir verdanken Marx in diesem Zusammenhang sinnvolle Unterscheidungen wie beispielsweise in der Auseinandersetzung mit Tooke¹¹¹, der den Umlauf des Einkommens mit Umlauf überhaupt und Geldkapital als Zahlungsmittel mit Kapital identifizierte¹¹², aber Zirkulationsmittel können auch die Kapitalform annehmen, und Einkommen kann als Zahlungsmittel verwendet werden. Die klarere Unterscheidung wird Marx im Grunde durch einen Vorgriff auf die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung ermöglicht. Es ist ihm nicht ebenso gelungen, die Strukturen des fiktiven Kapitals gedanklich zu ordnen. Einerseits scheinen alle wesentlichen Gedanken der modernen makroökonomischen Analyse bei ihm vorzukommen, insbesondere die postkeynesianische Idee der ver-

¹¹⁰ Siehe Knut Wicksell: Geldzins und Güterpreise. Eine Studie über die den Tauschwert des Geldes bestimmenden Ursachen. Faksimile-Ausgabe der 1898 in Jena erschienenen Erstausgabe. Düsseldorf 1997.

¹¹¹ Siehe Thomas Tooke: An inquiry into the currency principle. Faksimile-Ausgabe der 1844 in London erschienenen Erstausgabe. Düsseldorf 1997.

¹¹² Zumindest in der Deutung von Marx, siehe Heinz Rieter: Die gegenwärtige Inflationstheorie und ihre Ansätze im Werk von Thomas Tooke. Berlin [u. a.] 1971.

schiedenen Preisniveaus¹¹³ und der entgegengesetzten Bewegung von Waren- und Wertpapierpreisen, und die Vorstellung der Endogenität des Geldes.¹¹⁴ Aber die Kreditformen verwirren sich und Marx ruft aus: „das Zinstragende Capital überhaupt die Mutter aller verrückten Formen“¹¹⁵. Des Kredits wegen scheint sich das Kapital zu verdoppeln und zu verdreifachen¹¹⁶, und daher eben die Frage, ob die Akkumulation solcher Geldkapitalformen überhaupt eine Akkumulation eines realen Kapitals bedeute. Marx selbst sieht in Jean Charles Léonard Simonde de Sismondi mit seinem „Capital imaginaire“ seinen wichtigsten Vorläufer in dieser Fragestellung.

Aus den verwirrenden Formen des fiktiven Kapitals und den paradoxalen Aspekten des Krisenverlaufs schließt Marx: „Die letzte Illusion des kapitalistischen Systems, as to capital being the offspring of saving and labour, geht damit flöten. Nicht nur besteht der Profit in Appropriation fremder Arbeit, sondern das Capital, womit diese fremde Arbeit exploitirt wird, besteht aus ‚fremdem‘ Eigenthum, das der monied Capitalist dem productiven Capitalisten zur Verfügung stellt, wofür er den letztern seinerseits exploitirt.“¹¹⁷ Die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung beweist dennoch, dass die Ersparnis in der geschlossenen Volkswirtschaft ohne Staat mit dem nicht konsumierten Einkommen und dieses mit den Investitionen im Aggregat übereinstimmt. Die Keynesianische Revolution drehte sich allerdings um die Frage, was die Übereinstimmung verursacht.

Die Geldkrise, die den konjunkturellen Abschwung akzentuiert, führt zu Zahlungsbilanzproblemen und einem Abfluss des Währungsgoldes. Um dem entgegenzuwirken, muss der Zinssatz angehoben werden; wie Marx es ausdrückt, muss realer Reichtum geopfert werden, um die Kreditstruktur zu bewahren. Das Kreditsystem wurde entwickelt, um den Gebrauch des Geldes in der Form der Edelmetalle zu vermindern, aber eine Geldkrise veranlasst die Gläubiger, eine Bezahlung in „Weltgeld“ zu verlangen: eine „verrückte Forderung“¹¹⁸, denn die Zentralbankreserve besteht nur aus einigen Millionen Pfund in Gold und Silber.

Für Marx wurde die Abschaffung des Geldes zu einem Kriterium der Einführung des Kommunismus (was in keiner Industriegesellschaft bisher erreicht

¹¹³ Siehe Paul Davidson: Money and the real world. London 1972.

¹¹⁴ Siehe Basil J. Moore: Horizontalists and verticalists. The macroeconomics of credit money. Cambridge [u. a.] 1988.

¹¹⁵ MEGA² II/4.2. S. 522.1–2.

¹¹⁶ Siehe ebenda. S. 526.9–10.

¹¹⁷ Ebenda. S. 587.7–12.

¹¹⁸ Ebenda. S. 626.17–18.

wurde), und er glaubte, das Kreditsystem könne sich nie von einer monetären Basis in der Form von Warengeld (Edelmetall) ablösen: „Das Monetarsystem ist wesentlich katholisch, das Kreditsystem wesentlich protestantisch. ... So wenig aber der Protestantismus von den Grundlagen des Katholicismus sich emanzipiert, so wenig das Kreditsystem von der Basis des Monetarsystems“ (S. 583.13–21). Genau diese Ablösung hat mit der Einführung des modernen Papiergelds aber stattgefunden, ein in der Geschichte viel diskutierter Vorgang, und es fällt auf, dass gerade ein so bedeutender Nachfolger von Marx wie Hilferding an der Marxschen Überzeugung, es müsse das Geld seine Golddeckung behalten, bis in die Krise von 1929 hinein festhielt, als die Ablösung vom Goldstandard begann, die sich mit dem Zusammenbruch des Systems von Bretton Woods vollendete.

Wir haben damit die wirkungsgeschichtlich wichtigen Stationen der im dritten Band entfalteten ökonomischen Theorie von Marx durchlaufen – unsererseits kritisch, aber nicht ohne große Bewunderung für die kühne Konstruktion. Vieles Wichtige konnte nicht berührt werden, beispielsweise die interessanten Hypothesen, die Marx über vorkapitalistische Verhältnisse aufstellt. Andererseits sind wir auch nicht auf Fortentwicklungen wie die der „Circuit“-Theoretiker eingegangen, die die von Marx her stammende, aber modernisierte Theorie des Geldumlaufs mit der modernisierten Preistheorie verbinden.¹¹⁹ Der Abschnitt über die Grundrente, sonst näher an Ricardo und den Vorgängern als andere Teile, enthält auch die für Marx besonders spezifische Vorstellung einer „absoluten Grundrente“, die in ihrer engen Verschränkung eines theoretischen mit einem historischen Argument etwas für sich hat; dennoch taucht sie in den auf der Grundlage der modernen Produktionspreistheorie formulierten Abhandlungen kaum je auf.

Es ist eine merkwürdige und erklärungsbedürftige Tatsache, dass die in der Ricardo-Schule verbreiteten Kornmodelle und ihre Varianten bis zur Wiederentdeckung durch Sraffa so ganz in Vergessenheit geraten konnten. Auf ihnen und auf der Keynesianischen Theorie mit ihren mannigfaltigen Vorläufern, insbesondere in der Banking School, beruht unsere kritische Rezeption der wesentlichen Beiträge zur ökonomischen Theorie des dritten Bandes. Es ist eine Rezeption, die sich nicht auf die Grundgedanken der Neoklassik stützt und die Parameter der Einkommensverteilung nicht als Faktorpreise in einem allgemeinen Vollbeschäftigungsgleichgewicht auffasst. Insoweit kann man von einer die Marxschen Grundgedanken modifizierenden Nachwirkung sprechen,

¹¹⁹ Siehe Edward J. Nell: *The general theory of transformational growth. Keynes after Sraffa.* Cambridge [u. a.] 1998.

die an seiner Kritik der Gleichsetzung der Einkommen aus Arbeit, Boden und Kapital anknüpft, die mit Marx also die Kritik an der „trinitarischen Formel“ *mutatis mutandis* gemein hat und die auch als Theorie des Kapitalismus als einer gewachsenen Wirtschaftsform verstanden werden mag – es mag andere Wirtschaftssysteme und -stile gegeben haben oder noch geben¹²⁰, auch wenn sich Alternativen heute nicht abzeichnen.

Aber warum hat Marx, wenn er auch die moderne Preistheorie nicht absehen konnte, sogar das Kornmodell verworfen? Er fand sich mit ihm konfrontiert, wies es aber zurück, weil die Produktionsmittel in Naturalform und nicht in einer für den kapitalistischen Produktionsprozess spezifischen darin aufzutreten schienen. Ihn störte, dass der physische Surplus (ein Mehrprodukt an Korn bei Ricardo, ein Mehrprodukt an mehreren Gütern in einer Erweiterung des Kornmodells bei Torrens) nicht auf eine Arbeitsleistung und deren Ausbeutung zurückgeführt wurde. Marx wies ferner darauf hin, dass der Unternehmer neben Produktionsmitteln und Löhnen eine Geldreserve vorhalten muss – zweifellos eine richtige Bemerkung und doch scheint es für viele Zwecke berechtigt zu sein, in der Produktionspreistheorie von Geld zunächst zu abstrahieren, so wie Marx selbst und jeder theoretisch arbeitende Ökonom Abstraktionen vorzunehmen hat.

In den „Theorien über den Mehrwert“ im Manuskript 1861–1863 stellte Marx, John Stuart Mill folgend, ausnahmsweise ein Korn durch Korn reproduzierendes System dar.¹²¹ Seine Argumentation läuft in ihrem zentralen Punkt darauf hinaus, mit Hilfe von Wertwechseln des konstanten Kapitals zu beweisen, dass sich Lohnrate und Profitrate nicht immer invers zueinander bewegen müssen.¹²² Wir wissen aber, dass für eine konstante Technik eine solche inverse Relation existiert; sie drückt sich im monotonen Fall der Lohnkurve aus. Marx übersah diesen Punkt, weil er mit den Wertwechseln des konstanten Kapitals von den klaren Voraussetzungen des Kornmodells abging, in dem Produkt und Produktionsmittel homogen sind; Wertänderungen hätten gar nicht diskutiert werden müssen. Robert Torrens wirft Marx vor¹²³, bei der physischen Vermehrung der Güter im Wachstumsprozess den Massenerhaltungssatz zu verletzen. Hier erkennt er nicht, dass das Kornmodell und verwandte Modelle nicht die Reproduktion der physischen Güter, die eine Berücksichtigung der Luft und aller Elemente voraussetzen würde, abbilden will, sondern diejenige der *Waren*.

¹²⁰ Siehe Bertram Schefold: (Hrsg.): *Wirtschaftssysteme im historischen Vergleich*. Stuttgart 2004.

¹²¹ Siehe MEGA[®] II/3.2. S. 471–487.

¹²² Siehe Bertram Schefold: *Die Pamphlete von 1815: ‚Sternstunde der ökonomischen Theorie‘*. S. 5–23.

¹²³ Siehe MEGA[®] II/3.4. S. 1271/1272.

Die Marxsche Werttheorie im engeren Sinne hat sich als nicht haltbar erwiesen. Ihre suggestive Kraft und ihre synthetische Funktion im Marxschen Gesamtwerk bürgen dafür, dass man sie im Rahmen des Marxschen „Riesengerichts“ auch künftig gleichwohl studieren wird. Ob die heute vor allem mit dem Namen Sraffas verbundenen Theorieelemente sich neben Marx und der Neoklassik als eine selbständige dritte Kraft bewähren werden oder ob sie nur der analytischen Rekonstruktion von Elementen der Marxschen Theorie und einer spezifischen Kritik an der Neoklassik dienen, scheint zur Zeit noch offen. Die jahrzehntelang erstrebte Synthese von Sraffa und Keynes, die einmal begonnen wurde, um Marx zu überwinden, wurde weder vollendet noch aufgegeben.

Die Beharrlichkeit des ‚Engelsismus‘ Bemerkungen zum ‚Marx-Engels-Problem‘

Ingo Elbe

Die Marx-Rezeption des traditionellen Marxismus wurde vom Mythos der Einheit des Marxschen und Engelsschen Werks beherrscht. Seit den 1920er Jahren, beginnend vor allem mit Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewusstsein*, begann außerhalb der partei- und staatsoffiziellen Doktrin die Infragestellung dieses Mythos. Ihren Höhepunkt erreichte die Kritik an der inhaltlichen Gleichsetzung der theoretischen und methodischen Ausrichtung der beiden ‚Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus‘ allerdings in der neuen Marx-Lektüre der 1970er Jahre. Der traditionelle Marxismus galt dieser vornehmlich als Produkt der Engelsschen Kommentare, die keineswegs kongenial das Marxsche Vorgehen in seiner Ökonomiekritik erfasst hätten. Marxismus im Singular erschien daher eher als ‚Engelsismus‘. Die fortschreitende Edition Marxscher Originalmanuskripte und ihrer Bearbeitung durch Engels im Zuge der MEGA[®] hat die Diskussion der Differenzen zwischen Marx und Engels dabei zusätzlich angeregt.

Michael Krätke beansprucht nun in einem neuen Beitrag zum ‚Marx-Engels-Problem‘¹, Engels' Editionstätigkeit im Zusammenhang mit Marx' *Kapital* gegen den Vorwurf der Verfälschung zu verteidigen. Er kann zwar teilweise gute Argumente gegen diese Behauptung vorbringen, doch an einigen wichtigen Stellen verwischt Krätke, offenbar ganz und gar von seinem Vorhaben der Engels-Rehabilitierung eingenommen, entscheidende methodische und gegenstandsbezogene Differenzen zwischen Marx und Engels und erneuert damit unfreiwillig den Mythos vom kongenialen Engels.

Dabei geht Krätke im höchsten Maße suggestiv vor. Im letzten Teil, betitelt ‚Engels' angeblicher Sündenfall‘, kreidet er zunächst, ohne einen einzigen

¹ Michael Krätke: Das Marx-Engels-Problem. Warum Engels das Marxsche „Kapital“ nicht verfälscht hat. In: Marx-Engels-Jahrbuch 2006. Berlin 2007. S. 142–170. Die Seitenangaben im Text beziehen sich auf diesen Aufsatz.

Autor oder eine einzige Belegstelle anzugeben², in abschätzigem Tonfall der bei ihm nur in Anführungsstrichen firmierenden „so genannten ‚neuen Marx-Lektüre‘“ an, Engels „Fehlinterpretationen“ der Marxschen Theorie vorgeworfen zu haben (166). Die fehlenden Belegstellen haben insofern System, als sie es dem Autor gestatten, nun alle nur denkbaren Engels-Kritiken zu vermischen und sich derart einen Fundus vermeintlicher Argumente gegen ‚die‘ Engels-Kritik schlechthin zu sichern. Ein solches Vorgehen ist natürlich auch vorgreifend auf eventuelle Einwände sehr schlau. Kann der Autor doch immer sagen, *diesen oder jenen* Vertreter der Engels-Kritik habe er ja nicht gemeint. Krätke wählt also ein reichlich manipulatives und für die Entscheidung von Sachfragen der Marx-Engels-Interpretation unfruchtbares Verfahren, indem er gegen ein Konstrukt namens ‚neue Marx-Lektüre‘, bzw. noch allgemeiner: ‚gelehrte Marxisten‘ (166) oder ‚marxistische Philosophen‘ (167) argumentiert.

Im Vordergrund der bisweilen abenteuerlichen hermeneutischen Operationen Krätkes steht dabei die spezifische Verwendung des Historisierungsvorwurfs auf der einen und die Ignorierung bestimmter, und zwar alles entscheidender, Textstellen bei Engels auf der anderen Seite.

Zunächst sieht es so aus, als folge Krätke der logisch-historischen Interpretationslinie von Engels, Zelený, Holzkamp oder Haug. Denn wie diese³ wirft er seinem fiktiven Gegner vor, „gar keinen Begriff von Marx‘ Entwicklungsmethode“ sowie „einen höchst naiven Begriff von ‚Geschichte‘ [...] als narrative, als Ereignisgeschichte“ zu haben (166) und kontert, Marx analysiere „die Logik einer historischen Entwicklung“. Während nun aber die erwähnte historizistische Lesart dies so versteht, dass Marx im *Kapital*, vor allem in der Wertformanalyse und den ersten drei Kapiteln, empirisch gleichrangige Modelle⁴ historisch unterschiedlicher Produktionsweisen und ihrer Entwicklung

² Krätke bezieht sich zu Beginn des Textes lediglich auf die Thesen eines einzigen Autors, Terrell Carver (142f.). Im letzten Teil handelt er aber erklärtermaßen ein vermeintliches „Volksvorurteil unter den gelehrten Marxisten“ ab, welches „dank der so genannten ‚neuen Marx-Lektüre‘“ (166) entstanden sei.

³ Siehe z.B. Klaus Holzkamp: Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. Berlin, Hamburg. 1974. Nr. 84. S. 1–75 (im Folgenden: Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verkennung durch J. Bischoff). S. 11f.

⁴ Mit solchen Definitionen, wie derjenigen Haugs, das „Genetische“ der formgenetischen Darstellung könne „in der Tat als das modellhaft begriffene Historische gleichsam ‚in laboratoriumshafter Reinkultur‘ [...] verstanden werden“ (Wolfgang Fritz Haug: Historisches/Logisches. In: Ders. (Hrsg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 6.1. Hamburg 2004. Sp. 335–366. Sp. 342.) nähert sich der Historizismus modelltheoretischer Methodologie an. (Zum Begriff siehe Ronald L. Meek: Die ökonomische Methode von Karl Marx. In: Hans G.

hin zum Kapitalismus präsentiere, meint Krätke mit der „Logik einer historischen Entwicklung“ etwas gänzlich anderes und für so ziemlich alle mir bekannten Vertreter einer neuen Marx-Lektüre auch gänzlich Unproblematisches: Marx untersuche den Kapitalismus nicht als absolutes, sondern als offenes System mit historischen und auch bleibenden Voraussetzungen, mit innerer Dynamik und offener Zukunft (166). Er begreife dabei den Wert als „historisch bestimmt[es]“ Verhältnis (168).

Bereits an dieser Stelle hat Krätkes Konstrukt kaum Ähnlichkeit mit den wirklichen ‚gelehrten Philosophen‘, die der politische Ökonom so sehr verachtet: Was diese als falsche Historisierung der Marxschen Entwicklungsmethode kritisieren, ist nämlich die erwähnte Verwandlung begrifflicher Abstraktionsebenen der Darstellung im *Kapital* in idealtypische Modelle und Verlaufsformen historischer Entwicklungen. Genau dieser Interpretation hat Engels mit seinen Bemerkungen zum *Kapital* Vorschub geleistet. Statt dies zu berücksichtigen, ignoriert Krätke aber einfach zentrale Aussagen von Engels und meint, dieser habe „sehr klar gesehen“, dass Marx in den ersten Kapiteln des *Kapital* von Ware und Geld ‚als solchen‘, d.h. als „notwendig[en] Schritt[en]“ zur Erklärung der Kapitalform, handle. Tatsächlich gibt es einige Äußerungen in Engels’ Konспект zum *Kapital* aus dem Jahre 1868, die eine solche Deutung plausibel machen könnten, worauf übrigens einer der ‚marxistischen Philosophen‘, nämlich Hans-Georg Backhaus, bereits 1979 aufmerksam gemacht hat.⁵ Doch Krätke, der anderen Interpreten so unterschwellig wie süffisant vorwirft, wohl eher nicht lesen zu können (167), überliest selbst folgende Äußerungen von Engels: „Danach wird es wohl klar sein, warum Marx am Anfang des ersten Buchs, wo er von der einfachen Waarenproduktion als seiner historischen Voraussetzung ausgeht, um dann weiterhin von dieser Basis aus zum Kapital zu kommen – warum er da eben von der einfachen Waare ausgeht und nicht von einer begrifflich und geschichtlich sekundären Form, von der schon kapitalistisch modificirten Waare“⁶. Die Ware am Anfang des *Kapital* ist also für Engels begrifflich *und geschichtlich* der kapitalistisch bestimmten vorher-

Nutzinger, Elmar Wolfstetter (Hrsg.): Die Marxsche Theorie und ihre Kritik II. Eine Textsammlung zur Kritik der politischen Ökonomie. Frankfurt/Main 1974. S. 12–38.) Die Tatsache, dass auch hier keine Abstraktionsebenen in der Darstellung gesellschaftlicher Sachverhalte akzeptiert werden können (das wäre ja ‚Spintisierung‘), sondern alle Kategorien auf derselben Ebene angesiedelt sind, bleibt aber bestehen.

⁵ Siehe Hans-Georg Backhaus: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil IV. In: Ders.: Dialektik der Wertform. Freiburg 1997. S. 229–298 (im Folgenden: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil IV). S. 238f.

⁶ Friedrich Engels: Vorwort (im Folgenden: Vorwort zu Kapital, Bd. 3). In: MEGA[®] II/15. S. 5–23. Zitat: S. 16; MEW. Bd. 25. S. 7–30. Zitat: S. 20.

gehend. Damit ist auf Engels' Widerspiegelungstheorie, ja auf seinen bisweilen platten Empirismus hingewiesen, der ihn noch im Vorwort und Nachtrag zum dritten Band leitet. Auch hier kann sich Engels nämlich, wie schon in der berühmten Rezension von ‚Zur Kritik‘ aus dem Jahr 1859, eine begriffliche Entwicklung nur als möglicherweise vereinfachtes Abbild empirisch konstaterbarer Phänomene und zeitlich abgestufter Prozesse vorstellen. Weil ihm noch 1894 die „logische Behandlungsweise [...] nichts anderes als die historische, nur entkleidet der historischen Form und der störenden Zufälligkeiten“⁷ zu sein hat, kann er auch im Vorwort zum dritten Band lakonisch vom „historischen resp. logischen Bildungsprozeß“⁸ der „Gedankenabbilder“ wie abgebildeten Dinge und Entwicklungen sprechen. All das taucht bei Krätke nicht auf oder wird zur „überaus naheliegend[en]“ „Engelssche[n] Vermutung [...] dass es einen ‚engen Zusammenhang‘ zwischen Geschichte und Theorie bei Marx gebe“ (143) verharmlost und verunklart. Ja, obwohl er konzediert, Engels' Theorem einfacher Warenproduktion sei „[h]istorisch [...] fragwürdig“ (170)⁹, verfällt er teilweise selbst in diesen Empirismus, wenn er den ‚verwirrten Philosophen‘ empfiehlt, sich zwecks Klärung des Begriffs abstrakter Arbeit „mit einigen wirtschaftshistorischen Tatsachen vertraut“ (167) zu machen. Wie der, wenn er als Werts substanz verstanden wird, dezidiert nicht-empirische Begriff abstrakter Arbeit mittels solcher Tatsachen geklärt werden kann und welche ominösen Fakten das sein sollen, verrät Krätke leider nicht.¹⁰

⁷ Friedrich Engels: Rezension zu Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Erstes Heft (im Folgenden: Rezension zu Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Erstes Heft). In: MEGA[®] II/2. S. 246–255. Zitat: S. 253; MEW. Bd. 13. S. 468–477. Zitat: S. 475. Und weiter: „Womit diese Geschichte anfängt, damit muß [sic!] der Gedankengang ebenfalls anfangen, und sein weiterer Fortgang wird nichts sein als das Spiegelbild, in abstrakter und theoretisch consequenter Form, des historischen Verlaufs“. Zur Kritik dieser zunächst auf die Geschichte der politischen Ökonomie bezogenen Passage siehe Heinz-Dieter Kittsteiner: „Logisch“ und „Historisch“. Über Differenzen des Marxschen und Engelsschen Systems der Wissenschaft (Engels' Rezension „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ von 1859). In: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Berlin. Jg. 13. 1977. S. 1–47 (im Folgenden: „Logisch“ und „Historisch“). S. 29ff.

⁸ Engels: Vorwort zu Kapital, Bd. 3. In: MEGA[®] II/15. S. 16; MEW. Bd. 25. S. 20.

⁹ Er erwähnt aber nicht, dass Engels' Ansatz nicht nur historisch, sondern auch theoretisch fragwürdig ist. Alle Probleme, die damit zusammenhängen, werden von Krätke ignoriert.

¹⁰ Dass abstrakte Arbeit und Wert trotz ihres nichtempirischen Charakters, also ihrer nur begrifflich entschlüsselbaren Existenz, keine bloßen Gedankenkonstrukte sind, soll hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Siehe dazu Dieter Wolf: Zur Methode in Marx' ‚Kapital‘ unter besonderer Berücksichtigung ihres logisch-systematischen Charakters. In: Wissenschaftliche Mitteilungen des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition. Berlin. 2008. Heft 7: Gesellschaftliche Praxis und ihre wissenschaftliche Darstellung. Beiträge zur ‚Kapital‘-Diskussion. (Im Druck.) (Im Folgenden: Zur Methode in Marx' ‚Kapital‘ unter besonderer Berücksichtigung ihres logisch-systematischen Charakters.)

Um der Verwirrung, die Krätke mit seinen Bemerkungen zu logischer und historischer Darstellung stiftet, entgegenzuwirken, soll hier kurz angegeben werden, inwiefern Logisches und Historisches in der Marxschen Ökonomiekritik eine Rolle spielen. Ich beziehe mich dabei ausschließlich auf Texte aus der „sogenannten ‚neuen Marx-Lektüre‘“ (166)¹¹, die, wie Krätke onkelhaft versichert, „ihren Marx schlecht kennen“ (166) und sich vermeintlich in der „pauschalen Ablehnung alles dessen, was irgend ‚Geschichte‘ heißen könnte“ (150, FN) ergehen sollen:

Gegenstand der dialektischen Darstellung im *Kapital* ist die „contemporäre [...] Geschichte, [...] das wirkliche System, der von ihm [dem Kapital] beherrschten Produktionsweise“¹², ein gegenständlich vermittelter Handlungszusammenhang, der seine eigenen Voraussetzungen als Resultate reproduziert und in dem „jedes ökonomische Verhältniß das andre in der bürgerlich-ökonomischen Form voraussetzt“¹³. Die Abfolge der dieses System analysierenden Kategorien entspricht nicht der Folge ihres historischen Auftretens und kann daher auch „das umgekehrte“¹⁴ derselben sein. Die Vermischung der historischen Abfolge und des systematischen Zusammenhangs der Kategorien läuft auf einen genetischen Fehlschluss und eine Verkenning ihres inneren, notwendigen Zusammenhangs hinaus.

¹¹ Ich stütze mich hier u. a. auf Projekt Klassenanalyse: Klaus Holzkamp als Marxist-Leninist. In: Dass.: Kleinbürgerlicher oder wissenschaftlicher Sozialismus? Berlin 1974. S. 58–136 (im Folgenden: Klaus Holzkamp als Marxist-Leninist); Veit Michael Bader, Heiner Ganßmann, Michael Krätke u. a.: Krise und Kapitalismus bei Marx. Bd. 1. Frankfurt/Main 1975. S. 74–80 (im Folgenden: Krise und Kapitalismus bei Marx); Kittsteiner: „Logisch“ und „Historisch“. S. 33f.; Ulrich Müller: Form und Geschichte. Studie zu einigen methodisch zentralen Elementen der Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx. Heidelberg 1977. S. 179ff., 202ff.; Michael Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition. Münster 1999 (im Folgenden: Die Wissenschaft vom Wert). S. 177f.; Dieter Wolf: Zum Übergang vom Geld ins Kapital in den *Grundrissen*, im *Urtext* und im *Kapital*. In: http://www.dieterwolf.net/pdf/Uebergang_vom_Geld_ins_Kapital.pdf (2007. Letzter Zugriff: 10.12.2007. Im Folgenden: Zum Übergang vom Geld ins Kapital in den *Grundrissen*, im *Urtext* und im *Kapital*). S. 102.

¹² Karl Marx: Ökonomische Manuskripte 1857/58 (im Folgenden: Ökonomische Manuskripte 1857/58). In: MEGA[®] II/1. S. 368; MEW. Bd. 42. S. 372. Wie Dieter Wolf verdeutlicht, meint ‚contemporäre Geschichte‘ nicht den realhistorischen Verlauf einer bestimmten Epoche oder die Entwicklung hin zum modernen Kapitalismus, sondern den Reproduktionszusammenhang des Kapitals ‚in seinem idealen Durchschnitt‘, der zeitlich nach- und nebeneinander (zugleich) bestehende Momente beinhaltet. (Wolf: Zum Übergang vom Geld ins Kapital in den *Grundrissen*, im *Urtext* und im *Kapital*. S. 102.) ‚Durchschnitt‘ ist auch keineswegs als statistischer Durchschnitt zu verstehen, sondern meint die das Kapital zum Kapital machenden Momente und Prozesse.

¹³ Marx: Ökonomische Manuskripte 1857/58. In: MEGA[®] II/1. S. 201; MEW. Bd. 42. S. 203.

¹⁴ Ebenda. In: MEGA[®] II/1. S. 42; MEW. Bd. 42. S. 41.

Gemäß dieser angeblich ganz und gar ungeschichtlichen Ansätze muss das Historische *innerhalb* der logisch-systematischen Analyse in zweifacher Weise berücksichtigt werden: 1. Der *Gehalt* der Kategorien der logisch-systematischen Darstellung ist historisch-spezifisch. Das heißt aber nicht, dass die Darstellung deshalb eine historische Abfolge von Sachverhalten behandelt: Historisch-Spezifisches als Gegenstand der Analyse darf nicht mit einer historischen Analyse des Gegenstandes verwechselt werden. Historische Analyse der modernen Produktionsweise kann umgekehrt nur ausgehend von einem in systematischer Analyse gewonnenen Begriff des Kapitals erfolgen, weil die Relevanz- und Auswahlkriterien historiographischer Betrachtung sich erst aus einem Begriff des Kapitals heraus ergeben. 2. Der Systemzusammenhang der kapitalistischen Produktionsweise impliziert eine innere Historizität: Die logisch-systematische Darstellung behandelt demnach auch *strukturbedingte* historische Dynamiken, die sich innerhalb der Gesellschaftsformation entfalten, aber hinsichtlich ihrer Ergebnisse meist nicht ableitbar sind. Auch hier ist aber die Strukturanalyse primär, gerade um zu wissen, welche Dynamiken den Kapitalismus als solchen ausmachen – und das ist ja das Ziel des *Kapital*, nicht eine realhistorische Analyse einer bestimmten Gesellschaft. Historisches kommt aber auch als zweifache *Begrenzung* logisch-systematischer Formanalyse in Betracht: 1. Als historische Kontingenz singulärer Ereignisse, die nicht im Ableitungszusammenhang von Wesen und Oberfläche aufgehen und nicht notwendig aus den Grundstrukturen des Systems hervorgehen. 2. Als äußere Historizität des Systems (‚Werden‘), welche die Voraussetzungen der Selbstreproduktion des Systems (‚Dasein‘) bezeichnet. Marx analysiert daher kein absolutes, sondern ein endliches System und muss damit die dialektische Darstellung in ihren Grenzen betrachten. Endliche Systeme haben Voraussetzungen, die nicht ursprünglich von ihnen selbst gesetzt, sondern erst nachträglich von ihnen reproduziert werden, bzw. sie haben sogar bleibende äußere Voraussetzungen.¹⁵

All das weiß Krätke doch eigentlich.¹⁶ Da überrascht seine unpräzise Argumentation. Wenn man allerdings seine Auslassungen über irgendwelche

¹⁵ Siehe zu den letzteren: Frieder Otto Wolf: Marx' Konzept der ‚Grenzen der dialektischen Darstellung‘. In: Jan Hoff, Alexis Petrioli, Ingo Stützle, Frieder Otto Wolf (Hrsg.): Das ‚Kapital‘ neu lesen. Beiträge zur radikalen Philosophie. Münster 2006. S. 159–188; Alexander Gallas: „Das Kapital“ mit Poulantzas lesen. Form und Kampf in der Kritik der politischen Ökonomie. In: Lars Bretthauer, Alexander Gallas, John Kannankulam, Ingo Stützle (Hrsg.): Poulantzas lesen. Zur Aktualität marxistischer Staatstheorie. Hamburg 2006. S. 101–119. S. 118.

¹⁶ Zumindest, wenn er nicht vergessen hat, was er als Teil des Autorenkollektivs um Veit Michael Bader 1975 in dem wichtigen Band ‚Krise und Kapitalismus bei Marx‘ geschrieben hat. Aller-

nicht näher genannten „Hegelianer“ liest, denen er mit deren Betonung einer logisch-systematischen Darstellungsweise im *Kapital* eine „pauschale [...] Ablehnung alles dessen, was irgend ‚Geschichte‘ heißen könnte – zugunsten einer angeblich ‚rein logischen‘ Abfolge ebenso ‚rein logischer‘ Kategorien“ (150 Fußnote) vorhält, dann kann man doch wieder bezweifeln, ob er sich im Klaren über den Sinn einer begrifflichen Darstellung ist. Dass deren wissenschaftlicher Status keineswegs leicht verständlich ist, beweist die im Marxismus bis in die Mitte der 1960er Jahre ad nauseam wiederholte Formel vom logisch-historischen Charakter der Marxschen Darstellung ebenso, wie die von Krätke stets abschätzig behandelten methodologischen Debatten der 1970er Jahre. Dass Krätke hier aber hemdsärmelig ‚Fakten‘ und ‚Geschichte‘ gegen ‚bloße Gedankenkonstruktionen‘ ausspielt¹⁷, sobald die Relevanz von Abstraktionen und einer begrifflichen Entwicklung von Bestimmungen gegebener Sachverhalte betont wird, trägt zum Verständnis der Verfahrensweise im *Kapital* nichts bei – genauso wenig wie sein an anderer Stelle vorgebrachter, wiederum gegen vermeintliche „Hegelei“¹⁸ gerichteter Hinweis, Marx beginne das *Kapital* mit dem Konkretum der Ware, nicht mit dem Wertbegriff. Diese Paraphrasierung eines Marx-Satzes ist noch nicht des Rätsels Lösung, wenn man sich mit der

dings konnten sich auch die Autoren dieses Bandes nicht zu einer wirklichen Engels-Kritik durchringen. Sie standen damit in der gerade erst beginnenden Tradition einer simulierten Orthodoxie, die mit allen möglichen hermeneutischen Verrenkungen versuchte, die Marx-Engels-Einheitstheorie aufzugreifen und gegen diejenige des traditionsmarxistischen Historizismus zu wenden. Diese Strategie findet sich auch bei Joachim Bischoff und der Projektgruppe Klassenanalyse: Während Kautsky und Lenin zu Recht für ihre Thesen von einfacher Warenproduktion und historischen Übergängen im ‚Kapital‘ kritisiert wurden, fehlten Hinweise auf deren Urheber Engels vollends. Es wurde sogar versucht, dessen methodologische Aussagen aus der 1859er Rezension als mit der logisch-systematischen Darstellungsweise kompatibel zu interpretieren. (Siehe Joachim Bischoff: *Gesellschaftliche Arbeit als Systembegriff. Über wissenschaftliche Dialektik*. Berlin 1973. S. 110f.)

¹⁷ Hier befindet er sich ganz auf der Linie von Engels: Die Wertformentwicklung z. B. gilt diesem als „wirkliche[r] Vorgang der sich zu irgend einer Zeit wirklich zugetragen hat oder noch zuträgt“, nicht als „abstrakte[r] Gedankenprozeß, [...] der sich in unsern Köpfen allein zuträgt“ (Engels: Rezension zu Karl Marx: *Zur Kritik der politischen Ökonomie*. Erstes Heft. In: MEGA² II/2. S. 253; MEW. Bd. 13. S. 475). D. h. Engels stellt die Abbildung isoliert für sich genommen existierender Prozesse auf der einen wirklichkeitsentobenen Gedankenspielchen auf der anderen Seite gegenüber. Die begriffliche Herausarbeitung von wirklichen Momenten eines komplexen Ganzen, die aber *isoliert für sich genommen* nicht existieren können, bzw. nicht empirisch konstatierbar sind (siehe Marx: *Ökonomische Manuskripte 1857/58*. In: MEGA² II/1. S. 37; MEW. Bd. 42. S. 36), fällt zwischen diesen Extremen hindurch.

¹⁸ Michael Krätke: „Hier bricht das Manuskript ab“ (Engels). Hat das *Kapital* einen Schluss? Teil 1. In: *Beiträge zur Marx-Engels-Forschung*. Neue Folge. Hamburg 2001. S. 7–43 (im Folgenden: „Hier bricht das Manuskript ab“ (Engels). Hat das *Kapital* einen Schluss? Teil 1). S. 12.

Abfolge der Kategorien im *Kapital* oder gar der Wendung beschäftigt, die Wertform entspringe aus dem Wertbegriff. Denn tatsächlich ist die Ware des Anfangs des *Kapital* sehr wohl eine Abstraktion, präziser: abstraktestes Konkretum der bürgerlichen Gesellschaft, und „erscheint“ niemandem im „Alltagsgeschehen[...]“¹⁹. Sie ist eine mittels theoretischer Abstraktionen gewonnene, nicht-preisbestimmte Ware, die allererst als Ausgangspunkt zur Erklärung komplexerer und empirisch wahrnehmbarer Reichtumsformen, wie preisbestimmter Waren und Geld, dient. Marx nennt sie Konkretum, weil sie ein aus mehreren Bestimmungen Zusammengesetztes ist²⁰ und Abstraktum, weil mit ihrer Werteigenschaft die höchstmögliche Abstraktion von komplexeren kapitalspezifischen Reichtumsformen erreicht ist, hinter die nicht mehr abstrahierend zurückgegangen werden kann, ohne die soziale Formbestimmtheit schlechthin zu negieren und bei formationsunspezifischen Kategorien zu landen.²¹ Begriffliche Abstraktionen werden von Marx ausdrücklich in ihrer Bedeutung als formanalytische Erkenntnismittel hervorgehoben²² und gegen die Kategorien der politischen Ökonomie ins Feld geführt, die „nicht vollständig genug in der Abstraktion“²³ verfare.

Auch Krätkes beiläufige Analogisierung des Vorhabens einer Ableitung der Wertform aus dem Wertbegriff mit der von Marx kritisierten „Begriffsanknüpfungsmethode“ Adolph Wagners²⁴, ist nur fahrlässig zu nennen. Denn weder

¹⁹ Ebenda. S. 13.

²⁰ Siehe Marx: Ökonomische Manuskripte 1857/58. In: MEGA[®] II/1. S. 36; MEW 42, S. 35.

²¹ Siehe Projekt Klassenanalyse: Klaus Holzkamp als Marxist-Leninist. S. 102; Veit Michael Bader, Heiner Ganßmann, Michael Krätke u. a.: Krise und Kapitalismus bei Marx. S. 89; Dieter Wolf: Quantität und Qualität des Werts. Makroökonomischer Ausblick auf den Zusammenhang von Warenzirkulation und Produktion. In: <http://www.dieterwolf.net/pdf/Replik,Knaudt,Var2,0GGG.pdf> (2006. Letzter Zugriff: 30.3.2007). S. 50; Michael Heinrich: Wie das Marxsche „Kapital“ lesen? Hinweise zur Lektüre und Kommentar zum Anfang von „Das Kapital“. Stuttgart 2008 (im Folgenden: Wie das Marxsche „Kapital“ lesen?). S. 58.

²² Siehe Karl Marx: Vorwort zur ersten Auflage. In: Das Kapital. Erster Band. MEGA[®] II/5. S. 11–15. S. 12; MEW. Bd. 23. S. 11–17. S. 12.

²³ Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie (Manuskript 1861–1863). Teil 3. In: MEGA[®] II/3.3. S. 759; MEW. Bd. 26.2. S. 100.

²⁴ Siehe Krätke: „Hier bricht das Manuskript ab“ (Engels). Hat das *Kapital* einen Schluss? Teil 1. S. 12 (Fußnote). Hier werden ohne weitere Prüfung theoretischer Kontexte und Argumentationsmuster marxistische „Ableiterei“ und Wagners identitätsphilosophisches Verfahren identifiziert. Dieses Vorgehen, mittels Wortidentität eine begriffliche herzustellen, findet sich auch bei Wolfgang Fritz Haug: Wachsende Zweifel an der Monetären Werttheorie. Antwort auf Michael Heinrich. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. Berlin, Hamburg. 2003. Nr. 251. S. 424–437. S. 427ff. Den Vogel schießt allerdings Michael Jäger ab, für den ‚Ableitung‘ komplexer aus einfacheren Kategorien zu einem *Forschungsverfahren* mutiert, welches beanspruche, „von einem ‚Begriff‘ [...] zu einem anderen überzugehen ohne zusätzliches empirisches Studium.“ (Michael Jäger: Ableitung. In: W. F. Haug (Hrsg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 1. Hamburg 1994. Sp. 33–36. Sp. 34.)

der in der Erstauflage des *Kapital* und den Ergänzungen und Veränderungen zum ersten Band formulierte Marxsche Anspruch, die Wertform aus dem „Werthbegriff“ (bzw. der „Natur des Waarenwerths“) zu ‚entwickeln‘²⁵ noch die Rekonstruktion dieser ‚Entwicklung‘ im Rahmen der logisch-systematischen Lesart haben etwas mit schlechtem Hegelianismus zu tun.²⁶ Marx’ Wertbegriff, dem die Wertform entsprechen bzw. aus dem sie ‚entspringen‘ muss, ist weder eine sich entäußernde ideelle Entität (also nicht wörtlich *der* Begriff, dem eine nichtbegriffliche Wertform entspringt) noch meint er eine Identität von Gebrauchswert und Wert, wie dies bei Wagner der Fall ist.²⁷ Er ist vielmehr ein ideell erfasstes soziales Verhältnis und Ergebnis der formanalytischen Differenzierung zwischen diesem Verhältnis und seinen stofflichen Trägern (Gebrauchswerten). Sein Zusammenhang mit der Wertform ist dahingehend zu verstehen, dass diese als gegenständliche Repräsentationsform des Werts als *gesellschaftlich-allgemeiner* Form (gesellschaftlicher Existenzform der konkreten Privatarbeiten) ebenso gesellschaftlich-allgemein, d. h. *allgemein gültig und einheitlich* beschaffen sein muss. Diese Erklärung ist weder ‚Hegelei‘ noch hat sie auch im Entferntesten etwas mit dem Wertbegriff Adolph Wagners zu tun.²⁸

²⁵ Siehe Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEGA[®] II/5. S. 43, 643; Einleitung. In: MEGA[®] II/6. S. 11–44. S. 15, 22, 25, 29–30.

²⁶ Es gibt allerdings tatsächlich einige ‚erzeugungsidealistisch‘ zu nennende Formulierungen innerhalb der Debatte. Siehe Hans-Georg Backhaus: Zur Dialektik der Wertform. In: Ders.: Dialektik der Wertform. Freiburg 1997. S. 41–64. S. 56. („Wert [...] [als] sich selbst in Unterscheidungen Entfaltendes: Subjekt“); Klaus Lichtblau: Theorie der bürgerlichen Gesellschaft. Zum Verhältnis von Ökonomie, Recht und Politik. Gießen 1978. S. 197, 201, 264f.; Wolfgang Pohrt: Theorie des Gebrauchswerts. Über die Vergänglichkeit der historischen Voraussetzungen, unter denen allein das Kapital Gebrauchswert setzt. Berlin 2001. S. 107f. Doch in der Regel wird die fundamentale Differenz zu identitätsphilosophischen Konstruktionen klar erkannt und ausgesprochen. Siehe Dieter Wolf: Ware und Geld. Der dialektische Widerspruch im Kapital. Hamburg 1985 (im Folgenden: Ware und Geld). S. 142–146; Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 172; Heinrich: Wie das Marxsche „Kapital“ lesen? S. 263. Wenn Krätke also die Absicht gehabt hätte, eine Kritik an *realexistierenden* Irrationalismen oder ‚Hegelianismen‘ zu leisten, hätte er schon bestimmte Autoren nennen und sich mit deren Texten auseinandersetzen müssen.

²⁷ „Es ist ‚das natürliche Bestreben‘ eines deutschen Ökonomieprofessors, die ökonomische Kategorie ‚Wert‘ aus einem ‚Begriff‘ abzuleiten, und das erreicht er dadurch, daß, was in der politischen Ökonomie vulgo ‚Gebrauchswert‘ heißt, ‚nach deutschem Sprachgebrauch‘ in ‚Wert‘ schlechthin umgetauft wird. Und sobald der ‚Wert‘ schlechthin gefunden ist, dient er hinwiederum wieder dazu, ‚Gebrauchswert‘ aus dem ‚Wert schlechthin‘ abzuleiten“. (Karl Marx: Randglossen zu Adolph Wagners „Lehrbuch der politischen Ökonomie“. In: MEW. Bd. 19. S. 355–383. Zitat: S. 364.)

²⁸ Siehe dazu Heinz-Dieter Kittsteiner: Naturabsicht und unsichtbare Hand. Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1980. S. 237 (Anm. 172); Michael Heinrich: Über „Praxeologie“, „Ableitungen aus

Krätke meint nun, Engels' Nachtrag zum dritten Band sei gedacht als Kommentar zur „Marxsche[n] Randbemerkung – die Werte der Waren seien ‚nicht nur theoretisch, sondern historisch als Prius der Produktionspreise zu betrachten‘“ (169). Das ist durchaus korrekt. Engels geht aber noch weit über diesen Anspruch hinaus. Er meint nämlich tatsächlich, die Wirksamkeit des „Marxsche[n] [!] Wertgesetzes“²⁹ mittels einer ganz und gar unhistorischen und auf der Mythologie des Adam Smith beruhenden Skizze nachgewiesen zu haben. Denn wenn die Kritik der politischen Ökonomie, wie Engels und seine Epigonen das tun, als vereinfachte und aufs Wesentliche konzentrierte Historiographie gedeutet wird, so stehen an deren Anfang folglich Kategorien mit ‚unmittelbaren‘ empirischen Referenten, z. B. eine ominöse, *nicht-preisbestimmte vorkapitalistische Ware*³⁰ und auch die Wertformanalyse beginnt mit der Darstellung einer zufälligen, *geldlosen* Interaktion zweier Warenbesitzer – eben der von Engels so genannten „einfachen Waarenproduktion“³¹, die er als ökonomische Epoche von 6000 v.u.Z. bis ins 15. Jahrhundert hinein datiert. Das Marxsche Wertgesetz gelte in dieser Epoche zuweilen in reiner, nicht von der Preiskategorie ‚verfälschter‘ Form, was Engels am fingierten Beispiel geldlosen ‚Austauschs‘ zwischen mittelalterlichen Bauern und Handwerkern illustriert (Schmied und Bauer ersetzen dabei Smiths Hirsch- und Biberjäger): Hier haben wir es mit einem übersichtlichen sozialen Zusammenhang von unmittelbaren Produzenten zu tun, die zugleich Eigentümer ihrer Produktionsmittel sind, in dem der eine unter den Augen des anderen arbeitet und folglich „die für die Herstellung der von [ihnen] eingetauschten Gegenstände erforderliche Arbeitszeit ziemlich genau bekannt“³² ist. Nicht etwa ein normatives Kriteri-

dem Begriff“ und die Lektüre von Texten. Antwort auf W. F. Haug. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. Berlin, Hamburg. 2004. Nr. 254. S. 92–101. S. 97f.; Wolf: Ware und Geld. S. 142–146; Ders.: Zur Methode in Marx' ‚Kapital‘ unter besonderer Berücksichtigung ihres logisch-systematischen Charakters.

²⁹ Also des von Marx im ‚Kapital‘ erörterten Wertgesetzes; „das Marxsche Wertgesetz gilt allgemein [...] für die ganze Periode der einfachen Waarenproduktion, also bis zur Zeit, wo diese durch den Eintritt der kapitalistischen Produktionsform eine Modifikation erfährt“ (Friedrich Engels: Wertgesetz und Profitrate. Erster Nachtrag zu Buch 3 des „Kapitals“ (im Folgenden: Wertgesetz und Profitrate). In: MEGA[®] II/14. S. 323–340. Zitat: S. 333; MEW. Bd. 25. S. 895–919. S. 909). Marx dagegen konstatiert, dass „das Gesetz des Wertes zu seiner völligen Entwicklung die Gesellschaft der großen industriellen Produktion und der freien Konkurrenz, d. h. die moderne bürgerliche Gesellschaft voraussetze.“ (Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Erstes Heft (im Folgenden: Zur Kritik der politischen Ökonomie). In: MEGA[®] II/2. S. 95–245. Zitat: S. 137; MEW. Bd. 13. S. 3–160. Zitat: S. 46.)

³⁰ Siehe Engels: Vorwort zu Kapital, Bd. 3. In: MEGA[®] II/15. S. 16; MEW. Bd. 25. S. 20.

³¹ Ebenda.

³² Engels: Wertgesetz und Profitrate. In: MEGA[®] II/14. S. 330; MEW. Bd. 25. S. 907.

um, sondern die Abstraktion einer von den Akteuren bewusst und direkt gemessenen Arbeitszeit³³ ist für ihn unter den Bedingungen dieses ‚Naturaltauschs‘ „der einzige geeignete Maßstab für die quantitative Bestimmung der auszutauschenden Größen“³⁴. Weder der Bauer noch der Handwerker seien so dumm gewesen, ungleiche Arbeitsmengen auszutauschen³⁵: „Für die ganze Periode der bäuerlichen Naturalwirtschaft ist kein anderer Austausch möglich als derjenige, wo die ausgetauschten Waarenquanta die Tendenz haben, sich mehr und mehr nach den in ihnen verkörperten Arbeitsmengen abzumessen“.³⁶ Der Wert einer Ware wird also Engels zufolge durch die *bewusst* in Zeit gemessene Arbeit einzelner Produzenten bestimmt. Geld spielt in dieser Werttheorie keine zentrale Rolle.³⁷ Es ist einerseits der Wertbestimmung vollkommen äußerliches Hilfs- und Schmiermittel des Tauschs, dient andererseits zur Verdeckung des Arbeitsaufwandes als Werts substanz: Statt mittels Arbeitsstunden wird irgendwann plötzlich mittels Kühen und schließlich Goldstücken ausgetauscht. Die Frage, wie es mit den Bedingungen privat-arbeitsteiliger Produktion vereinbar sein soll, dass jede Ware als ihr eigenes Arbeits-Geld auftritt³⁸, stellt sich Engels nicht. Er praktiziert, wie die neue Marx-Lektüre herausgearbeitet hat³⁹, in vielfacher Hinsicht das, was Marx an der ökonomi-

³³ Erst nach der Einführung des Metallgeldes soll „die Werthbestimmung durch die Arbeitszeit nicht länger auf der Oberfläche des Waarenaustausches sichtbar erschien[en]“ (ebenda. In: MEGA² II/15. S. 332; MEW. Bd. 25. S. 909) sein.

³⁴ Ebenda. In: MEGA² II/15. S. 331; MEW. Bd. 25. S. 907.

³⁵ „Oder glaubt man, der Bauer und der Handwerker seien so dumm gewesen, das Produkt zehnstündiger Arbeit des einen für das einer einzigen Arbeitsstunde des andern hinzugeben?“ (Ebenda.) Wer es dennoch tue, werde eben „erst durch den Schaden klug“ (Ebenda. In: MEGA² II/15. S. 332; MEW. Bd. 25. S. 908.) – dies ist eine ‚Arbeitsnutzentheorie‘ des Werts.

³⁶ Ebenda. In: MEGA² II/15. S. 331; MEW. Bd. 25. S. 907.

³⁷ Auch in früheren Arbeiten hat Engels das wirkliche Geld als bloßen „Nothbehelf“ des Warenaustauschs mittels Arbeitszeitmengen betrachtet. (Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring). In: MEGA² I/27. 217–483. Zitat: S. 469; MEW. Bd. 20. S. 5–303. Zitat: S. 288.)

³⁸ Siehe dazu Marx’ Kritik an dem Gedanken eines Arbeitsgeldes, resp. prämonetären Warenaustauschs in ‚Zur Kritik‘ und den ‚Grundrissen‘ (Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. In: MEGA² II/2. S. 155–157; MEW. Bd. 13. S. 66–69; Marx: Ökonomische Manuskripte 1857/58. In: MEGA² II/1. S. 98–104; MEW. Bd. 42. S. 100–105.) sowie in der Erstauflage des ‚Kapital‘ (Karl Marx: Das Kapital. Erster Band. In: MEGA² II/5. S. 39/40.)

³⁹ Siehe dazu u. a. Jacques Rancière: Der Begriff der Kritik und die Kritik der politischen Ökonomie von den ‚Pariser Manuskripten‘ zum ‚Kapital‘. Berlin 1972. S. 87–100; Kittsteiner: ‚Logisch‘ und ‚Historisch‘; Helmut Brentel: Soziale Form und ökonomisches Objekt. Studien zum Gegenstands- und Methodenverständnis der Kritik der politischen Ökonomie. Opladen 1989 (im Folgenden: Soziale Form und ökonomisches Objekt). S. 138–146; Hans-Georg Backhaus: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil III. In: Ders.: Dialektik der Wertform. Freiburg 1997. S. 129–228 (im Folgenden: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil III); Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 388f.

schen Klassik, v. a. an Adam Smith, kritisiert: Projektion des nur im Kapitalismus systematisch entstehenden Scheins der Aneignung durch eigene Arbeit in die Vergangenheit⁴⁰, Ausblendung des notwendigen Zusammenhangs von Wert und Wertform⁴¹, Verwandlung der ‚objektiven Gleichung‘, die der gesellschaftliche Zusammenhang zwischen den ungleichen Arbeiten vollzieht, in subjektive Erwägungen der Produzenten⁴². Mit der Konzipierung der Reichtumsformen ausgehend von bewussten Operationen der Warenbesitzer mit offen zutage liegenden Sachverhalten, der Vermischung von Bestimmungen tauschvermittelter und direkter Vergesellschaftung der Arbeit, mit der Arbeitsleidtheorie und der Verwandlung des inneren, notwendigen Zusammenhangs von Werts substanz und Wertform in einen historisch-kontingenten, äußerlichen⁴³, verfehlt Engels den Gehalt der Marxschen Gegenstands- und Methodenauffassung.

Wenn Krätke den bei ihm wiederum anonymen Hinweis, im *Kapital* sei von einfacher Zirkulation, nicht einfacher Warenproduktion die Rede, so deutet, hier werde geleugnet, dass im ersten Kapitel überhaupt von Warenproduktion gehandelt werde (167 Fußnote), dann verfehlt er den Sinn dieser Kritik. Nicht, dass von Warenproduktion gehandelt werde, wird von Autoren wie Hans-Georg Backhaus, Helmut Brentel oder Rolf Hecker geleugnet, sondern, dass von *einfacher*, geldloser (vermeintlich in der Wertformanalyse dargestellter) oder *vorkapitalistisch* geldvermittelter (vermeintlich im dritten Kapitel darge-

⁴⁰ Siehe Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Urtext (im Folgenden: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Urtext). In: MEGA[®] II/2. S. 17–94. S. 49.

⁴¹ Karl Marx: Das Kapital. Erster Band (im Folgenden: Das Kapital. Bd. 1). In: MEGA[®] II/8. S. 108/109; MEW. Bd. 23. S. 95.

⁴² Siehe Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. In: MEGA[®] II/2. S. 137; MEW. Bd. 13. S. 45.

⁴³ Die Notwendigkeit des Zusammenhangs der Reichtumsformen, die im Historizismus allein übrig bleibt, ist die ‚Not-Wendigkeit‘ pragmatischer Problemlagen eines prämonetären Austauschs von Waren (!), die von den Akteuren bewusst, durch Erfindung neuer Reichtumsformen (Geld) bewältigt werden. Dies wird besonders deutlich praktiziert in den Beiträgen von Holzkamp: Die historische Methode des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Verknennung durch J. Bischoff. S. 33f.; sowie Wolfgang Fritz Haug: Vorlesungen zur Einführung ins „Kapital“. Berlin, Hamburg 1989. S. 148; Wolfgang Fritz Haug: Genesis. In: Ders. (Hrsg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Bd. 5. Hamburg 2001. Sp. 261–274. Sp. 266. Eine rationalistische Handlungstheorie, die Geld als pfiffig ausgedachtes Auskunftsmittel einführt, bleibt hier von Marx’ Wertformanalyse. Eine Differenz zur neo-/klassischen Theorie ist nicht mehr auszumachen. (Siehe gegen Haug: Michael Heinrich: Geld und Kredit in der Kritik der politischen Ökonomie. In: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften. Berlin, Hamburg. 2003. Nr. 251. S. 397–409. S. 400.)

stellter) Warenproduktion gehandelt werde.⁴⁴ Wieder verkleistert Krätke mit seinen Ausführungen die „epistemologische Differenz“ zwischen Marx und Engels „im Verständnis des Anfangs“⁴⁵ des *Kapital*. Auch hier ist es das Verdienst der neuen Marx-Lektüre, die Marxschen Überlegungen zum theoretischen Status der einfachen Zirkulation als „abstrakte Sphäre des bürgerlichen Gesamtproduktionsprozesses“⁴⁶ aus dem ‚Urtext‘ gegen Engels’ Phantom einer einfachen Warenproduktion, aber auch gegen die popularisierte Darstellung im *Kapital* geltend gemacht zu haben.⁴⁷

Das führt uns zu einem anderen Punkt: Krätke hat zwar recht, wenn er gegen eine platte Entgegensetzung von Marx und Engels andeutet, auch bei Marx gebe es „unscharf[e]“ und „Verwirrung“ stiftende „Historisierungen in den ersten Kapiteln des ersten Buchs“ (167). Leider bleiben auch diese wieder ungenannt. Wenigstens Marx’ Aussage aus dem dritten Band – auf der Engels unter anderem seine prämonetäre Werttheorie aufbaut – Wert habe historisch vor dem Preis bestanden, führt Krätke an und kritisiert sie als theoretisch („strikt genommen“) fehlerhaft (169). Doch man sollte erwähnen, dass Krätke damit ohne Nennung seiner Quellen an Untersuchungen der neuen Marx-Lektüre anknüpfen kann, die in den Marxschen Texten selbst problematische Empirierungen abstrakter Kategorien, Historisierungen begrifflicher Abstraktionsniveaus oder einfach das Ausbleiben der Erläuterung seines eigenen methodischen Vorgehens entdeckt hat.⁴⁸ So spricht ja Backhaus bereits 1978 davon, dass „erst die Erkenntnis gewisser Zweideutigkeiten [...] ein adäquates Bild der Marxschen Werttheorie“⁴⁹ vermittele und in dieser „heterogene oder gar

⁴⁴ Siehe die Kritiken am Begriff einfacher Warenproduktion und seiner Gleichsetzung mit einfacher Zirkulation durch Engels bei Backhaus: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil III. S. 131; Brentel: Soziale Form und ökonomisches Objekt. S. 138–146; Rolf Hecker: Einfache Warenproduktion. In: http://www.rote-ruhr-uni.com/texte/hecker_einfache_warenproduktion.shtml (1997. Letzter Zugriff: 30.3.2007). S. 1.

⁴⁵ Siehe ebenda.

⁴⁶ Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. Urtext. In: MEGA[®] II/2. S. 68/69.

⁴⁷ Siehe Projektgruppe Entwicklung des Marxschen Systems: Das Kapitel vom Geld. Interpretation der verschiedenen Entwürfe. Berlin u. a. 1973. S. 93, 103; Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert. S. 253–257.

⁴⁸ Als Stichworte seien hier nur genannt: Die Einführung von Erwägungen/Perspektiven der Warenbesitzer (Marx: Das Kapital. Bd. 1. In: MEGA[®] II/8. S. 78, Fn.; MEW. Bd. 23. S. 61, Fn.; MEGA[®] II/5. S. 628) oder deren gewohnheitsmäßiger Praxis (Ebenda. In: MEGA[®] II/8. S. 98/99; MEW. Bd. 23. S. 83/84), auf Argumentationsebenen, in denen diese nichts zu suchen haben, nämlich in der Wertformanalyse des ersten Bandes; der ausgehend von der Marxschen Werttheorie unsinnige Verweis auf vermeintlich historisch vorkommende einfache oder entfaltete Wertformen (Ebenda. In: MEGA[®] II/8. S. 95; MEW. Bd. 23. S. 80) oder auch der fehlende Übergang vom Geld zum Kapital im ‚Kapital‘.

⁴⁹ Backhaus: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil III. S. 133.

widersprüchliche Elemente und Strukturen vereinigt sind“⁵⁰. Es ist lediglich ein Argument gegen Krätkes imaginären Gegner, wenn er – stets im Allgemeinen verbleibend – auch problematisierbare Übereinstimmungen zwischen Marx und Engels anführt. Er hätte auch auf die von Marx ebenso unerfindlicher- wie fatalerweise komplett historisierte und empirisierte Most-Variante der ‚Wertform‘-Analyse⁵¹ hinweisen können, die, wenn auch bislang unzureichend, in der neuen Marx-Lektüre thematisiert wurde.⁵² Hier rennt Krätke also offene Türen ein. Was soll also das ganze Manöver? Es ist zwar wichtig, rezeptionsgeschichtliche Mythen in Frage zu stellen. Eine allzu oberflächliche Marx-vs.-Engels-Gegenüberstellung gehört zweifellos dazu. Doch die Mittel, die Krätke bei seinem Versuch der Engels-Rehabilitierung bisweilen ergreift, sind dazu angetan, hinter ein bereits erreichtes Problemniveau zurückzufallen.

⁵⁰ Siehe ebenda. S. 145. Siehe vor allem auch Backhaus: Materialien zur Rekonstruktion der Marxschen Werttheorie. Teil IV; und Heinrich: Die Wissenschaft vom Wert.

⁵¹ Siehe MEGA[®] II/8, vor allem S. 741f.

⁵² Siehe dazu Ingo Elbe: Wertformanalyse und Geld. Zur Debatte über Popularisierungen, Brüche und Versteckspiele in der Marxschen Darstellung. In: Wissenschaftliche Mitteilungen des Berliner Vereins zur Förderung der MEGA-Edition. Berlin. 2008. Heft 7: Gesellschaftliche Praxis und ihre wissenschaftliche Darstellung. Beiträge zur ‚Kapital‘-Diskussion. (Im Druck.)

Das verschlossene Tor der Universität Zu Karl Korschs akademischer Karriere in Deutschland

Matthias Steinbach

Im vorwikipedianischen Zeitalter suchte man ihn in deutschen Nachschlagewerken vergeblich. Im „Großen Brockhaus“ fehlt sein Name ebenso wie im 20bändigen „Zeit-Lexikon“ von 2004. In der „Encyclopaedia Britannica“ hingegen wurde er früh und standesgemäß als der „hervorragende marxistische Theoretiker“ des 20. Jahrhunderts geführt: Karl Korsch.¹ Dass auch die Individualitätsferne und strukturalistische deutsche Universitätsgeschichtsschreibung der vergangenen Jahrzehnte von ihm bislang kaum Notiz genommen hat, im DDR-Horizont war er immerhin „Theoretiker des Revisionismus“², ist kaum verwunderlich. Dabei gehörte der hagere Intellektuelle doch in der Übergangsphase vom wilhelminischen Kaiserreich zur Weimarer Republik und – *de jure* zumindest – noch bis zu seiner Emigration im Jahre 1933 zu den charismatischsten Gelehrten an deutschen Universitäten. Korschs akademische Biographie und Intellektuellengeschichte im universitären Milieu Jenas³ soll daher

¹ Inzwischen liegen zu Leben und Werk vor: Karl Korsch Gesamtausgabe. Hrsg. von Michael Buckmiller u. a., bislang erschienen 6 Bde. Frankfurt/Main, Amsterdam, Hannover 1980–2001; Gangolf Hübinger: Der marxistische Intellektuelle Karl Korsch. In seinen Briefen neu gelesen. In: IASL online 2003 (im Folgenden: Der marxistische Intellektuelle); Mario Keßler: Politischer Denker und revolutionärer Akteur. Karl Korsch (1886–1961). In: Mario Hesselbarth u. a. (Hrsg.): Gelebte Ideen. Sozialisten in Thüringen. Weimar 2006. S. 268–277 (im Folgenden: Politischer Denker und revolutionärer Akteur). Ferner wichtig: Meike G. Werner: Moderne in der Provinz: Fin de Siècle Jena. Göttingen 2002 (im Folgenden: Moderne in der Provinz); Jörg Wollenberg (Hrsg.): „Völkerversöhnung“ oder „Volksversöhnung“? Volksbildung und politische Bildung in Thüringen 1918–1933. Bremen 1998; Mathias Geffrath (Hrsg.): Die Zerstörung einer Zukunft. Gespräche mit emigrierten Sozialwissenschaftlern. Reinbek 1979; Karl Graf Ballestrem/Henning Ottmann (Hrsg.): Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts. München 1990 (im Folgenden: Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts).

² Siehe Jürgen John: Die Universität Jena in der Weimarer Republik und unter dem Faschismus 1918/19 bis 1945. In: Siegfried Schmidt u. a. (Hrsg.): Alma mater Jenensis. Geschichte der Universität Jena. Weimar 1983. S. 249–297 u. 534 (im Folgenden: Die Universität Jena in der Weimarer Republik und unter dem Faschismus).

im Folgenden etwas genauer unter die Lupe genommen und zugleich danach gefragt werden, wie es um den Einfluss marxistischer Ideen und Wissenschaftskonzepte auf die traditionsbewussten Fakultäten der frühen Weimarer Republik stand.

Einige biographische Eckdaten vorab. Geboren 1886 als Sohn eines Gerichtsschreibers, war Karl Korsch in der Lüneburger Heide und seit 1898 im pittoresken südthüringischen Residenzstädtchen Meiningen aufgewachsen. Früh schwärmte er für Goethe, Schiller und Kant. Nach dem Abitur studierte er Rechte und Philosophie in München, Genf und Jena, wo er 1910 mit einer *summa cum laude* – Arbeit im Zivilprozessrecht promoviert wurde. Während längerer Engländeraufenthalte kam der im Freistudentenmilieu um den Verleger Eugen Diederichs und den Pädagogen Herman Nohl Jugendbewegte noch vor dem Ersten Weltkrieg mit sozialpolitischen Praktiken der Londoner *Fabian Society* in Kontakt. Von England lernen, hieß damals Gewerkschaftsarbeit lernen. Durch den Weltkrieg radikal politisiert, trat Korsch 1917 der USPD, 1920 der KPD bei und machte sich fortan als Sozialphilosoph und Interpret von Marx einen Namen. Als er, mittlerweile ein linker Schulungsprofi, Bertolt Brecht Ende der 1920er Jahre Marx nahe brachte, verstand dieser seine Stücke.⁴ 1923 war Korsch in Jena Professor und wenig später sogar Thüringer Justizminister geworden und hatte überdies zu den Gründern des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt am Main gehört. Als solcher ist er wohl zu Unrecht und vielleicht nur deshalb, weil er nach 1945 nicht mehr nach Deutschland zurückgekehrt und noch vor 1968 gestorben war, weniger berühmt als Theodor Adorno oder Max Horkheimer. Korsch's eng an Marxens Kapitalismusanalyse angelehntes und den Arbeitnehmerrechten verpflichtetes Denken ist durchaus aktuell. Aus der KPD wurde er 1926 wegen antistalinistischer Positionen und als ein zu eigenständiger Denker wieder ausgeschlossen. 1928 verlor er auch sein Reichstagsmandat. Nach 1933 emigrierte er zunächst nach England und Dänemark, 1936 dann in die USA, wo er bis zu seinem Tode 1961 als unabhängiger Gelehrter seine historisch-kritischen Studien weiter betrieb. Noch in den Abschwüngen und Katastrophen zeigte sich das Kosmopolitische dieses Lebenslaufes.

³ Zum Ansatz siehe Gangolf Hübinger: *Gelehrte, Politik und Öffentlichkeit: eine Intellektuellengeschichte*. Göttingen 2006.

⁴ Konkret: „Als ich das Kapital von Marx las, verstand ich meine Stücke.“ Bertolt Brecht: *Werke*. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Hrsg. von Werner Hecht u. a., Bd. 21 (Schriften I). Berlin, Weimar 1992. S. 256. Zum Verhältnis aus der Brecht-Perspektive eingehend: Werner Mittenzwei: *Das Leben des Bertolt Brecht oder der Umgang mit den Welt-rätseln*. 2 Bde. Berlin 1986. Siehe auch Heinz Brüggemann: *Bert Brecht und Karl Korsch: Fragen nach Lebendigem und Totem im Marxismus*. In: Claudio Pozzoli (Hrsg.): *Über Karl Korsch*. S. 177–188.

1. Arbeiterbildung vom Universitätskatheder

1919 war Korsch als begabter junger Anwalt, der bereits im Krieg die Sache der Erniedrigten und Beleidigten, der Verweigerer und Selbstverstümmeler vertreten hatte, Privatdozent an der Jenaer Juristischen Fakultät geworden, die damals überaus liberal war und den neuen politischen Verhältnissen offener gegenüber stand als Philosophie, Medizin und Theologie. Alles andere als ein Mann, der in „Einsamkeit und Freiheit“ forschend *klassischen* Universitätsgepflogenheiten genügen wollte, ging es Korsch weder während seiner Jenaer Jahre noch später, in Amerika, je um bloße Theorie. Immer war es vor allem die Politik, die revolutionäre Politik, die ihn interessierte. Dass eine solche Berufsauffassung nicht zu dem passte, was man als *voraussetzungslose Wissenschaft* damals an deutschen Universitäten zu betreiben glaubte⁵, liegt auf der Hand. Schon während seiner Freistudentenzeit um 1910 hatte Korsch den „Opportunitäten des realen Betriebs“⁶ stärkere Aufmerksamkeit zugewandt als die meisten seiner Kommilitonen. Indem sich Korsch innerhalb der städtischen Volks- und Arbeiterbildung engagierte, überwand er die Mauern seiner anerzogenen Bürgerlichkeit. Bereits vor 1914 hatte er zum jungen, der Sozialdemokratie, aber auch Ernst Abbes freisinnigem Reformwerk nahe stehenden Flügel der so genannten *Universitätsausdehnungsbewegung* gehört, die in Anlehnung an angelsächsische Vorbilder das *Fin de Siècle* Jena prägte.⁷ Diese auch als „Sozialismus der Gebildeten“⁸ bezeichnete Strömung repräsentierte damals vor allem der Pädagoge Wilhelm Rein, in dessen Umfeld sich Lebens- und Bodenreformer, Schulgründer, Frauenrechtlerinnen und eben Sozialisten verschiedener Couleur tummelten. Die von Rein eifrig betriebene Volkspädagogik galt den, wie man heute sagen würde, bildungsfernen Schichten, und war doch als ein Teil wissenschaftlicher akademischer Arbeit akzeptiert. Freilich gab es schon damals einflussreiche Gegner dieser für Jena seither typischen Verbindung von akademischer und industrieller Kultur. So ist der spöttische Aphorismus des Philosophen Otto Liebmann ein geflügeltes Wort geworden: „Jena hatte die Möglichkeit, ein zweites Baden-Baden oder ein zweites Chemnitz zu werden, es hat sich für letzteres entschieden.“⁹ Korsch

⁵ Dazu kritisch Max Weber: *Wissenschaft als Beruf*. Mit einem Nachwort von Friedrich Tenbruck. Stuttgart 1995 (im Folgenden: *Wissenschaft als Beruf*).

⁶ Siehe René König: *Vom Wesen der deutschen Universität*. Berlin 1935. S. 187.

⁷ Begriff und intellektueller Mikrokosmos dargestellt bei Werner: *Moderne in der Provinz*.

⁸ Dazu demnächst Matthias Steinbach: *Ökonomen, Philanthropen, Humanitäre. „Professorensozialismus“ in der akademischen Provinz*. Berlin 2008 (im Folgenden: *Ökonomen, Philanthropen, Humanitäre*).

⁹ Zitiert nach Werner: *Moderne in der Provinz*. S. 33.

jedenfalls verkörperte mit anderen Modernen die *Chemnitz-Fraktion*, wohl wissend, dass die von wirtschaftlich schwachen fürstlichen Erhaltern nur notdürftig versorgte Universität ohne die aus den Fortschritten der optischen Industrie erwachsenen Stiftungen Ernst Abbes längst eingegangen wäre. Trotz aller Heterogenität in den politischen Auffassungen ging es diesem durch zahlreiche ausländische Studenten belebten Kreis im Kern um Volks- und Völker-versöhnung. Erst im Weltkrieg schieden sich die Geister.

Als Korsch 1919 beim Jenaer Strafrechtler Heinrich Gerland um die Möglichkeit zur Habilitation ersucht, macht er kein Hehl aus seiner inzwischen vollzogenen Wendung zum „entschiedenen Sozialisten“¹⁰. Obgleich im Feld mit Eisernen Kreuzen dekoriert, bedeutete die Erfahrung der Knochenmühle des Weltkrieges für ihn einen Umkehrpunkt in der Biographie. Bereits im September 1916 hatte er gegenüber seinem Freund Walter Fränzel den „Zusammenbruch alles dessen [beklagt], wofür ich leben wollte.“ Im subjektiv erfahrenen Zusammenbruch spiegelte sich objektiv das Scheitern des „Sozialismus der Gebildeten“ – des Linksliberalismus wie der nationalsozialen Bewegung, deren Wortführer Friedrich Naumann und Adolf Damaschke in den Reichstagswahlkämpfen um die Jahrhundertwende gerade an der Saale noch überaus erfolgreich, wenn auch nicht siegreich gewesen waren. Korsch's Vorkriegsvision, „das Verhältnis des Menschen zum Menschen feiner, geistiger zu gestalten, dadurch das Leben reicher, voller, breiter lebendiger zu machen und dieses lebendige Leben durch und durch zu vergeistigen [...]“¹¹, war dahin. Der *freistudentische* Bildungsidealismus hatte sich abgeschliffen.

An die *demokratisch* gesinnten Jenaer Juristen, eine kleines Häuflein von Vernunftrepublikanern, schickt Korsch daher auch ohne jede Scheu seine Schrift zur Frage „Was ist Sozialisierung?“, die aus der Mitarbeit in der Berliner *Sozialisierungskommission* erwachsen war. Gerland kündigt er in einem Brief vom 1. April 1919 an, die Sozialisierung des Zeiss-Werkes und Ernst Abbes Werk in ganz anderer Weise behandeln zu wollen, als es „seine bisherigen bürgerlichen Kommentatoren“ taten.¹² Als Habilitationsschrift reichte er dann aber eine Arbeit zur „Verschmelzung von Law and Equity in der englischen Ziviljustiz“ ein – ein jenseits des Marxismus liegendes, von Gerland anempfohlenes Thema. Noch betrachtete Korsch, wie er Gerland versicherte, „den Dozentenberuf und die reine Wissenschaft als den einzig möglichen Le-

¹⁰ Karl Korsch: Brief vom 25. März 1919. In: Karl Korsch Gesamtausgabe. Bd. 8. Amsterdam, Hannover 2001. S. 283f.

¹¹ Zitiert nach Hübinger: Der marxistische Intellektuelle.

¹² Brief vom 1. April 1919. In: Karl Korsch Gesamtausgabe. Bd. 8. S. 287.

bensberuf“ für sich.¹³ Noch hielt dieser ihn für einen Wissenschaftler von „staunenswertem Fleiß und seltenem Verständnis“.¹⁴ Das eigentliche Metier des aufstrebenden Privatdozenten waren, wie sich bald zeigen sollte, aber nicht seine Lehrveranstaltungen zu Fragen des internationalen Rechts bzw. des Arbeitsrechts, zu Hegels Rechtsphilosophie, Rudolf Stammers Untersuchungen zum historischen Materialismus oder Ricardo und Marx. Viel mehr interessierten ihn das außerakademische, politische Handlungsfeld, die Publizistik und vor allem die Arbeiterbildung. In einem Kommentar für die kommunistische „Neue Zeitung für Mittelthüringen“ vom Juli 1919 sprach er von diesen sogar als den „eigentlichen Erhaltern der Universität.“ Bald lehnte Korsch die *bürgerliche* Wissenschaft und ihr „trügerisches Phantom der Voraussetzungslosigkeit“ offen ab, womit er sich zugleich gegen diejenigen erklärte, die ihn zuvor promoviert und habilitiert hatten. Der Marxismus, so Korsch jetzt, verzichte auf diese Illusion, wolle gerade „keine ‚reine‘ Wissenschaft und Philosophie sein, sondern vielmehr die ‚Unreinheit‘ aller bisherigen bürgerlichen Wissenschaft und Philosophie durch eine rücksichtslose Entlarvung ihrer verschwiegenen ‚Voraussetzungen‘ kritisieren.“¹⁵

Mit dem ambitionierten Plan einer Räteschule für Proletarier hatte er Mitte 1920 sein Gegenmodell entworfen¹⁶, das auf staats- und wirtschaftswissenschaftliches Gebrauchswissen für Arbeiter zielte. Es ging jetzt nicht mehr, wie bei den freistudentischen Kursen der Vorkriegszeit, um Märchenvorlesungen für Kinder, Zeichenkurse für Arbeiterinnen oder Vorträge über die Funktion einer Luftpumpe.¹⁷ Auf der Agenda stand vielmehr eine auf den Arbeitskampf und die „juristische Aktion“ zielende Schulung von Betriebsräten – zunächst der großen Jenaer Unternehmen Zeiss und Schott. Die Kurse sollten an mehreren Abenden der Woche stattfinden und durch die Teilnehmer finanziert werden. Lehrer und Hörer mussten, so wollte es Korsch, einer sozialistischen Partei angehören. Themen sollten u. a. sein: Organisation des modernen Fabrikbetriebs; Buchführung und Bilanzkunde für Betriebsräte; Der Betriebsrat im schriftlichen Verkehr mit Arbeitgebern, Behörden, Gewerkschaften; Soziologie und Volkswirtschaftslehre; Zwischen Kapitalismus und Sozialismus (wirtschaftspolitische Übergangsprobleme, Sozialisierung, Räte). Korsch's eigentliche Frage lautete: Auf welche Weise und unter welcher theoretischen

¹³ Brief vom 25. März 1919. Ebenda. S. 284.

¹⁴ Habilitationsgutachten Gerlands vom 27. Juli 1919. Ebenda. S. 563f.

¹⁵ Karl Korsch: Kernpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1922. S. 8.

¹⁶ Karl Korsch: Räteschule der Jenaer Arbeiterschaft (im Folgenden: Räteschule der Jenaer Arbeiterschaft). In: Karl Korsch Gesamtausgabe. Bd. 2. S. 231f.

¹⁷ Siehe Steinbach: Ökonomen, Philanthropen, Humanitäre. Kapitel VI: University Extension.

Begründung kann soziale Ungleichheit im industriellen Sektor – im Rahmen geltenden Rechts wohl gemerkt – abgeschafft oder zumindest auf ein erträgliches Maß reduziert werden? Seine Kritiker warfen ihm nicht ohne Grund kommunistische Agitation und Aufwiegelung der Belegschaften vor. Er selbst hingegen verwies auf einen Unterricht, der zwar im sozialistischen Sinne erfolgen sollte, Parteipolitik aber ausschloß.¹⁸ Praktisch ging es ihm um die Ausgestaltung „industrieller Demokratie“, wonach den Arbeitern Entscheidungsbefugnisse nicht nur bei Löhnen und Tarifen, bei Unfall- oder Krankenschutz, sondern auch in allen Fragen der Produktion und des Geschäftsbetriebs zustanden. Die Abschaffung des Privatbesitzes an Produktionsmitteln erforderte dies nicht zwingend. Gegenüber Golo Mann meinte Korsch einmal, dass wirkliche Köpfer unter den deutschen Unternehmern auch unter einer kommunistischen Regierung Arbeit genug finden würden.¹⁹

2. „Kollege“ Korsch soll verhaftet sein

Während man der Räteschule seitens reformbürgerlicher Kreise anfangs als einem potentiellen Beitrag zur Deeskalation politischer Konflikte wie zur Vermeidung revolutionärer Gewalt überhaupt durchaus offen gegenüberstand, scheiterte das Projekt letztlich am zähen Widerstand der Mehrheitssozialdemokratie, die in Korsch stets den kommunistischen Agitator und radikalen Revolutionär sah und sein Unternehmen als „Parteischule“ ablehnte.²⁰ Ganz falsch war das freilich nicht. Denn, ob nun auf dem Hochschulkatheder oder als politischer Schulungsredner: für Korsch waren Worte nie „Pflugscharen zur Lockerung des Erdreiches des kontemplativen Denkens, sondern Schwerter gegen den Gegner: Kampfmittel.“²¹ Und so passte es nur ins Bild, dass seine zu Beginn der 1920er Jahre erschienenen Schriften „Quintessenz des Marxismus“ (1922) und „Marxismus und Philosophie“ (1923) inzwischen ganz unverblümt auf eine radikale Umwälzung der politischen Verhältnisse zielten.

¹⁸ Siehe Karl Korsch: Räteschule der Jenaer Arbeiterschaft. S. 232.

¹⁹ Siehe Golo Mann: Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland. Frankfurt/Main 1986. S. 246 (im Folgenden: Erinnerungen und Gedanken).

²⁰ In diesem Sinne trat Korsch 1923 in Geraberg bei Ilmenau als Initiator der berühmt gewordenen „Marxistischen Arbeitswoche“ in Erscheinung, an der unter anderem Béla Fogarasi, Georg Lukács, Friedrich Pollock, Karl August Wittfogel und Felix Weil teilnahmen. Die Umriss einer marxistischen Lehr- und Fortbildungsanstalt zeichneten sich ab, wie sie wenig später mit dem Institut für Sozialforschung an der Universität Frankfurt am Main ins Leben gerufen wurde. Siehe Keßler: Politischer Denker und revolutionärer Akteur. S. 271.

²¹ Siehe Weber: Wissenschaft als Beruf. S. 29.

Zwar vertrugen sich wissenschaftliche Arbeit und linkes parteipolitisches Engagement noch eine Zeitlang, doch konnte es angesichts Korschs öffentlicher Präsenz nicht Wunder nehmen, dass man innerhalb des überwiegend nationalkonservativ und antibolschewistisch gesinnten akademischen Establishments Jenas bald hellhörig wurde. Noch kaum Aufsehen erregt hatte ein Privatdozentenstipendium von immerhin 4000 Mark, das ihm und anderen *linken* Nichtordinarien zum Sommersemester 1922 auf Antrag der Juristischen Fakultät gewährt worden war.²² Als Korsch aber im Juni 1922 vom Weimarer Ministerium ein bezahlter Lehrauftrag für „Rechtsphilosophie“ erteilt werden sollte, regte sich Widerstand. Immerhin, und das war ein Präzedenzfall in der deutschen Hochschullandschaft, hatte erstmals ein KPD-Mitglied eine akademische Lehrberechtigung erhalten.²³ Während der Jenaer Rektor Bruno Bauch, ein Philosoph, noch nüchtern konstatierte: „Wenn ein Dozent in der Juristischen Fakultät Rechtsphilosophie liest, kann ihm auch ein Lehrauftrag dafür erteilt werden, genau wie es für das Gebiet der Religionsphilosophie in der Theologischen Fakultät der Fall ist“, legte sein Kollege Max Wundt ein Sondergutachten vor, in dem, gar nicht weiter auf inhaltliche Fragen Bezug nehmend, vor allem scharf kritisiert wird, „dass der einzige und ausgesprochene Zweck“ der Schriften Korschs „die Propaganda für den Marxismus“ sei. Wundt hatte genau hingesehen und sich wohl generell am Tonfall besser wissender Polemik des Anderen gestört. An Korschs Werk „Quintessenz des Marxismus“, eine zu Schulungszwecken verfasste Schrift, kritisierte er scharf, dass darin „als Beispiele für unproduktive Berufe u. a. Pfaffen, Professoren, Huren“²⁴ angeführt seien. In den Augen des Ordinarius war dies nun eine mit „voller Absicht“ betriebene „Verhöhnung des akademischen Lehrstandes und gegenüber den außerakademischen Kreisen, an welche die Schrift sich wendet, eine geflissentliche Herabwürdigung desselben“. Im Stile eines Inquisitors forderte Wundt daher: „Es scheint mir deshalb mit dem Ansehen der Universität nicht vereinbar, dass Dr. Korsch einen Lehrauftrag an unserer Universität erhält, ehe er nicht über diesen Satz eine Aufklärung gegeben hat.“²⁵ Es überrascht angesichts dieser Differenzen nicht, dass auch die hochschulpolitischen Auffassungen Korschs quer lagen zu den im *corpus academicum* vorherrschenden Positionen. So hatte er im Unterschied zu fast allen seiner, wie er

²² Universitätsarchiv Jena (im Folgenden: UAJ), Best. K 390, Bl. 86f. Antrag der Fakultät vom 2. März 1922.

²³ Siehe John: Die Universität Jena in der Weimarer Republik und unter dem Faschismus. S. 261.

²⁴ UAJ, Best. M 629, Bl. 220–221. Siehe Karl Korsch: Quintessenz des Marxismus. Leipzig 1922. S. 15.

²⁵ UAJ, Best. M 629, Bl. 221.

fand, „hochverräterisch umtriebigen Kollegen“ im März 1920 aktiven Widerstand gegen den Kapp-Putsch geleistet und im Juli 1922 zu den wenigen Unterzeichnenden einer akademischen Kundgebung gegen den Mord an Walther Rathenau gehört.²⁶ Entschiedener Protest innerhalb der Akademie machte sich breit, als Korsch im August 1923 von einer kurzlebigen sozialistischen Regierung gegen den Willen von Fakultät und Universitätsleitung²⁷ zunächst zum außerordentlichen und vom 1. Oktober an zum persönlichen ordentlichen Professor für Zivil-, Prozess- und Arbeitsrecht ernannt wurde.²⁸ Nur wenige Tage später avancierte Korsch für einen knappen Monat – als „Gigant unter Parteisoldaten“ (Golo Mann) – sogar zum Justizminister des Landes Thüringen. Jetzt schäumte man im Kollegenkreis. In einem Tagebucheintrag vom 14. Oktober 1923, also zwei Tage vor Korsch's Vereidigung als Minister, wettete der Historiker Alexander Cartellieri über die Kommunisten: „Ihnen ist alles und jedes Theorie; Marxismus oder etwas davon Abgeleitetes, es fehlt Leben und Erfahrung. In der bloßen Opposition groß geworden, allein ans nein Sagen gewöhnt, verzagen sie, wenn sie vor Taten gestellt werden. Vor sich das Ungewisse, hinter sich die unzufriedenen, blind vorwärts drängenden Massen, werden sie unsicher und scheuen die Verantwortlichkeit. Die Redaktionsstube oder das Parteisekretariat, der Sitzungssaal und das Parlament sind ihre Schlachtfelder, die Zeitungen ihre Waffe [...]“²⁹

Das politische Zwischenspiel endete Anfang November 1923 jäh mit der Reichsexekution gegen Thüringen und Sachsen. Die Koalitionsregierungen aus Sozialdemokraten und Kommunisten wurden aufgelöst und durch liberal-konservative Kabinette ersetzt.³⁰ Korsch, der zur Aufstellung kommunistischer Hundertschaften gedrängt und auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung die proletarische Revolution proklamiert hatte, wurde einige Zeit in Schutzhaft genommen, dann wieder freigelassen und bald wegen Hochverrats steckbrief-

²⁶ Siehe John: Die Universität Jena in der Weimarer Republik und unter dem Faschismus. S. 255.

²⁷ In einem Sondervotum wirft Otto Koellreutter Korsch vor, „nicht wissenschaftliche, sondern parteipolitische Zwecke zu verfolgen“. Korsch's Schriften offenbarten „eine Einstellung und Zielsetzung, die sich mit dem akademischen Lehrberuf nach unserer Ansicht nicht verträgt“. UAJ, Best. K 390, Bl. 132–134.

²⁸ UAJ, Best. BA 1383, Bl. 52f.: Jahresbericht der Rechts- und Wirtschaftlichen Fakultät 1923/24.

²⁹ Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek (künftig ThULB), Abteilung Handschriften und Sondersammlungen, Nachlass Alexander Cartellieri Nr. 1/Kasten 6.

³⁰ Eine moderne Monographie zum Thema fehlt. Linksapologetisch: Hans-Joachim Krusch: Linksbürgerliche Regierungen im Visier der Reichsexekution 1923. Schkeuditz 1998; Josef Schwarz: Die linkssozialistische Regierung Fröhlich in Thüringen 1923. Hoffnung und Scheitern. Schkeuditz 2000. Siehe auch Jochen Grass: Studien zur Politik der bürgerlichen Parteien Thüringens in der Weimarer Republik 1920–1932. Hamburg 1997.

lich gesucht. Bis zu den Thüringer Landtagswahlen im Februar 1924 tauchte er in der Nähe von Weimar unter. Die genauen Umstände liegen im Dunkeln. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Reichsexekution stellte Cartellieri am 12. November 1923 mit einiger Befriedigung im Tagebuch fest: „Truppen in Jena. Badener und Württemberger. Auf dem Markt außer vielen Kollegen und Kolleginnen die guten Bürger der Stadt. Die Proleten hielten sich fern, wie mir schien [...]. Der ‚Kollege‘ Korsch soll verhaftet sein.“³¹ Auch Gerland war sich zu diesem Zeitpunkt sicher: „Korsch wird an die Universität nicht zurückkommen. Er ist zurzeit flüchtig nach der Tschechoslowakei. Wenn er wieder auftaucht, erwartet ihn hier das Ende seiner akademischen Laufbahn, es müsste denn sein, dass der Sozialismus bei uns siegreich bliebe, was nicht anzunehmen ist.“³² Die Flucht ins Ausland hatte er allerdings nur vorgetäuscht. Selbst wenn Gerland mit seiner Prognose Recht behalten sollte: Sein abtrünniger Schüler sollte in Jena wenig später wieder auftauchen und die etablierte Professorenschaft in helle Aufregung versetzen. Im Mai 1924 kehrte Korsch tatsächlich noch einmal nach Jena zurück und unternahm hier den spektakulären Versuch, gegen den Widerstand von Fakultät und Universität eine Antrittsvorlesung zu halten. Vergeblich hatte sich der „Minister im Wartestand“ zuvor darum bemüht, seine Lehrtätigkeit regulär wieder aufnehmen zu dürfen. Er war seit seiner Regierungstätigkeit „unter Verzicht auf Gehalt bis auf Weiteres beurlaubt“.³³

3. Das verschlossene Tor der Universität

Anfang Mai 1924 lässt Korsch am schwarzen Brett der Universität, in Buchhandlungen der Stadt und im Fenster der „Neuen Zeitung“ ankündigen, dass seine Antrittsvorlesung am 9. des Monats in der altherwürdigen *Alma mater* stattfinden werde. Das Thema: „Jus belli ac pacis im Arbeitsrecht“, also das „Recht des Krieges und des Friedens im Arbeitsrecht“. In Bezug auf die Jenaer befindet sich Korsch auf Kriegskurs. Inzwischen kandidiert er für den Reichstag und ist Chefredakteur des theoretischen KPD-Organs „Die Internationale“. In der Wahl vom 4. Mai 1924 verbuchen gerade die Kommunisten in Jena einen durchschlagenden Erfolg und werden mit nur wenigen Stimmen Rück-

³¹ ThULB, Nachlass Cartellieri, Nr. 1/Kasten 6.

³² Brief an Carl Nipperdey vom 12. November 1923. Zitiert nach Michael Buckmiller: Einleitung. In: Karl Korsch Gesamtausgabe. Bd. 8. S. 22.

³³ UAJ, Best. K 391, Bl. 1: Schreiben des Volksbildungsministers Max Greil an die Fakultät vom 10. 12. 1923.

stand auf DVP und SPD drittstärkste Kraft in der Stadt.³⁴ In der Universität läuten die Alarmglocken. Der Rektor Gottlob Linck, ein vorsichtiger Mineraloge, beruft rasch einen Krisenstab ein und fordert für den besagten Zeitpunkt polizeiliche Unterstützung an. Für den Fall, dass Korsch es tatsächlich wagen sollte, die Universität zu betreten, wird der Amtmann ermächtigt, alle Tore des Gebäudes zu verschließen und dem Ungebetenen gegebenenfalls mit einigen kräftigen Chargierten entgegenzutreten. Anfangs rechnet man nur mit einer Geste.³⁵ Doch Korsch meint es ernst. Als er am 9. Mai abends mit zahlreichen Anhängern erscheint, findet er die Universität verschlossen und von zum Teil mit Handwaffen und Schlagringen bewaffneten Burschenschafnern, einigen streitbaren rechten Professoren und vielen Schaulustigen umstellt. Seine Magnifizenz wacht innen. Korsch selbst, sich der Lage schnell bewusst und darauf offenbar nicht unvorbereitet, wendet sich um und hält, unter Sympathiebekundungen, aber auch lautstarkem Widerspruch seiner Gegner, kurz entschlossen eine öffentliche Rede. Das war es, was er konnte und in jenem Moment vielleicht sogar wollte. Im Gestus überlegener Polemik und des ihm eigenen doktrinären Hochmuts verkündet er wortgewaltig, dass in der „deutschen Novemberrepublik“ und der „hakenkreuzlerischen Universität des faschistischen Thüringens [sic!] die Freiheit der Wissenschaft“ keinen Ort habe. Er sei verhindert, die rechtmäßig angekündigte Vorlesung zu halten. Sein „Nieder mit der Reaktion!“ und „Hoch auf den kommunistischen Kampf für die Freiheit der Wissenschaft!“ geht bereits im lärmenden Beifall und wütendem Protest der Anwesenden unter.³⁶

Der Eklat hinterließ als „Universitätsskandal“ Spuren in der lokalen und regionalen Presse. Die politischen Lager zeigten Flagge. Während die einst nationalliberale und jetzt der Deutschen Volkspartei nahe stehende „Jenaische Zeitung“ recht emotionslos titelte: „Verhinderung der Antrittsvorlesung des kommunistischen Prof. Dr. jur. Korsch“, erinnerte das demokratische „Jenaer Volksblatt“, einst von Ernst Abbe gegründet, an den mit Korsch's Regierungstätigkeit in Verbindung stehenden „kommunistischen Putschplan“ vom November 1923. Mit einiger Genugtuung wird auch erwähnt, dass Korsch gelegentlich seines Auftritts offen bekannt habe, damals nur deshalb der Thüringer

³⁴ Wahlergebnis in der „Neuen Zeitung“ vom 5. Mai 1924.

³⁵ Die Ereignisse lassen sich neben den Akten des Universitätsarchivs vor allem aus den Berichten in den regionalen Tageszeitungen vom 10. und 11. Mai 1923 rekonstruieren. Aufschlussreich auch ein Brief Fischers an Gerland vom 15. Mai 1924. ThULB, Abteilung Handschriften und Sondersammlungen, Nachlass Heinrich Gerland, Kasten 1/Nr. 7.

³⁶ Minutiöse Schilderung des Hergangs in der „Jenaischen Zeitung“ und in der „Neuen Zeitung“ vom 10. Mai 1924.

Regierung beigetreten zu sein, „um mit Hilfe ihrer staatlichen Machtstellung am 9. November 1923 die Republik zu stürzen und an deren Stelle die Räterepublik mit Diktatur des Proletariats zu setzen“. Obwohl Korsch's Versuch der Wiedereroberung seiner akademischen Position letztlich nicht mehr als ein Akt symbolischer Politik war, ist es doch bemerkenswert, wie ernst dessen Ansinnen im bürgerlichen Lager genommen wurde, wie groß mithin die Angst vor dem Bolschewismus hier doch war.³⁷ Auch das sozialdemokratische Milieu zeigte daher nur wenig Verständnis für Korsch, gleichwohl sich dessen Blatt „Das Volk“ über die Wagenburgmentalität der etablierten Professorenschaft belustigte. Bitter beklagt und scharf getadelt wurde hier die „törichte Unterdrückung akademischer Freiheit [...]. Was der übel beratene Kultursyndikus Leutheusser³⁸ im Verein mit dem Universitätsklüngel eigentlich damit bezweckt, dass er Korsch zum Märtyrer macht, ist unverständlich.“ Die „Neue Zeitung“ schließlich, das Sprachrohr der Kommunisten, überschrieb ihren Artikel: „Die Jenaer Faschisten-Universität gegen den Genossen Korsch“ und freute sich, dass ihr Mann den „hakenkreuzlerischen Studenten eine so gründliche Abfuhr“ erteilt habe.³⁹ Man staunt, wie früh – hier von der radikalen linken Presse und von Korsch selbst formuliert – sich jene politischen Frontlinien abzeichnen, zwischen denen letztlich das parlamentarische System Weimars zerrieben wurde. Seine Vorlesung hielt der ausgesperrte Professor an diesem Abend dennoch, und zwar im Jenaer Volkshaus, das der Unternehmerprofessor und Sozialreformer Ernst Abbe zu Zwecken der Arbeiterbildung am Anfang des 20. Jahrhunderts errichtet hatte. Eine deutsche Universität von innen sah Korsch nicht wieder. Nur seinen einstigen Protegé Heinrich Gerland begegnete er noch gelegentlich in Berlin, wo man sich als Reichstagsabgeordnete noch eine Zeitlang gegenübermaß: Gerland für die DDP, Korsch für die KPD.⁴⁰

Korsch's akademische und politische Gegner hielten sich noch weiter über den *roten Ketzer* auf dem Laufenden. In den Akten findet sich ein gutes Jahr nach dem Skandal – Korsch ist von der Universität nach wie vor beurlaubt – ein Dossier, das aus der Feder keines Geringeren als des deutschen Botschafters in Moskau, Graf Ulrich von Brockdorff-Rantzau, stammt.⁴¹ Es geht um die Teilnahme Korsch's am *Allrussischen Kongress für Gesundheitsämter*. Die In-

³⁷ Zum Problem: Dirk Schumann: Politische Gewalt in der Weimarer Republik 1918–1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg. Essen 2001.

³⁸ Richard Leutheusser (1867–1945), war von 1924 bis 1928 Thüringer Staatsminister für Volksbildung und Justiz.

³⁹ Alle erwähnten Artikel vom 10. Mai 1924.

⁴⁰ Siehe Michael Buckmiller: Einleitung. In: Karl Korsch Gesamtausgabe. Bd. 8. S. 22.

⁴¹ UAJ, Best. BA 416, Bl. 118.

formationen kommen von einem Gewährsmann des Botschafters vor Ort. In dem vom Auswärtigen Amt in Berlin vertraulich über das Thüringische Ministerium für Volksbildung und Justiz an den Rektor lancierten Bericht liest man, dass Korsch als deutscher Vertreter der *Kommunistischen Internationale* zur Eröffnung des Moskauer Kongresses am 27. Juni 1925 eine „dreiviertelstündige Rede gehalten“ habe, in der er es

„für passend fand, die Deutsche Reichsregierung und das deutsche Volk maßlos anzugreifen und in der er das kommende Sowjet-Deutschland feierte und voraussagte. Er rief aus, dass noch in diesem Herbst die rote Armee Deutschlands auferstehen werde, um Sowjet-Deutschland zu errichten und dass dann die russische rote Armee gemeinsam mit der deutschen roten Armee arbeiten werde. Er brach ferner eine Lanze für die Abtreibung der Leibesfrucht und griff den § 218 an, indem er die Entfernung dieses Paragraphen aus dem deutschen Strafgesetzbuch verlangte. [...] Der Italiener und der Franzose [weitere Kominternvertreter, M. S.] sprachen kein einziges Wort gegen ihre Regierungen oder Länder. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen von den Worten dieses Hochverrätters, die ich selbst hörte, Kenntnis zu geben.“

Soweit das Dossier, das abgesehen vom nationalistischen „Hochverrats“-Muster verdeutlicht, wie ernst in deutschen Regierungskreisen jeder Hinweis auf etwaige Bolschewisierungstendenzen genommen wurde. Dabei ist die besondere Vorsicht des Botschafters von Brockdorff-Rantzau noch aus persönlichen Gründen erklärlich, war er doch im Jahre 1917 maßgeblich für Lenins geheime Reise aus der Schweiz durch Deutschland nach Russland und so auch für den Ausbruch der die innere Lage des Reiches mittelfristig gefährlich beunruhigenden Oktoberrevolution mitverantwortlich.⁴²

Korsch's Angriffe gegen die Reichsregierung galten unterschwellig auch seinen akademischen Feinden. Man fragt sich, was geschehen wäre, wenn diese ihn in seiner Professur belassen, seine Art zu lehren, zu forschen, zu agitieren, hingenommen hätten? Fraglich ist, ob Korsch überhaupt bereit gewesen wäre, eine liberale Gelehrtenkultur in ihrem konservativen Korpsgeist wie elitären Individualismus zu tolerieren. Sicher ist, dass er die Auseinandersetzung mit seinen Gegnern gesucht, dass er polarisiert und politisiert hätte, gerade innerhalb der Studentenschaft. Ohne Zweifel hätte die völkische Bewegung innerhalb der Universitäten in ihm einen unerbittlichen Gegner gehabt, gleichwohl auch er gegen die in Thüringen mit der Berufung Hans F. K. Günthers (1930) nach Jena besonders frühzeitig einsetzende nationalsozialistische Eroberung des Bildungswesens machtlos gewesen wäre.⁴³ „Gegen einen Ozean pfeift man

⁴² Siehe Werner Hahlweg: Lenins Reise durch Deutschland. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. München. Vol. 5. 1957. Heft 4. S. 307–333.

nicht an“, hatte 1933 dazu bekanntlich Kurt Tucholsky resigniert bemerkt. Vor bürgerlichen Gerichten handelte der Dispensierte noch einen Vergleich aus, der ihm bei Vorlesungsverbot sein Professorengelt weiterhin sicherte, bis 1933 auf Grund des nationalsozialistischen „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ auch dieser Anspruch erlosch.⁴⁴

Mit Blick auf Karl Korsch's kurze akademische Karriere in den unruhigen Anfangsjahren der Weimarer Republik bleibt die grundsätzliche Frage, ob Professoren politische Kämpfe ausfechten sollten oder nicht. Die Geschichte spricht eher dagegen. Als „politischer Denker und revolutionärer Akteur“⁴⁵ war Korsch, wenn auch nur im Ausnahmezustand des Herbstes 1923, zu einem „politischen Professor“ geworden, und er verkörperte in dieser Rolle in gewisser Weise sowohl den „Philosophen“, der im Rahmen seines Systems politisiert, als auch den „Politiker“, der aus praktischer Politikerfahrung oder aus „gescheitertem politischem Engagement zur Reflexion über Grundfragen politischer Ordnung“ gelangt.⁴⁶ Zu denen, die glaubten, den Generalstab, oder später, den Führer führen zu können, gehörte Korsch nie. Auch war er, anders als sein Freund Brecht, weit davon entfernt, den stalinistischen Terror zu legitimieren. Ob er in ruhigeren Zeiten auf dem Boden der Akademie einer politischen Philosophie, einer Nationalökonomie oder einem Arbeitsrecht marxistischer Einfärbung hätte Schneisen schlagen und so die traditionellen Fächer und Fakultäten herausfordern können, muss dahingestellt bleiben. In seinem Bildungsidealismus und rigorosen Aufklärungswillen, im Glauben mithin an die Idee, die mit Marx „zur materiellen Gewalt“ wird, „wenn sie die Massen ergreift“, stand Korsch dem „bürgerlichen“ Gelehrten und dem Optimismus der Wissenschaftspopularisierung des 19. Jahrhunderts womöglich doch näher als dem radikalen „Volkskommissar“, den er für kurze Zeit so glücklos mimte. Im Versuch, selbst zu führen, scheiterte er, man kann es nicht anders sagen, kläglich. Wirklich habe Karl Korsch, so meinte Golo Mann einmal, „immer geglaubt, Freiheit mit seinem Marxismus-Leninismus verbinden zu können. Ein Irrtum. Aber er meinte es gut.“⁴⁷

⁴³ Siehe zuletzt Steffen Kaudelka: Die Berufung Hans F. K. Günthers im Jahr 1930 – der Beginn der „Machtergreifung“ an der Universität Jena? In: Matthias Steinbach/Stefan Gerber (Hrsg.): „Klassische Universität“ und „akademische Provinz“. Studien zur Universität Jena von der Mitte des 19. bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Jena 2005. S. 103–126.

⁴⁴ UAJ, Best. 417, Bl. 43: Entlassungsschreiben Sauckels vom 28. Juni 1933.

⁴⁵ Siehe Keßler: Politischer Denker und revolutionärer Akteur.

⁴⁶ Siehe Ballestrem/Ottmann: Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts. S. 8.

⁴⁷ Mann: Erinnerungen und Gedanken. S. 246.

„Aber das überlegen wir uns nochmal.“
Die Inszenierung *Karl Marx: Das Kapital, Erster Band*
von Rimini Protokoll

Helgard Haug und Daniel Wetzel im Gespräch mit Henning Fülle*

Ende 2005 stand der Titel: „Karl Marx: Das Kapital, Erster Band“. Ein Theaterabend, zu erarbeiten für mehrere deutschsprachige Schauspielhäuser und das Berliner Hebbel am Ufer (HAU). Ende 2006 saßen wir mit einem bunten Haufen Menschen, die keine Schauspieler waren und dennoch Protagonisten dieses Theaterabends sein sollten, vor einer Schrankwand, 12 Meter breit und vier Meter hoch, zusammengeschraubt aus Stahl, Türen und Möbelresten, im vierten Stock des Düsseldorfer Schauspielhauses, darin – neben vielen privaten Büchern und Objekten – ein Auszug aus Christian Sprembergs Plattensammlung und 300 Exemplare des ersten Bands. Wir konnten unten auf der Bühne proben, fünf Tage später war Premiere, aber die Schrankwand war zu schwer für den Aufzug hinunter.

An diesem Tag sagte Thomas Kuczynski endlich, was während eines Jahres keiner so gesagt hatte: Die Idee, *Das Kapital* inszenieren zu wollen, ist total verrückt. Verrücktes ist ja auch für Kuczynski nicht gleich ein Ärgernis, im

* Seit dem Jahr 2000 arbeiten die Regisseure Helgard Haug, Stefan Kaegi und Daniel Wetzel unter dem Namen „Rimini Protokoll“ zusammen. Die Inszenierung „Karl Marx: Das Kapital, Erster Band“ von Helgard Haug und Daniel Wetzel hatte am 4. November 2006 am Schauspielhaus Düsseldorf Premiere und wurde seitdem überaus erfolgreich an mehreren deutschen (Hebbel am Ufer, Berlin, Schauspiel Frankfurt, Kampnagel Hamburg, Residenztheater München u. a.), aber auch auf internationalen (Zürcher Schauspielhaus, Kunstenfestival des Arts Brüssel, Theaterfestival Modena, u. a.) Bühnen gezeigt, 2007 mit dem Mülheimer Dramatikerpreis und dem Mülheimer Publikumspreis ausgezeichnet; für die Hörspielfassung wird den Regisseuren im Juni 2008 der renommierte „Hörspielpreis der Kriegsblinden“ verliehen. Soeben (März 2008) erhielten sie gemeinsam mit dem dritten Mitglied von Rimini Protokoll, Stefan Kaegi, den „European Theater Prize for New Theatrical Realities“ in Thessaloniki. Zum Theaterkonzept von Rimini Protokoll siehe: Miriam Dreysse, Florian Malzacher (Hrsg.): Experten des Alltags. Das Theater von Rimini Protokoll. Berlin 2007. Zum Kapital-Stück siehe dort Hans-Thies Lehmann: Theorie im Theater. Anmerkungen zu einer alten Frage. S. 164–182. – Die Fragen im hier dokumentierten Gespräch stellte der Dramaturg und Marx-„Experte“ Henning Fülle (Berlin). (Anm. der Red.)

Gegenteil. Aber wenigstens für diesen Moment war Kuczynski sehr, sehr ärgerlich. Dennoch: viel schwerer als die Misere, dass wir zum ewigen Verbleib auf der Probebühne verdammt schienen, wog, dass wenige Tage vor der Premiere und nach einigen Wochen gemeinsam verbrachter Zeit schmerzlich spürbar geworden war, dass auch der Text zu groß und schwer war, als dass wir ihn als Text hinunter bekämen auf die Schauspielhausbühne. Es war nun endgültig, dass dieser Text seine Rolle spielen würde, wie alle anderen Anwesenden auch, bei einem Theaterabend, dem er aber den Titel gab. Für diesen Moment stockte alles: Stagnation, Zorn und Abschied von Hoffnungen. Dann kam das Theater wieder zu Kräften. Kuczynski sollte bei jeder Aufführung zornig sein, für einen Moment inmitten des Abends, nachdem das Regalmonstrum wie von Geisterhand in zwei Hälften zerbricht, aus dem Spalt und einer großen Nebelwolke steigen und stinksauer erneuern, was er eben gesagt hatte: Karl Marx' *Das Kapital* auf die Bühne zu bringen, ist eine total verrückte Idee. Das tat er dann auch. Nur kann er nicht jedesmal öffentlich verärgert sein, und er wirkt auch auf der Bühne stets, als sei er auch sonst nicht bereit, sich über das Maß hinaus, das man auch Einstellung nennen könnte, zu verstellen.

Anfang März 2008 sitzen wir mit dem Dramaturgen Henning Fülle zusammen und schlagen das Buch noch mal ganz vorne auf. Es ist überschrieben, vermalt, voller Anmerkungen – es ist unser Arbeitsbuch, nicht *Das Kapital*:

Henning Fülle: Die erste Frage ist natürlich, wie ihr auf den Stoff, auf das Thema, auf DAS BUCH gekommen seid. Die Antwort darauf scheint mir hinter dem, was ich dann gesehen habe, verschwunden zu sein, das transparente Motiv sozusagen.

Haug / Wetzl: Es gibt viele Gründe dafür – aber ein früher Moment war, als wir mal auf einem Spielplatz saßen. Da sind Besitz und Teilen, Eigentum und eine Ökonomie des Teilens große Themen, weil die Verteilung der Spielzeuge ungleich ist und die Spielzeuge der anderen meist interessanter sind.

Man schaut quasi zu beim Entstehen der Grundzüge des ökonomischen Denkens: es gibt ein Nehmen und ein Geben, Tausch, Angebote, aber auch Aneignungen, es gibt einen Kurswert. In völliger Unkenntnis der Literatur haben wir uns dann für das Abenteuer entschieden und stellten uns vor, wie es wäre, vor der Kulisse eines Kinderspielplatzes *Das Kapital* öffentlich zu lesen oder Blätter zu machen mit Zitaten und sie an die Eltern auszuteilen.

Auch die Frechheit, dieses Buch zu ‚inszenieren‘, hat uns gereizt. Und ganz einfach die Vorstellung, dass im Spielplan deutscher Schauspielhäuser neben

‚Faust‘, ‚Der Sturm‘ und ‚Gott des Gemetzels‘ ‚Karl Marx: Das Kapital, Erster Band‘ stehen würde ...

Ein weiterer Reiz war, dass wir es beide nicht gelesen haben. Sodass der Arbeitsprozess selbst als Prozess des Lesens gesehen werden musste. Da stand die Frage im Vordergrund, wer den Text denn überhaupt kennt, wer ihn auf welche Art und unter welchen Vorzeichen gelesen hat, wer ihn jetzt liest und aufsucht. Und was diese Leute sagen, wohin sie mit der Lektüre gekommen sind. Für uns als Theaterleute ist außerdem immer die Frage wichtig, was Text auf der Bühne bzw. von der Bühne herab überhaupt leisten kann und was Formen sind, in denen er stattfinden kann. Dazu wollten wir fragen gehen und zuschauen.

Henning Fülle: Das ist eines eurer Arbeitsprinzipien! Die ergebnisoffene Recherche, die zu einer Art Logbuch führt, welches dann wieder zum Material für euer Stück wird.

Haug / Wetzel: So gehen wir z. B. auch Formel-1-Rennen anschauen und wenden also das journalistische Prinzip auch auf den Text an. Es ist nicht so, dass wir uns ein Jahr lang zurückziehen, uns durch das Buch ackern und hinterher den Clou haben, was wir damit auf der Bühne machen können. Wir brauchen das Gespräch, die Auseinandersetzung mit Menschen und ihren Biographien. Sie haben – auch ohne es immer gleich zu merken – einen enormen Anteil an den Ideen, mit denen wir von der Autoren- und Regie-Seite das Stück bauen, in dem sie sich wiederfinden.

Wir wollten uns auch für die Gespräche unsere Naivität dem Text gegenüber bewahren, auch wenn das bisweilen ziemlich unangenehm war und wir eben zunächst nicht aus dem Text heraus kontern konnten. Andererseits hat diese Strategie auch Leute zum Stück geführt, die, hätten wir das Buch vorher gelesen, nicht ins Projekt gefunden hätten.

Henning Fülle: Wie habt ihr die gefunden?

Haug / Wetzel: Der erste, den wir überhaupt getroffen haben, war ein Tankwart. Der hat zum Beispiel auf die Frage nach seinem wirtschaftlichen Erfolgsrezept den schönen Satz gesagt: „Ich gebe da einfach nur Vollgas – mehr mache ich da nicht.“ Es gab dann irgendwann zwei klar unterscheidbare Suchstrategien: zum einen haben wir nach Menschen gefahndet, die Experten für das Buch sind und zum anderen nach Menschen, die Experten für die Prozesse

sind, die in dem Buch in isolierter Form vorkommen oder mit denen man, mit dem Buch in der Hand, über ihre Arbeit, über ihre Perspektive sprechen kann. Dazu haben wir dann doch zu lesen begonnen. Was wir nicht geschafft haben, war, mit dem Einen zum Anderen zu gehen. Also das Gespräch mit dem Marx-Exegeten und dem Tankwart zu initiieren. Teilweise haben wir es versucht. Z.B. haben wir versucht, Hans Backhaus aus Frankfurt am Main, der uns sehr fasziniert hat, mit Ökonomen von der Deutschen Bank oder auch von der Metzler-Bank zusammen zu setzen. Aber Backhaus hat sich geweigert – er sagte: „Das macht überhaupt keinen Sinn! Was soll ich mit denen reden? Die haben überhaupt keinen Begriff vom GELD – diese Leute sind ökonomisch und philosophisch ungebildet, welchen Begriff ich auch immer benutze, die kennen den ja gar nicht. GELD! Die haben ja keine Ahnung, was Geld ist!“

Es war vertrackt: Wir trafen bei den Marx-Experten, flapsig gesagt, Wühler und Hätschler. Die Hätschler waren in der Überzahl und alle nicht bereit, auch nur einmal den jeweiligen Band aufzuschlagen, es sei denn beim Anfangs- oder Schluss-Satz, und konkret an welcher Stelle auch immer zu zeigen, wo die Lektüre denn einen Schwung ins Heute bekommen könnte, wo der Text zubeißt oder Material liefert für uns heute. Die Hätschler behielten die Hand auf dem Band, trommelten zärtlich mit den Fingern darauf und sprachen so allgemein von seiner immensen Bedeutung und Tragweite und Dichte. Aber wir wollten da reingeführt werden. Einige haben dann die ersten Zeilen vom Anfang vorgelesen oder uns gesagt, dass die ersten drei Kapitel vom Ersten Band sowieso erst nicht missverständlich gelesen werden könnten, wenn man sich das nötige Rüstzeug dazu am Ende vom Dritten Band erarbeitet hat. Die Wühler waren häufig die Theatraleren – die präsentierten, wie z.B. Backhaus oder auch Fetscher, aber auch einige Leute von der MEGA, Spezialprobleme, mit denen sie sich schon so ausgiebig befasst hatten, dass der Diskurs, den wir auf der Bühne unternehmen konnten, ihnen nicht genug Raum verschafft hätte. Zu den Wühlern gehörten auch sehr viele Leute, die in Lesegruppen bzw. in politischen Gruppen sind und *Kapital*-Lektüre aktuell betreiben.

Für uns hat sich aber recht früh herausgestellt, dass wir uns umso weiter von dem Tankwart und seiner wirtschaftlichen Realität fortbewegen, je mehr wir uns mit dem Buch und seinen Kennern beschäftigen.

Henning Fülle: Das bringt mich zurück zu eurem Motiv. Wenn es nun aber um die Strukturen von wirtschaftlichem Handeln, der Logik wirtschaftlicher Prozesse, Marktprozesse, Tauschprozesse, ökonomische Prozesse ging, hätte es ja eigentlich nahe gelegen, einen Klassiker zu nehmen, der die bürgerliche Öko-

nomie beschreibt. Diese Klassiker kennt kaum jemand, so was wie Schumpeter, Walter Eucken ... , die in ihren kategorialen Apparaten, in ihrer Analytik viel näher an dem, was heutzutage aktuell ist, wie die Börse, Kapitalverwertung, Arbeitsökonomie, dran sind. Denen geht es vielmehr darum, die Prozesse so zu beschreiben, dass sie einen prognostischen Wert bekommen. Die Frage ist, ob durch das *Kapital* eher die Lust an der Provokation geweckt wird?

Haug / Wetzel: Eher an der Projektion, die man ja selber hat. Auf Schumpeter projiziert keiner was. Bei Karl Marx, *Das Kapital*, passiert sofort etwas, das zumeist nichts mit Wissen zu tun hat. Ähnlich gehen die Leute auch in ein Stück. Die einen können es sofort einordnen, haben es gelesen, die anderen kennen es irgendwie, die anderen kennen nur die Straße, die nach dem Autor benannt ist; ähnlich der Bibel oder dem Koran, die auch wunderbare Projektionsflächen bieten. Du hast das Gefühl, du kannst es einordnen und hast es oft nie oder nie richtig gelesen. Ein kurzer Zwischenschritt zwischen unserem Projekt zu Schillers „Wallenstein“ und diesem hier war die Überlegung, Guy Debords „Gesellschaft des Spektakels“ zum Gegenstand einer Arbeit zu machen, aber da hätten wir uns, statt ihn in der Gesellschaft suchen zu gehen, wiederum zum Anwalt des Textes machen müssen, weil ihn praktisch keiner kennt.

Henning Fülle: Wie lange habt ihr recherchiert?

Haug / Wetzel: Ein dreiviertel Jahr haben wir Recherche betrieben, unterbrochen von anderen Projekten und Gastspielen. Hauptsächlich haben wir in Zürich, in Frankfurt, in Düsseldorf, in Berlin gesucht. Wir waren zum Beispiel bei der Chorprobe des Zürcher Eisenbahner-Chors, bei der Hauptversammlung der Deutschen Bank (wo der Versammlungsleiter seine eigene Versetzung aus dem Vorstand in den Aufsichtsrat samt Abfindung für ausfallende Gehälter als Vorstandsmitglied absegnen ließ, sein Name klingt fast wie „börsig“); wir haben dem Kommentator beim „Sparkassen-Renntag“ auf der Düsseldorfer Pferderennbahn zugehört, wie er das sogenannte „Kapital“-Rennen kommentiert; wir sind mit der Düsseldorfer Montagsdemo mitgelaufen (die mussten auf dem Bürgersteig gehen, weil sie zu Wenige waren); wir haben die Gästebücher im Karl-Marx-Haus durchgeblättert mit einer Chinesin, die uns die zahlreichen chinesischen Grußbotschaften an den „Alten Herrn Marx“ übersetzt hat (eine schöne Redewendung in China ist „Marx Sehen“, das heisst Sterben); wir waren bei der Metzler-Bank und bei einer Beratungsstelle für Frauen, die als

Prostituierte arbeiten wollen; in der Fabrik waren wir sowieso (wo Spielautomaten hergestellt werden), im Pfandleihhaus, bei Verlagen und so weiter. Aber vor allem haben wir natürlich mit Leuten gesprochen, zum Beispiel dem „Lachsack“, einem Mann, der immer, wenn die Leute ihm Geld in den Hut werfen, lang und schrill lacht. Er sagt, er hat das von einem indischen Lach-Lehrer gelernt, aber auch mit Bankern, Politikern, Leuten wie Dr. Jürgen Schneider einerseits und Dr. Michael Heinrich andererseits.

Henning Fülle: Von den Marxologen habt ihr nur einen auf der Bühne?

Haug / Wetzel: Na ja, es gibt einen mit weißem Bart und einem Namen in der Szene, aber vier, die den Band mehrfach durchgearbeitet haben. Talivaldis Margevičs, ein lettischer Filmemacher und studierter Journalist und Historiker. Zum Studium Generale in Riga und Petersburg gehörte eben auch die *Kapital*-Lektüre, das heißt, bei ihm war die Lektüre immer mit Druck und Widerwillen verbunden. Aber es gibt bei ihm auch die Episode von dem Professor in Petersburg, der ihm signalisiert hat, er solle sich nicht so anstrengen und diesen Text so inkorporieren und phatisch nachplappern, man könne sich auch in einer gesunden, aber nicht so plakativen Distanz dazu bewegen und ganz gut überleben.

Dann gibt es Jochen Noth, der derzeit als Unternehmensberater Firmen im Austausch zwischen China und Deutschland betreut und der den Text während seiner Zeit beim Kommunistischen Bund Westdeutschland eher wie eine Bibel benutzt hat, und dann in Richtung Maoismus abgedriftet ist, bis er selbst einige Jahre in China gelebt hat und dort angesichts der brutalen Auswirkungen des dortigen Systems auf das Leben der Menschen begonnen hat, sich Distanz dazu zu erarbeiten. Aber in seinem Arbeitszimmer stehen viele, viele Bücher aus der Zeit immer noch im Regal und Aktenordner voll mit Dokumenten aus seiner politisch aktiven Zeit Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre. Täglich kam er mit anderen Fundstücken daraus, das Projekt wühlte lange stillstehende Schubladen und Regalbretter wieder auf und im Ergebnis hat er dann zwei Rollkoffer „fromme Literatur“ und auch den gesammelten Stalin „in die Produktion entsorgt“, sie sind Teil des Bühnenbilds geworden und sein Kopf lugt in einem Spezial-Regalfach ab und zu dazwischen hindurch. Auch Kuczynski kam mit einem Rollkoffer an und seinen Kopf sieht man ab und zu zwischen allen Ausgaben vom Ersten Band, wie sie sonst in seinem Regal stehen. Aus Gewichtsgründen hat die Abteilung Requisite den MEGA-Anteil der ca. zwei Meter mittlerweile nachempfunden.

Auch gelesen hat ihn Ulf Mailänder, Coach und Autor, der im Stück in die „Sprachmaske“ des Hochstaplers Jürgen Harksen schlüpft und dessen Perspektive zum Thema Gewinnmaximierung erzählt. Für Harksen hat er auf Basis von Interviews dessen Autobiografie geschrieben, „Wie ich den Reichen ihr Geld abnahm“, ein Buch, das haftverlängernde Wirkung hatte, weswegen wir überhaupt auf die Idee kamen, die Betrüger-Figur mit jemandem zu besetzen, der die Zuschauer für eine Strecke auf der Ebene betrügen kann, auf der zuvor Sicherheit entstanden ist: ‚Diese Leute sind und sagen, was sie meinen‘. Es passiert ihnen genau das, was den Investoren mit Harksen passierte, sie investierten aus einem Gefühl heraus und dann kommt die Wahrheit und weil die nicht passt, investieren sie teilweise sogar noch etwas mehr und glauben, dass er *kein* millionenschwerer Mann sei, das sei die Lüge.

Da sind also versammelt: Margevičs, der den Text widerwillig als Staatsdoktrin büffelte, doppelt fleißig, weil er als in Lübeck geborener Lette in der UdSSR schlechte Aufstiegschancen hatte; Noth, der den Text in Heidelberg und China als non plus ultra durcharbeitete und nun beim Gang durch sein damaliges Exemplar nicht nur untypisch sorgfältige Unterstreichungen, sondern auch kleine schweinische Skizzen auf der Rückseite von Sit-In-Flugblättern entdeckt – und Mailänder, der das *Kapital* nicht in den K-Gruppen, sondern eher in den 80ern gelesen hatte, bevor er es in dem besetzten Haus, in dem er wohnte, mit einem vergoldeten Nagel an die Wand hämmerte. Verglichen mit diesen drei anderen Text-Kennern ist der zweite im Osten sozialisierte, Thomas Kuczynski, derjenige, der nach wie vor im Text und am Text verharrt und an dessen Substanz bis heute arbeitet. Als Theaterwissenschaftler würde man sagen, er lotet den Text performativ aus, indem er sich mit seinen Bruch- und Sollstellen beschäftigt. Weil es den einen Text speziell in diesem Falle ja nicht gibt. Er steht für uns auch für eine ganze Reihe spannender Begegnungen mit Mitarbeitern der MEGA. Dann gibt es einen fünften Kenner der „Materie“: Während der Inszenierung liest der Blinde, Christian Spremberg, im *Kapital* – aber in der Blindenausgabe. Er arbeitet sich also Abend für Abend mit seinen Händen durch den Text und macht den Vorgang des Lesens zu einem manuellen, da geraten Handwerk und Arbeit der Lektüre in eins. Und es gibt zwei Leute, die aktuell mit dem Lesen begonnen haben: Der junge Kommunist Sascha Warnecke, dem man anmerkt, dass das, was sich da sprachlich, ökonomisch und philosophisch ereignet, ihm nicht hilft bei seiner ganz konkreten politischen Arbeit. Das hängt zu hoch, das ist irgendwie zu kompliziert, weil eben Kritik der politischen Ökonomie. Das findet Ralf Warnholz auch, der enttäuscht von den Kungeleien aus der Gewerkschaft ausgestiegen

ist, bei uns eher als Allegorie des Arbeiters, der am Spielautomat Kapitalist spielt, auftritt. Nach dem ersten Treffen (da haben wir bei einer Sitzung seiner Selbsthilfegruppe ehemals Spielsüchtiger mitgemacht) ging er in den Buchladen und kaufte sich die Pflasterstein-Ausgabe, las ein bisschen, pfefferte sie weg und sagte „So'n Quark“. Als er das dann erzählte, war er genommen. Aber vor allem in Auseinandersetzung mit Kuczynski, der für ihn anfangs nur rote Tücher schwang, fing er dann wieder an und liest – auf der Nachtschicht in der Bereitschaft.

Insofern sind da schon relativ viele Marxologen, die sich aber leider auf der Bühne nicht streiten.

Henning Fülle: Es passieren keine alten Fehden? Wenn man die Linie Kuczynski und Noth, den Gewerkschafter und dann noch den lettischen Filmemacher betrachtet, sind das historisch gesehen Linien, die sich heftig bekriegt haben.

Haug / Wetzel: Natürlich gab es Konflikte und Vorbehalte, aber das hatte keinen Bestand gegen das, was dann eigentlich einsetzt, nämlich, dass in zwei Wochen Premiere ist und es noch nichts zu zeigen gibt – was machen wir jetzt?! Und das Erlebnis, gemeinsam an etwas Neuem zu arbeiten und den Freiraum einer Bühne nutzen zu können, ist auch einfach stärker, als sich auf Streit zurückziehen zu können. Etwas Schönes ereignet sich bei solchen Projekten immer eher auf der Hinterbühne: Die Leute beginnen, einander zu verstehen, es entwickelt sich eine Gruppe mit verschiedenen Gesprächsverläufen, die sich über die Monate hinweg fortsetzen. Das sind kleine Stücke für sich. Für Theatermacher mit anderen Bedürfnissen wäre da auch ein wichtiger Zwischenschritt zum Theater-Spielen auf der Bühne. Uns interessiert das eher privat und auf der Bühne wollen wir die Differenz erhalten, das Unvereinbare und auch lieber die normale Verkrampfung, mit der wir so herumlaufen, statt lauter gelockerte, gut atmende Theaterspieler auf der Bühne zu versammeln. Es gibt bei uns auch keine dieser sonst üblichen Lockerungsübungen und alle Formen des programmatisch Kollektiven sind uns suspekt; wir arbeiten an Stabilisations-Strategien gegenüber den Einzelnen, wie sie da zur Tür hereingekommen sind zu Beginn des Arbeitsprozesses.

Henning Fülle: Ist das Zeitmaß von zwei Wochen real?

Haug / Wetzel: Na ja, wir haben drei Wochen richtig geprobt. Proben heißt, es sind alle da. Bei diesem Stück muss man ‚fast alle‘ sagen, denn zwei kamen

doch ziemlich spät mit ins Team: Ulf Mailänder eine Woche und Sascha Warnecke zwei Tage vor der Premiere ...

Vor dem Beginn der ‚Gesamtproben‘ haben wir aber schon mit Einzelnen gearbeitet. Wir probieren viel aus, lassen viel stattfinden und arbeiten nicht in einen Setzkasten rein, der vorher schon besteht. Das ist ja die große, na ja Lust kann man es nicht nennen, das große Interesse gewesen, mit einem Text zu arbeiten, der einen so erstickt, dass man sich in anderer Form einen Umgang damit überlegen muss, als den, zu versuchen, ihn in seiner Fülle oder Gänze gerecht zu werden, oder ihm „treu“ zu sein, wie das der Bundespräsident mal angemahnt hat. Das war von vornherein ausgeschlossen. Die Unmöglichkeit, dem Text einfach zur Wirkung zu verhelfen, erzeugte übrigens eher Spannungen in Richtung der ‚Entscheider‘. Egal ob im Westen oder im Osten sozialisiert, gab es eine unausgesprochene Antipathie, die sie alle geteilt haben: nämlich gegenüber ‚Entscheidern‘. Gegenüber Leuten, die einem sagen wollen, was die gute Sache wäre und wie es richtig wäre, in dem Fall also gegenüber uns. Damit haben wir immer und sofort auf die unterschiedlichste Weise subversive, nicht leicht erkennbare Gegenstrategien provoziert. Du kannst bei Leuten, die soviel Marx in sich aufgenommen haben und eine derartige Geschichte haben, als eigentlich Liberaler im Kommunismus, wie Margevičs oder 68er oder Kuczynski nicht sagen: das ist gut und deswegen machen wir das jetzt – und dann macht er das. Dagegen gab es ein inneres Sträuben bei fast allen, etwas gewachsen, instinktiv Politisches, das sie alle teilen und dem wir uns gegenüber sahen.

Henning Fülle: Der Modus der Kritik beruht auf einer möglichst umfassenden Aneignung des Gegenstandes, und zwar sowohl was seine materielle Dimension angeht, wie macht ihr das eigentlich. Marx hat sich von Engels wirklich erklären lassen, wie die Buchhaltung abläuft, was die Rohstoffe kosten, die Löhne. Das ist ein Rechercheprozess wie er im Buche steht und das Ergebnis läuft auf was ganz anders heraus. Marxens Anspruch ist ja, dass das Ergebnis seiner Recherche möglichst umfassend ist, dass es auch keine blinden Stellen mehr gibt und keine Fehler in der Herleitung der ganzen Dinge. Ein komplettes Panorama, um dann die zugrunde liegende Struktur von der Elementarform der Ware zu rekonstruieren als einen theoretischen Vorgang. Diese wissenschaftliche Anstrengung dient dazu, dass die Akteure die Theorie so verstehen, dass sie den ganzen Krempel in die Tonne treten können. Das ist auch ein hochmoralischer Vorgang. Die Befreiung des Proletariats und die Befreiung des Menschengeschlechts ist das letzte Ziel der ganzen Anstrengung. Gibt es eine ähnliche Anstrengung bei euch?

Haug / Wetzel: Den moralischen Vorgang gibt es nicht – das kann man mit Theater so nicht einfach übernehmen. Wir machen uns nicht zum Transporteur des Anliegens eines Textes. Er spielt eine Rolle, wie die anderen auf der Bühne auch. Unsere Anstrengung ging einen Schritt *hinter* das Anliegen des Textes – was *ist* so ein Buch überhaupt und was heißt *Lesen*, was ist das, so ein Buch zu lesen. Das ist die erste politische Dimension, um die es in unserem Projekt geht. Und deswegen sind wir auch fragen gegangen, statt zu lesen. Und deshalb war es für uns ein großer Spaß, aber auch ein Anliegen, das so konkret wie möglich zu kriegen. Da wird ungefähr in der Mitte des Abends der Band 23 der MEW an alle Zuschauer ausgehändigt und später geht das Licht an und es wird konkret darin gemeinsam gelesen, für einem Moment. Aber es gab eingangs einen deutlich didaktischeren Ansatz als im Ergebnis. Und dann merkten wir, dass das ganze Unterfangen für uns nur Sinn macht, so lange die Arbeit sich an den Menschen orientiert, an dem, was sie zu erzählen haben, nicht an dem, was gedruckt steht. Das war schwierig, denn damit bekamen wir den Sozialismus nicht von den Schuhen gekratzt, der steht zwischen unserem gelebten Leben und dem Text. Dabei war ein Beweggrund, sich auf den Text einzulassen, neben blanker Neugierde auch eine „Unschuldsvermutung“. Aber mit dem Gang zu den Lesern haben wir uns sozusagen mindestens von Marx zu Engels bewegt, den Marx ja gefragt hat, wenn es mal um die Situation des Einzelnen in der Fabrik ging. Die Menschen brachten Struktur mit, durch das, was sie erzählen. In dem Maße, wie wir uns von diesem Material leiten ließen, waren wir dann auf der Suche nach einer Dramaturgie, die die Erzählungen fasst und uns die Möglichkeit gibt, das als Stück zu organisieren. Um diesen Gegensatz zwischen Kritik der politischen Ökonomie und Betrachtung des eigenen Lebens in die Schwebelage zu bekommen, haben wir den teils auch verlustreichen Reißschwenk von der Struktur des Textes auf die Chronologie vollzogen, vom Gelesenen zum Leser: Wer von den Anwesenden hat 1944, 1968, 1974 und so weiter was gemacht. Wer der Anwesenden hat Aktien, wer war im Gefängnis, wer in einer Kirche und wer in einer Partei. Alle Versuche, sich von der Argumentation und auch der Kapitelstruktur im Ersten Band leiten zu lassen fielen dabei nach und nach fast vollständig weg – auch aus Gründen der Aufmerksamkeits-Ökonomie, die im Theater eben eine völlig andere ist als zwischen Buch und Leser. Wir haben mit dem Statistiker Kuczynski nie zu quantifizieren versucht, wieviele Minuten ein Zuschauer „wirklich“ dabei sein kann während zwei Stunden, aber dass er mindestens 1500 Stunden bräuchte, um den Band „wirklich“ zu lesen, also ein ganz normales Arbeitsjahr inklusive sechs Wochen Urlaub, das rechnet er in der Einleitung vor.

Henning Fülle: Gab es Konflikte, die zu einem Ausstieg von Protagonisten geführt haben?

Haug / Wetzel: Es ist keiner ausgestiegen, aber es gab Strecken des großen Zweifels und es sind einige letztlich lieber nicht eingestiegen, wie z. B. alle, die eher von der Charaktermaske des Kapitalisten her gesprochen hätten. Wir haben mit einer ganzen Reihe von Bankern geredet, aber auch Groß-Erben, ehemalige Vorstandsmitglieder – spannende Personen, teils auch mit *Kapital*-Kenntnis. Es gibt da aber eine andere Form von Etiketten-Bewusstsein und Risikodenken. Bei anderen hat es nicht geklappt, weil sie wie Harksen zum Beispiel im Gefängnis waren ... Teilweise wollten sie mit Theater lieber nichts zu tun haben, vielleicht haben wir da auch das falsche Auftreten. Es gab, apropos Ausstieg, eine Person, die sehr gern mitgemacht hätte, Lolette, die in Berlin als selbständige Prostituierte arbeitet, die sich aber nicht entschließen konnte, ihren „Laden“ für ein paar Wochen zuzuschließen. Sie wurde dann eine wichtige Stimme in dem gleichnamigen Hörspiel, das wir später mit überwiegend denselben Leuten gemacht haben. Dafür haben wir zwar manche Aufnahmen von allerersten Begegnungen verwendet – die eine Frische haben, die mit der geringsten Theater-Arbeit sofort verfliegt –, aber vor allem war es uns ein Bedürfnis, nach all dem Zeile für Zeile Durchgearbeiteten und in eine feste Form Geratenen des Theaterstücks, die Leute nochmal anders zur Sprache zu bringen und die Leute aufzunehmen, wie sie sich mittlerweile zum Lachen bringen konnten, streiten und überhaupt in spontanen Gesprächs-Momenten, die für das Theater eben undenkbar sind, weil unwiederholbar und manchmal auch nur sinnvoll in dem direkten Zusammenhang, den das Hörspiel anbietet: Vom Mund zum Ohr, durch einen Apparat vermittelt, der beiden ihren eigenen Raum lässt. Diese Aufnahmen entstanden in kleineren Runden am Küchentisch mit ein paar ausgeliehenen Mikrofonen, auf der Hinterbühne und in Garderoben während Aufführungen, in der Hotelbar – und eben in der Begegnung mit Lolette, die nun das alles nicht mitmachen hatte können und so den anderen prima zuhören konnte und dann fragen: „Um was geht es denn hier überhaupt, ich verstehe nur Bahnhof!“

Henning Fülle: Wenn die Seite der Protagonisten betrachtet wird, kann man feststellen, dass das jedenfalls alles Leute sind, die per Wissenschaft oder per politischem Engagement mit dem Text in Berührung gekommen sind. Da findet man auch eine Struktur heraus, sprich der Marxologe, der aus der DDR-Tradition stammt, ein 68er, der aus der westdeutschen Tradition stammt, je-

mand der aus dem Einflussbereich der Sowjetunion stammt und ein Gewerkschafter, der vom Ursprung her aus der Arbeiterbewegung kommt. Das klingt dramaturgisch sehr genau gesetzt und strukturiert. Hat diese Überlegung eine Rolle gespielt bei der Auswahl der Protagonisten?

Haug / Wetzel: Es ist nicht so, dass wir am Reißbrett sagen, wir brauchen den, den, den und den. Wir fahren einfach hin, fragen jemanden, lernen und erfahren etwas. Es gibt Begegnungen, bei denen zündet es und wir kapierten plötzlich, was für ein Stück es werden kann. Die zündende Idee kommt oft über die Person selber. Das kannst du nicht planen, das ist wie wenn du an Sylvester eine gute Party haben willst.

Henning Fülle: Das mit den Bühnenbild habt ihr aber vorgegeben?

Haug / Wetzel: Ja und auch die Freiräume, die von den Protagonisten aufgefüllt werden sollten, waren vorgegeben. Es war klar: Es geht um ein Regal, zusammengeschaubt aus vielen alten Möbeln, mit vielen Büchern, aber vor allen den dreihundert Ausgaben vom *Kapital*, die dann im Laufe des Stücks an die Zuschauer verteilt werden. Ein Regal, in dem man aber auch sitzen kann, in dem man seinen Kopf zwischen die verschiedenen Ausgaben vom *Kapital* stellen kann, in dem es spukt, das ein Eigenleben hat, viel Geschichte, aber auch Platz für den Mosel-Rotwein, der mit dem Konterfei von Marx in seinem Geburtshaus in Trier verkauft wird. Viele Ordner stehen da, Bücher unserer Protagonisten, Noth hat seinen Stalin in das Regal „entsorgt“ und Sprembergs Plattensammlung hat in kleiner Auswahl auch einen Ort gefunden, gleich neben dem schwarzen Panther und in der Nähe einer lettischen Ausgabe von „Mein Kampf“ vom Schwarzmarkt in Riga, die dort 20 Mal weniger kostet als die russische Ausgabe vom Ersten Band von *Das Kapital*.

Henning Fülle: Das Stück wird Anfang Mai zum 50. Mal gespielt, es hat sich im Laufe der Aufführungen verändert, es wurde mit dem Mülheimer Dramatikerpreis ausgezeichnet und hat in der Theater- und Verlagsszene eine ziemlich emotional geführte Debatte über Dramentexte ausgelöst – wie geht es weiter?

Haug / Wetzel: Für den zweiten Band gibt es das Konzept, ihn in der Oper singen zu lassen, wahrscheinlich auf die Partitur der „Meistersinger“. Aber das überlegen wir uns nochmal.



Ästhetische Debatten
Zur umstrittenen Autorschaft von Marx
am Artikel „Aesthetics“
in der *New American Cyclopædia*

Gerald Hubmann

Klaus von See
zum 80. Geburtstag

Im Zuge der editorischen Arbeit am MEGA[®]-Band I/15¹ wurde erneut die Frage nach der Autorschaft von Marx an dem Artikel „Aesthetics“ im ersten Band der *New American Cyclopædia*² (NAC) aufgeworfen, ein seit langem kontrovers diskutiertes Problem, das nun einer Entscheidung zugeführt werden muss. Eine Rekonstruktion der bis in die frühen 1930er Jahre zurückreichenden Debatten zeigt indessen, dass die Kontroversen um den Artikel keineswegs nur aus textphilologischen Motivationen geführt wurden, sondern in Kontexten kunstphilosophischer und politischer Auseinandersetzungen um eine marxistische Ästhetik standen. Bevor auf diese Diskussionen eingegangen wird (III, IV), soll nach einer kurzen Darstellung der historischen Ausgangslage (I) zunächst der Artikel selbst analysiert werden (II); diese Autorschaftsuntersuchung – die primär nicht mit äußeren Indizien operiert, sondern nach inhaltlichen Kriterien verfährt – wird klar zeigen, dass Marx *nicht* als der Verfasser des NAC-Beitrages anzusehen und der Beitrag auch nicht als Dubio-

¹ Der an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften bearbeitete Band I/15 wird die Werke, Artikel und Entwürfe von Marx und Engels aus der Zeit von Januar 1856 bis September 1857 enthalten: neben ihrer Korrespondententätigkeit für die *New York Tribune* die zahlreichen Lexikonbeiträge für die „New American Cyclopædia“ sowie die „Revelations of the diplomatic history of the 18th Century“.

² George Ripley, Charles A. Dana (Hrsg.): *The New American Cyclopædia. A Popular Dictionary of General Knowledge*. 16 vols. New York, London 1858–1863 (im Folgenden: NAC). Vol. 1. 1858. S. 158f. Der Artikel „Aesthetics“ nimmt fast die gesamten vier Spalten der beiden Seiten ein und umfasst 221 Zeilen mit etwa 1800 Wörtern.

sum einzustufen ist (V). Abschließend wird noch eine Hypothese zum eigentlichen Verfasser des Artikels in der *NAC* geäußert (VI). Die Identität des Autors – es handelt sich mit großer Wahrscheinlichkeit um Adolf Douai – ist auch deshalb von Interesse, weil sie auf überraschende Weise zu Marx zurückführt.

I

Den Mitherausgeber der *NAC*, Charles Anderson Dana³, hatte Marx 1848 in Köln kennengelernt. Als Redakteur der *New York Tribune* konnte er Marx zur Mitarbeit an dem demokratischen, auch dem Fourierismus nahestehendem Blatt gewinnen.⁴ Marx lieferte zwischen 1851 und 1862 insgesamt 465 – teilweise von Engels verfasste – Artikel für die Zeitung und zählte bald zu deren „höchstgeschätzten“ Korrespondenten.⁵ Nicht verwunderlich also, dass Dana, nachdem er gemeinsam mit George Ripley⁶ die Herausgeberschaft der *NAC* übernommen hat, in einem Brief vom 6. April 1857 Marx auch zum Abfassen von Beiträgen für diese einlädt. Dies war der Beginn einer fruchtbaren Zusammenarbeit: Marx hat Dana zwischen 1857 und 1860 mehr als 70 – zumeist von Engels verfasste – Artikel für dieses Standardwerk der amerikanischen Lexikographie gesandt,⁷ das im 19. Jahrhundert mit einer Auflage von 1,5 Millionen Exemplaren⁸ zu den verbreitetsten Werken seiner Art gehört hat.

³ Zu Dana siehe Janet E. Steele: *The sun shines for all. Journalism and ideology in the life of Charles A. Dana.* New York 1993.

⁴ Siehe dazu Hans-Jürgen Bochinski, Manfred Neuhaus: *Marx und Engels und die New York Tribune. Zur Entstehung und zum Charakter der Zeitung sowie zur Mitarbeit von Marx und Engels.* In: *Marx-Engels-Jahrbuch.* Bd. 5. Berlin 1982. S. 215–256 (im Folgenden: *Marx und Engels und die New York Tribune*). Zur politischen Verortung und zu den fourieristischen Tendenzen siehe bes. S. 220–223 und S. 251, Anm. 37.

⁵ Ebenda. S. 229. – Auch Dana selbst schrieb Marx am 8. März 1860, dass er „one of the most highly valued“ Autoren des Journals sei. (MEGA[®] III/10. S. 362.)

⁶ Zu Ripley siehe Charles Crowe: *George Ripley. Transcendentalist and utopian socialist.* Athens 1967 (im Folgenden: *George Ripley*).

⁷ Zur Tätigkeit von Marx und Engels für die *NAC* siehe Bettina Aschenbrenner: *Zur Mitarbeit von Karl Marx und Friedrich Engels an der ‚New American Cyclopædia‘.* Ein Beitrag zur wissenschaftlich-editorischen Bearbeitung des MEGA[®]-Bandes I/16. Diss., 2 Bde. Leipzig 1985 (im Folgenden: *Zur Mitarbeit von Karl Marx und Friedrich Engels an der ‚New American Cyclopædia‘*); Inna Osobova: *Chronik der Mitarbeit von Marx und Engels an der New American Cyclopædia im Jahre 1857.* In: *MEGA-Studien.* 1995. Nr. 2. S. 90–110.

⁸ Diese Zahl nennt Crowe, wobei er die 2. Auflage und eine vierbändige Kompaktausgabe einbezieht. (Crowe: *George Ripley.* S. 239.) Aschenbrenner kommt bei Einbeziehung der 1873 bis 1876 erschienen Folgeausgabe „*The American Cyclopædia*“ auf die Zahl von 3 Millionen Exemplaren. (Aschenbrenner: *Zur Mitarbeit von Karl Marx und Friedrich Engels an der ‚New American Cyclopædia‘.* S. 1.)

Dana hat Marx insbesondere zum Abfassen von „military articles“⁹ ange-regt. Als Marx darauf umgehend bei Engels anfragt, wie er zu einer solchen Mitarbeit stehe,¹⁰ erhält er ebenso prompt eine begeisterte Antwort von Engels, der gleich die zu schreibenden Artikel nach Themengebieten aufzuteilen be-ginnt und seinerseits die Militaria übernehmen möchte; zu Marx heißt es: „Welche Artikel übernimmst Du? Jedenfalls doch deutsche Philosophie – Bio-graphie moderner englischer und französischer Staatsmänner? einige finanzia-elle? Chartismus? Communismus? Sozialismus? Aristoteles – Epikur – Code Napoléon – und dgl. Ohne Party tendency whatever allerdings schwerer zu behandelnde Themata als die braven Militaria“.¹¹ Marx antwortet, wiederum umgehend, am 23. April 1857: „Für meinen Theil würde ich am liebsten schreiben für Dana Artikel wie: Ricardo, Sismondi etc. So etwas kann allen-falls objektiv im Yankeesinn geschrieben werden. Deutsche Philosophie ist schwer englisch darzustellen. Indeß werde ich dem Dana verschiednes vor-schlagen, und ihm die Wahl überlassen.“¹² Im selben Brief kündigt er an, er werde „Morgen [...] gleich dem Dana schreiben“¹³ – woraus in Band III/8 der MEGA[®] geschlossen wird: „Den Artikel ‚Aesthetics‘ zu schreiben, hat Marx Dana vermutlich in seinem nicht überlieferten Brief vom 24. April 1857 vor-geschlagen.“¹⁴ Das ist jedoch reine Spekulation.

Bei den Protagonisten selbst wird der Ästhetik-Artikel erstmals von Dana in einem Brief an Marx vom 8. Mai 1857 erwähnt; nach der Schilderung des Inhalts der zu liefernden Militaria-Artikel fährt Dana in einem neuen Absatz fort: „I also add to your list *Aesthetics*. This wants to be treated fundamentally from the Hegelian idea, but not in too abstract manner for English and Amer-ican readers. A word should be said in it with reference to Burke and other English writers on the subject, not forgetting the Frenchmen of course.“¹⁵ Auch diese Sätze sind doch wohl eher so zu lesen (obgleich man hier ebenfalls nur mutmaßen kann), dass Dana, wie er schreibt, die Ästhetik bei Marx auf die „Liste“ setzt, und nicht etwa so, als ob er damit einem von Marx geäußerten Wunsch nachkäme. Auf jeden Fall leitet Marx die Liste mit der folgenden, wenig Begeisterung signalisierenden Bemerkung an Engels weiter: „Heute morgen traf einliegendes von Dana ein. Mir ist es räthselhaft wie der Yankee

⁹ Dana an Marx, 6. April 1857. In: MEGA[®] III/8. S. 384.

¹⁰ Marx an Engels, 21. April 1857. Ebenda. S. 102.

¹¹ Engels an Marx, 22. April 1857. Ebenda. S. 104.

¹² Marx an Engels, 23. April 1857. Ebenda. S. 107.

¹³ Ebenda. S. 106.

¹⁴ Ebenda. S. 674.

¹⁵ Dana an Marx, 8. Mai 1857. Ebenda. S. 397.

erwarten kann, daß die Sachen für Band I schon Anfang Juli in New York sein sollen [...]. Ebenso räthselhaft ist mir, wie *Aesthetics*, auf 1 page, fundamentally, auf Grundlage Hegels, behandelt werden sollen.“¹⁶ Worauf Engels antwortet: „Dana muss toll sein die Aesthetik auf 1 Seite abzumachen.“¹⁷ Damit endet der Meinungs austausch über den Artikel.

Festzuhalten ist jedoch andererseits auch, dass Marx im Frühsommer 1857, also in der fraglichen Zeit, Exzerpte zur Ästhetik angefertigt hat, und zwar – nach mehr als einer Seite Literaturnotizen aus verschiedenen Lexika – etwa zehn Seiten Auszüge aus den ersten drei Teilen von Friedrich Theodor Vischers *Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen* (Tl. 1–2, Reutlingen, Leipzig 1846–1848, Tl. 3, Leipzig 1852) sowie zwei Seiten Auszüge aus Eduard Müllers *Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten* (2 Bde., Breslau 1834–1837).¹⁸ Aber es gibt keinen Hinweis, dass Marx einen auf der Grundlage dieser Exzerpte und Notizen verfassten Artikel nach New York gesandt hätte, und ebenso wenig wie solch ein Artikel werden jene Exzerpte und Notizen in Marx' späteren Schriften oder Briefen noch einmal erwähnt.

Dagegen erwähnt Dana den Artikel nochmals in einem Brief an Marx vom 25. Januar 1858.¹⁹ Dana hatte Marx kurz vorher eine Liste gewünschter militärischer Artikel zum Buchstaben B gesandt und ihn gleichzeitig darauf hingewiesen, dass er einen zu hohen Wechsel auf den Verlag der *NAC* gezogen hatte. „I had“ – hatte er hinzugefügt – „the deficiency advanced by *The Tribune*.“²⁰ Da es Engels, der die meisten militärischen Artikel schrieb, damals nicht gut ging, Marx aber daran lag, die Schulden beim Verlag der *NAC* rasch zu begleichen, um von neuem „auf d[ie] *Tribune* ziehn“ zu können,²¹ scheint er Dana einen zusätzlichen Artikel „Beauty“ angeboten zu haben. Denn Dana schreibt in dem genannten Brief: „*Beauty* is treated in Vol. I under the head of *Aesthetics*.“²² Wenn sich hieraus einerseits ergibt, dass Marx an sich nicht abgeneigt war, ein Thema aus dem Bereich der Ästhetik, einem Gebiet, das

¹⁶ Marx an Engels, 23. Mai 1857. Ebenda. S. 117.

¹⁷ Engels an Marx, 28. Mai 1857. Ebenda. S. 118.

¹⁸ IISG, Marx-Engels-Nachlass, B 83A. S. 1f. (Literaturnotizen), S. 2–12 (Exzerpte aus Vischer), S. 12–14 (Exzerpte aus Müller). Marx zog u. a. folgende Nachschlagewerke heran: Otto Wigand. *Konversationslexikon der neuesten Literatur-, Völker- und Staatengeschichte*. 15 Bde. Leipzig 1838–1852; Heinrich August Pierer. *Universallexikon der Gegenwart und Vergangenheit*. 34 Bde. Altenburg 1838–1842; Meyer's Grosses *Konversationslexikon*. Leipzig 1840; *Encyclopédie Moderne*. Paris 1856.

¹⁹ MEGA² III/9. S. 40.

²⁰ Dana an Marx, 8. Januar 1858. Ebenda, S. 15.

²¹ Marx an Engels, 23. Januar 1858. Ebenda, S. 37.

²² Dana an Marx, 8. Januar 1858. Ebenda, S. 15.

ihm vertraut war und über das er bereits früher einmal publizieren wollte,²³ zu behandeln, spricht andererseits die Mitteilung von Dana eher gegen als für die Annahme, dass der Artikel „Aesthetics“ von Marx verfasst war. Denn wenn der Artikel über Ästhetik in der *NAC* von Marx gewesen wäre, hätte sich Dana vermutlich anders ausgedrückt, es sei denn, er hätte das vergessen, was kaum anzunehmen ist.

Auf Grundlage der derzeit bekannten Materialien ist somit ein direkter Autorschaftsnachweis nicht möglich, weil es keinerlei Hinweise von Marx, Engels oder aus der *NAC*-Redaktion gibt, dass Marx ihn verfasst haben könnte. Die Vermutung einer Autorschaft von Marx müsste sich also auf indirekte Autorschaftsbelege stützen.²⁴ Dafür wird im folgenden zunächst der Artikel selbst analysiert, bevor im weiteren die Argumente der Forschung diskutiert werden.

II

Am Artikelinhalt fällt insbesondere auf, dass gleich eingangs das ästhetische Vermögen im Kantischen Sinn innerhalb einer „threefold division of human nature“ verortet wird, die in „the capacities of knowing, acting and feeling, or the intellect, will and sensibility“ zerfällt, „to which correspondent respectively the ideas of the true, the good and the beautiful“.²⁵ Der Verfasser operiert also mit der von Hegel kritisierten – und auch von Marx abgelehnten – Begriffstrias von theoretischer Vernunft, praktischer Vernunft und ästhetischer Urteilskraft und teilt philosophische Ästhetiken sodann in zwei Kategorien ein: Zum einen mehr apriorisch aufgebaute Systeme, die ausgehend von der Idee des Schönen deduktiv verfahren – genannt wird die Linie von Pythagoras und Platon über Baumgarten, Kant und Schiller zu Hegel, Ruge und Vischer –, zum anderen

²³ Zur geplanten Abhandlung „Über Religion und Kunst mit besondrer Beziehung auf christliche Kunst“ siehe MEGA[®] I/1. S. 1277f. Die zugehörigen Exzerptstudien der Bonner Hefte in MEGA[®] IV/1. S. 289–376.

²⁴ Zu den Kriterien der Autorschaftsbestimmung in der MEGA siehe Richard Sperl, Inge Taubert: Zu einigen Fragen der Autorschaftsbestimmung. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. 1985. Nr. 19. S. 111–118 (im Folgenden: Zu einigen Fragen der Autorschaftsbestimmung); sowie Manfred Neuhäus: Resultate und Methoden der Autorschaftsuntersuchungen. In: Ders.: Ergebnisse und Methoden historisch-kritischer Marx-Engels-Edition und die Anwendung der computergestützten Informationsverarbeitung (dargestellt am MEGA[®]-Bd. I/13). Leipzig 1985. S. XXVIII. Siehe die präzise Durchführung der Autorschaftsanalysen bei Bochinski, Neuhäus: Marx und Engels und die New York Tribune. Besonders S. 235ff.

²⁵ *NAC*. Vol. 1. S. 158. Art. Aesthetics. Sp. 1.

die aposteriorisch-induktiven, bei der ästhetischen Beurteilung ansetzenden Lehren in der aristotelischen Tradition bis zu Heinse, Lessing, Winckelmann, Bayle und Rousseau. In dem Artikel werden die Positionen der genannten Autoren dann in der gebotenen Kürze dargestellt, wobei die Perspektive des Referats eine an Kant anknüpfende ist: Am Anfang des Artikels wird auf die „soundest psychologists“ verwiesen, also auf die Vertreter jenes subjektivistischen Kant-Verständnisses, dem zufolge die transzendentalen Kategorien als psychologische Erkenntnisbedingungen zu interpretieren sind, und gegen Ende des Artikels wird in gleichem Sinn gefordert: „In order to complete the lacking materials we must have a better psychology on a mathematical basis, like that of Herbart“.²⁶ Dies – ebenso wie der *Cours d'esthétique* von Théodore Jouffrey als Literaturempfehlung²⁷ – lässt auf einen Autor schließen, der dem amerikanischen Transzendentalismus, als subjektivistisch-psychologistischer Variante des Kantianismus, nahesteht oder zugehört;²⁸ eine Marxsche Perspektive ist dies sicher nicht. Und wenn festgestellt wird, dass die Gesetze des Geschmacks sich zwar weniger klar definieren lassen als diejenigen der Logik und Ethik, sie aber gleichwohl ihre feste Grundlage in der menschlichen Natur haben und sich deshalb ebenso in ein festes wissenschaftliches System bringen lassen, so ist diese Aussage nicht Teil einer Darstellung des Kantischen Systems – allenfalls in diesem Zusammenhang wäre sie Marx zuzutrauen –, sondern vielmehr Ausdruck des *theoretischen Standpunkts* des Artikelautors; denn es heißt, dass „nicht bezweifelt werden kann“, dass die „Gesetze des Geschmacks“ in der „menschlichen Natur ihre Grundlage haben“.²⁹ Dieser transzendentalphilosophische Subjekt- und Wissenschaftsbegriff ist völlig unvereinbar mit der von Marx vertretenen Position, die die historisch-dialektische Genese von Subjektivität als Produkt materieller Reproduktionsbedingungen und geistiger Aneignungsprozesse behauptet.³⁰

²⁶ Ebenda. S. 159. Sp. 2 (Hervorhebung G.H.).

²⁷ Der Reid-Übersetzer Théodore Jouffrey kann als französischer Vertreter des Transzendentalismus gelten.

²⁸ Siehe aus zeitgenössischer Sicht zu den ideengeschichtlichen Einflüssen Octavius B. Frothingham: *Transcendentalism in New England*. Boston 1877. An älteren Standardwerken siehe: Henry A. Pochmann: *German Culture in America 1600–1900*. Madison 1957; sowie René Wellek: *Der amerikanische Transzendentalismus und die deutsche Philosophie*. In: Ders.: *Konfrontationen. Vergleichende Studien zur Romantik*. Frankfurt/Main 1964. S. 125–160. Siehe jetzt auch Dieter Schulz: *Amerikanischer Transzendentalismus*. Ralph Waldo Emerson, Henry David Thoreau, Margaret Fuller. Darmstadt 1997.

²⁹ „But although the laws of taste may seem to be less definite than those of logic and ethics, it cannot be doubted that they have the same foundation in human nature, and are equally capable of being reduced to a scientific system.“ (NAC. Vol. 1. S. 159. Sp. 1.)

³⁰ Zum Vergleich sei der Artikel „Robert Blum“ (MECW. Bd. 18. S. 80–82) genannt, in dem

Das gilt auch für die empfehlenden Hinweise auf Wilhelm Heine, dessen Verdienste um die Herausarbeitung des jeweils Individuellen am Kunstwerk bisher unzureichend gewürdigt seien³¹ – eine ästhetische Position, in der besonders auch die nationale Prägung des Künstlers in den Vordergrund tritt und die dem von Marx zu dieser Zeit formulierten Gedanken eines zeitlosen Klassizismus der griechischen Kunst als „Norm und unerreichbares Muster“³² – dieses „idealistische Ärgernis“ sollte noch lange die Interpretationskünste marxistischer Ästhetiker herausfordern³³ – geradezu widerspricht. Zudem findet Wilhelm Heines Name im Marxschen Werk und den Notizbüchern keine Erwähnung,³⁴ ebensowenig wie der von John Ruskin, dessen Arbeiten „generally“ – mithin alle – vom Autor des Artikels abschließend als weiterführende Literatur empfohlen werden.

Dass in dem Artikel Friedrich Theodor Vischer genannt wird, dessen Ästhetik von Marx exzerpiert wurde, ist wiederholt als ein Indiz für eine Autorschaft von Marx gewertet worden.³⁵ Indessen hält dieses Argument einer näheren Prüfung nicht stand. Vischer wird nicht eigens behandelt, sondern erscheint in dem Artikel zusammen mit Hegel und Ruge als Adept Schellings,³⁶ was erneut auf einen Kantianer als Autor deutet, zumal die wenigen Sätze zu den drei Philosophen mit Kritik abschließen: Aus deren „speculative ideas“ könnten zwar „general and abstract truths as to the nature of beauty“

deskriptive wie normative Momente in der Darstellung durchaus eine Diktion erkennen lassen, die auf Marx schließen lassen könnte.

³¹ „Wm. Heine, whose merit in defining the limits of every art, and showing the power, effects, and particular means of each as distinguished, is perhaps still not sufficiently appreciated, analyzes the single beauties of several masterpieces of every art in the most minute detail.“ (NAC. Vol. 1. S. 159. Sp. 3.)

³² Siehe die Marxschen Überlegungen in der 1857 verfassten „Einleitung zu den ‚Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie‘“. In: MEGA² II/1. S. 44f.

³³ So Manfred Naumann: Umbrüche in der Antike-Rezeption von der Aufklärung bis Marx. In: Weimarer Beiträge. 1991. H. 1. S. 5–14. Zitat: S. 12. – Siehe die Aufarbeitung der Debatten bei Winfried Schröder: Die Entfaltung des industriellen Kapitalismus und der Epochenwechsel im ästhetischen Denken. Zu den Notizen von Karl Marx über ‚griechische Kunst und Epos‘. In: Marx-Engels-Jahrbuch. Bd. 9. Berlin 1986. S. 163–221 (im Folgenden: Die Entfaltung des industriellen Kapitalismus und der Epochenwechsel im ästhetischen Denken).

³⁴ Hier überprüft am Namensverzeichnis der MEGA von Georgij Bagaturija et al. (interne Arbeitsunterlage MEGA²).

³⁵ So etwa in den unten noch zu diskutierenden Arbeiten von Dirk Kūlow, Genrich Puzis und Winfried Schröder.

³⁶ „Hegel [...] and his two most remarkable pupils in that direction, F. Vischer [...] and A. Ruge [...] have developed Schelling’s ideas into a more complete and genial system, and carried the knowledge of the nature of the beautiful a great step in advance, showing that it is the kingdom in which the absolute idea and its finite manifestations realize their infinite freedom over matter.“ (NAC. Vol. 1. S. 159. Sp. 1.)

gewonnen werden, aber keinesfalls ein „clear understanding or better enjoyment of the masterpieces of art themselves“.³⁷

Jedenfalls sind die von Marx aus Vischer exzerpierten Passagen (immerhin mehr als zehn Folioheftseiten) nicht in den *NAC*-Artikel eingearbeitet. Dies sei hier nur an einem Beispiel, der Darstellung Schillers im Artikel³⁸ und Marx' betreffendem Exzerpt aus Vischer³⁹ demonstriert.

NAC-Passage über Schiller:

„Schiller hat als erster eine genaue Analyse gegeben, was das Schöne an sich selbst ist, unabhängig von unserer Wahrnehmung und unserem Geschmack und von der wohltuenden Wirkung auf unser Gemüt. Er unterscheidet zwei Arten des Schönen, das ‚Naive‘ und das ‚Sentimentalische‘, wobei der Reiz des ersteren in seiner Natürlichkeit, Freiheit von äußeren Ansprüchen und Selbstgefallen liegt, während das zweite danach strebt, zur Natur und Einfachheit zurückzukehren.“

Marx: Exzerpt aus Vischer über Schiller:

„Die Schönheit ist zugleich Gegenstand für uns und Zustand unsres Subjekts. Sie ist Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber Leben, weil wir sie fühlen. Sie ist zugleich unser Zustand und unsere Tat‘. (*Schiller*) ... *Würde* nach Schiller die sittliche Erhabenheit als die zur andern Natur gewordne Gewohnheit der Beherrschung des Affekts, nicht nur alle Bewegungen beherrschende, sondern auch den ruhenden Formen als fester Stempel aufgedrückt.“

Wie die vorstehende Synopse zeigt, handeln der Artikel und das Marxsche Exzerpt von ganz verschiedenen Gegenständen. Ähnliche Abweichungen und Widersprüche würde ein Vergleich von Marx' Notizen zu Kant oder Burke mit der Darstellung im Artikel ergeben. Die Perspektive des *NAC*-Beitrages entspricht auch nicht den von Marx in der Sickingen-Debatte vertretenen ästhetischen Positionen. Insgesamt folgen die Marxschen Vischer-Exzerpte einer

³⁷ *NAC*. Vol. 1. S. 159. Sp. 1.

³⁸ *NAC*. Vol. 1. S. 159. Sp. 2. Übersetzung: G.H. Im Original lautet die Stelle: „Schiller was the first to give a strict analysis of what the beautiful is in itself, independent of what it is for our perception and taste, and of the conditions of its pleasing impression on the mind. Dividing the beautiful into two kinds, the ‚naive‘ and the ‚sentimental‘, he finds the charm of the former in its naturalness, freedom from pretension, and self-enjoyment; that of the latter in its longing to return to nature and simplicity.“

³⁹ IISG, Marx-Engels-Nachlass, B 83A. Im folgenden zitiert nach der Entzifferung in den MEGA-Bearbeitungsunterlagen (mschr., 25 S.). S. 3f., 11 (die kursivierten Stellen sind im Ms. unterstrichen).

Intention, die nicht primär auf die Bestimmung einer Ästhetik des Schönen abhebt – wie dies im *NAC*-Artikel der Fall ist –, sondern darauf, zu einem dialektisch vermittelten Begriff von Ästhetik über die Totalität ihrer Momente zu gelangen. Was Marx offensichtlich interessiert, sind die Erscheinungsformen des Ästhetischen, vom Komischen über das Tragische und Erhabene bis zum Umschlag ins Hässliche und Grässliche.⁴⁰ In diesem Sinn hat auch Georg Lukács die Marxschen Exzerpte bereits 1934 analysiert.⁴¹

Es gibt noch eine weitere Abweichung des *NAC*-Artikels von Marx' Exzerpten, die Marx als Autor des Artikels geradezu ausschließt: Während der Verfasser des Lexikonartikels angibt: „V. Vischer (Aesthetik 2 vols. Reutl. 1846–48)“, also erstens ein falsches Kürzel für den Vornamen angibt und zweitens nur zwei Bände von Vischers Werk zu kennen scheint, heißt es in Marx' Exzerpten korrekt: „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen (Masse Theile. 3 Bde bis jetzt) 1846–52 (noch nicht fertig.) v. F. Th. Vischer“.⁴² Es ist kaum anzunehmen, dass Marx, wäre er der Verfasser, in einem nicht zuletzt auf Vischers Werk basierendem Artikel nur „2 vols.“ erwähnt hätte. Abgesehen davon, dass er ja selbst schon „3 Bde.“ kannte, hatte er, von dem (geplanten) Umfang von Vischers Werk offenbar beeindruckt, die Veröffentlichung in einer „Masse Theile“ ausdrücklich hervorgehoben – eine Lösung, die er einige Monate danach sogar für sein eigenes Opus in Erwägung zog: Er würde, schrieb er am 22. Februar 1858 an Ferdinand Lassalle, seine „ökon. Arbeit“ am liebsten in „zwanglosen Heften“ publizieren, „etwa wie die worin Vischer's Aesthetik nach u. nach erschienen ist“.⁴³

Als Fazit ist mithin festzuhalten, dass sich nicht nur keine Anhaltspunkte dafür finden lassen, dass Marx der Autor des Artikels „Aesthetics“ gewesen wäre, sondern im Gegenteil weitere Indizien *gegen* Marx als Verfasser sprechen. Worauf gründen sich aber dann die Debatten um seine Autorschaft?

⁴⁰ Diesem Gegenstand des „Schönen im Widerstreit seiner Momente“ ist fast die Hälfte des Vischer-Exzerptes gewidmet (Entzifferung, S. 5–16. Zitat: S. 5).

⁴¹ Georg Lukács: Karl Marx und Friedrich Theodor Vischer. In: Ders.: Beiträge zur Geschichte der Ästhetik. Berlin 1954. S. 217–285. S. 221. Siehe dazu und zu Lukács auch S. S. Praver: Karl Marx and world literature. Oxford 1976. S. 259f.

⁴² IISG, Marx-Engels-Nachlass, B 83A. – Bis 1858 erschienen 10 Teile des Vischerschen Werks.

⁴³ MEGA² III/9. S. 72.

III

Hier sei zunächst an eine Kontroverse erinnert, die in den 1960er Jahren in der Sowjetunion stattfand: 1966 brachte die Literatur-Zeitschrift *Voprosy literatury* eine russische Übersetzung des NAC-Artikels zur Ästhetik; sie stammte von Genrich Puzis, der entschieden für die Autorschaft von Marx plädierte. Gleich anschließend folgte im selben Heft eine Replik von Vladimir Brušlinskij, der eine Autorschaft von Marx ebenso entschieden bestritt.⁴⁴ Puzis argumentiert auf zwei Ebenen: Zum einen verweist er – bezüglich der äußeren Umstände – auf Dana's Angebot an Marx, dessen schwierige Finanzlage sowie die von ihm damals angefertigten Exzerpte zur Ästhetik und schließt, dass eine Ablehnung des Angebots für Marx damals kaum möglich gewesen wäre; auch gebe es schließlich keinen Beweis, dass der Artikel nicht von Marx verfasst worden sei (!).⁴⁵ Auf der inhaltlichen Ebene unterstellt Puzis, der Artikel-Autor präferiere einen aposteriorischen Zugang zur Ästhetik – was der materialistischen Methode entspreche;⁴⁶ die im Artikel geforderte Weiterentwicklung der Ästhetik auf psychologisch-empirischer Grundlage in Anschluss an Herbart interpretiert er als Marxsche Transformation und Weiterentwicklung des empiriefeindlichen Hegelschen Denkansatzes.⁴⁷ Puzis räumt hier durchaus ein, dass es sich bei dem Artikel nicht, wie von Dana gefordert, um einen Beitrag aus Hegelscher Perspektive handelt, nimmt aber auch das als Indiz für Marx' Autorschaft: bei dem Verfasser habe es sich eben um einen eigenständigen Kopf gehandelt – also um Marx. Überdies müsse in Betracht gezogen werden, daß der Text auch durch Kürzungen der Redaktion entstellt worden sein könnte. Doch sei er vom Stil her durchaus Marx zuzuordnen, wofür Puzis Formulierungen wie „spekulative Philosophie“ und „materieller Ausgangspunkt“ sowie den Gebrauch des Attributs „dreifach“ als Beleg anführt.⁴⁸

⁴⁴ Genrich Puzis: O stat'e ‚Ėstetika‘ (1857) v ‚Novoj amerikanskoj enciklopedii‘ C. Dana. In: *Voprosy literatury*. 1966. Nr. 5. S. 167–186 (im Folgenden: O stat'e ‚Ėstetika‘); Vladimir Brušlinskij: Argumenty protivore at faktam. Ebenda. S. 187–192 (im Folgenden: Argumenty protivore at faktam). – Für ihre Hinweise danke ich Elena Aržanova (Moskau), für Hilfe bei der Übersetzung der Aufsätze Hanno Strauß (Berlin).

⁴⁵ Puzis: O stat'e ‚Ėstetika‘. S. 175f., 179f.

⁴⁶ Ebenda. S. 183. – Demgegenüber heißt es im Artikel (S. 158. Sp. 2) eindeutig, es sei „evident“, dass weder aposteriorische noch apriorische Ansätze für sich allein zum Ziel führen könnten.

⁴⁷ Puzis: O stat'e ‚Ėstetika‘. S. 184.

⁴⁸ Ebenda. S. 186. – Im Artikel (S. 158. Sp. 1) wird im klassisch Kantischen Sinn von einer „threefold division of human nature“ in Erkenntnisvermögen, Moralität und ästhetische Urteilskraft gesprochen und gerade nicht, wie Puzis suggerieren möchte, von einem dreistufigen, dialektischen Denkmodell. Eine terminologische (nicht aber sachliche) Nähe besteht höchstens beim Gebrauch der Metapher „Kindheit“: so heißt es im Artikel: „the science of Aesthetics is

Die Argumentation von Puzis ist so schwach, dass sich die Frage stellt, ob sein Plädoyer nicht von anderen als rein sachlichen Motiven geleitet sein könnte. Dafür finden sich tatsächlich Anhaltspunkte: Der *NAC*-Artikel werde, so Puzis, vor allem auch aufgrund einer falschen, neohegelianischen Interpretation des Marxschen Werkes nicht Marx zugeschrieben.⁴⁹ In Wahrheit aber sei mit Hegels Philosophie auch seine Ästhetik durch Marx überwunden worden, was eben dieser von Marx verfasste Artikel belege, in dem die Grundlinien einer marxistischen Ästhetik skizziert würden. Wenn im *NAC*-Artikel die Abhängigkeit des subjektiven Bewusstseins von den äußeren Gegenständen gezeigt werde, die ästhetische Gefühle hervorrufen, so decke sich dies mit der Auffassung von Marx, dass die ästhetische Wahrnehmung durch die Gegenstände der materiellen Kultur bestimmt sei.⁵⁰ Statt den Akzent – im Sinne der marxistisch-leninistischen Widerspiegelungstheorie – auf die objektiv-inhaltlichen Bestimmungsgründe des ästhetischen Gefühls zu legen, knüpft Puzis hier an Georgij Plechanov und Franz Mehring an. Mit dem Bezug auf Plechanovs Definition der Ästhetik als der Wissenschaft vom Gefühl der Schönheit in seiner Beziehung zur objektiven Welt sowie den Formen dieses Gefühls im Leben und in der Kunst⁵¹ rückt die „subjektive Seite“ und damit „gerade die psychologische, der menschliche Geist, die Gefühle und Ideen“⁵² in den Fokus der ästhetischen Theorie. Desgleichen möchte Puzis an Mehring anknüpfen, der die Aufgabe der Ästhetik in der Klärung der Frage sieht, „ob eine wissenschaftliche Geschichte des ästhetischen Gefühls, wie es sich in der menschlichen Gesellschaft entwickelt und gewandelt hat, geschrieben werden kann, ob sich in dem unabsehbaren und unendlichen Durcheinander des subjektiven Geschmacks nicht objektive Bestimmungsgründe eines solchen Gefühls durchsetzen“⁵³ dem also an einer Ergänzung des historischen Materialismus durch die Explikation der subjektiven Apperzeptionsbedingungen ästhetischen Empfindens gelegen war, wobei er sich explizit auf Kant bezog.⁵⁴ Dieser Anknüp-

still in its infancy“ und ist in der Marxschen Einleitung zu den „Grundrissen“ von der „Kindheit der Menschheit“ in der griechischen Kunst die Rede. (MEGA[®] II/1. S. 45.)

⁴⁹ Puzis: *O stat'e ‚Ėstetika‘*. S. 175, 181.

⁵⁰ Ebenda. S. 181, 183.

⁵¹ Ebenda, S. 175, zitiert Puzis die Ästhetik-Definition Plechanovs nach der russischen Ausgabe von dessen Grundproblemen des Marxismus (Moskau 1931. S. 123); in der deutschen Ausgabe (Berlin 1958) ist die betreffende Passage nicht enthalten.

⁵² Georg Plechanow: *Beiträge zur Geschichte des Materialismus*. 3. Aufl. Stuttgart 1921. Neudruck: Bonn 1975. S. 203.

⁵³ Franz Mehring: *Ästhetische Streifzüge*. Gesammelte Schriften. Bd. 11. Berlin 1961 (im Folgenden: *Ästhetische Streifzüge*). S. 166.

⁵⁴ Freilich so, dass die von Kant als transzendental aufgefassten ästhetischen Kategorien bei

fung von Puzis an Plechanov und Mehring korrespondiert seine Kritik an Georg Lukács. In Puzis' Aufsatz findet sich der interessante Hinweis, dass der NAC-Artikel zur Ästhetik bereits in den Jahren 1929 bis 1931 am Moskauer Marx-Engels-Institut untersucht worden war, im Rahmen der Arbeiten an der ersten MEGA, von einer Forschungsgruppe, der auch Lukács angehörte.⁵⁵ Der letztere hatte die Autorschaft von Marx verneint.⁵⁶ Lukács, so Puzis, spiele insgesamt die Bedeutung von Marx' Beschäftigung mit der Ästhetik herunter. So verschweige er zum Beispiel an der Stelle, dass Marx nicht nur Vischers *Ästhetik* exzerpiert habe, sondern auch Lexikonartikel zu diesem Thema.⁵⁷ Das einflussreiche und, so der Vorwurf, kunsttheoretisch wie politisch motivierte Urteil von Lukács und dem mit ihm zusammenarbeitenden Michail Lifschitz habe seither die Rezeption bestimmt – das Votum von Ernst Czobel⁵⁸ ebenso

Mehring historisiert werden: „Kant wurde der Begründer der wissenschaftlichen Ästhetik, mag er auch die historische Bedingtheit seiner ästhetischen Gesetze verkannt, mag er auch absolut genommen haben, was nur relativ genommen werden darf.“ (Ebenda. S. 175.) Synthesen von Kant und Marx steht Mehring deshalb offen gegenüber – so macht er „mit lebhafter Anerkennung“ auf Karl Vorländer's *Kant und Marx* aufmerksam (Und abermals Kant. In: Die Neue Zeit. 1910–1911. 29/2. S. 377–380. Zitat: S. 377); ja auch der „wahre“ Schiller sei bei Marx und Engels „nicht zu seinem Rechte gekommen“. (Schiller und die großen Sozialisten. Ebenda. 1904–1905. 23/2. S. 156.) Insgesamt liest es sich wie eine antizipierende Erwiderung auf seine späteren marxistischen Kritiker, wenn Mehring, die Einbeziehung subjektiver Erkenntniskategorien verteidigend, schreibt: „Um ein Wort zu gebrauchen, das Marx einmal auf Hegels Philosophie angewandt hat, so ist mit der Philosophie Kants und Schillers nicht fertigzuwerden, indem man ihr den Rücken kehrt und abgewandten Hauptes einige ärgerliche und banale Phrasen über sie her murmelt. [...] Die Schwierigkeit beginnt erst mit der Frage: Wie sind trotzdem ästhetische Urteile möglich? Wie kann es objektive Bestimmungsgründe des ästhetischen Geschmacks geben, wenn dieser Geschmack bloß subjektiv, individuell ist, wenn jeder seinen eigenen Geschmack hat. Diese Frage ist die Grundfrage aller Ästhetik.“ (Mehring: *Ästhetische Streifzüge*. S. 162f.)

⁵⁵ Puzis. O stat'e 'Ėstetika'. S. 173f. – Zu David Rjazanov und den ausländischen Mitarbeitern seines Instituts siehe Nikita Jurevič Kolpinskij: Rjazanov – Gelehrter, Wissenschaftsorganisator und Politiker. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. N.F. Sonderband 1: David Borisovič Rjazanov und die erste MEGA. Hamburg 1997. S. 175–185. S. 180.

⁵⁶ Das Votum von Lukács findet sich in einer Fußnote seines 1931 abgefassten Aufsatzes über die Sickingendebatte, wo er „beiläufig“ und ohne Angabe von Gründen feststellt: „Der Artikel in der Encyclopaedia stammt auch keinesfalls von einem der beiden [Marx oder Engels].“ Georg Lukács: Die Sickingendebatte zwischen Marx-Engels und Lassalle. In: Ders.: Karl Marx und Friedrich Engels als Literaturhistoriker (im Folgenden: Die Sickingendebatte zwischen Marx-Engels und Lassalle). Berlin 1952. S. 5–43. Zitat: S. 6.

⁵⁷ Puzis: O stat'e 'Ėstetika'. S. 174. – Siehe Lukács: Die Sickingendebatte zwischen Marx-Engels und Lassalle. S. 6; dass Lukács dort bei Marx eine „intensivere Beschäftigung mit ästhetischen Problemen gerade in dieser Zeit“ konstatiert, unterschlägt Puzis.

⁵⁸ „Marx erhält von Dana den Vorschlag, für die New American Cyclopædia den Artikel über ‚Ästhetik‘ zu schreiben. Im Zusammenhange damit studiert Marx Ästhetik, liest und exzerpiert u. a. Fr. Th. Vischers Ästhetik, stellt jedoch den Artikel nicht fertig.“ Karl Marx. Chronik seines

wie das von Vladimir Adoratskij, der David Rjazanov 1931 als Direktor des Moskauer Instituts ablöste.⁵⁹

Dass tatsächlich ein tiefgreifender politischer Konflikt den Hintergrund dieser ästhetischen Debatten bildete, hat Georg Lukács, auf die Jahre 1929 bis 1931 zurückblickend, selbst ausführlich beschrieben:

„Stalins Kritik an Plechanow veranlaßte mich auch zu einer Kritik an Mehring. Plechanow und Mehring hielten es nämlich für erforderlich, Marx zu ergänzen, sofern andere als gesellschaftlich-ökonomische Fragen zur Debatte standen. Sie werden sich vielleicht daran erinnern, daß Mehring in Marx' Theorie die Kantsche Ästhetik einbaut und Plechanow eine im wesentlichen positivistische Ästhetik. Ich interpretierte Stalins Kampf gegen die Plechanowsche Orthodoxie so, daß darin jene Auffassung enthalten sei, wonach der Marxismus keine gesellschaftlich-ökonomische Theorie ist, neben der auch andere Dinge Platz haben, sondern eine universale Weltanschauung, und demnach müßte es auch eine eigenständige Marxsche Ästhetik geben, die der Marxismus weder von Kant noch von anderswo übernommen hat. Diesen Gedanken haben Lifschitz und ich damals zusammen ausgearbeitet. Ich arbeitete damals zusammen mit Lifschitz im Marx-Engels-Institut. Mit der Ausarbeitung dieses Gedankens wurde unsere ganze spätere Entwicklung in Gang gesetzt. Die Feststellung ist heute in der Philosophiegeschichte nicht üblich, dennoch ist es eine Tatsache, daß wir die ersten waren, die von einer spezifisch Marxschen Ästhetik gesprochen haben, und nicht etwa von dieser oder jener Ästhetik, durch die das Marxsche System ergänzt werde. Der Gedanke, daß die Ästhetik einen organischen Teil des Marxschen Systems bildet, ist in meinem Artikel vorhanden, den ich über die Sickingen-Debatte zwischen Marx und Lassalle geschrieben habe“.⁶⁰

Allerdings verschweigt Lukács hier, dass er selbst unter Druck geraten war: Nachdem Stalin am 9. Dezember 1930 im Gespräch mit Hörern des Instituts

Lebens in Einzeldaten. Zusammengestellt vom Marx-Engels-Lenin-Institut Moskau. Bearb. von E. Czobel. Moskau 1934. S. 164f.

⁵⁹ Adoratskij war bis 1938 Direktor des Marx-Engels-Lenin-Instituts, wirkte aber auch noch danach, bis 1945, an der Herausgabe der Werke von Marx und Engels mit. Genauere biographische Angaben bei Wladislaw Hedeler: Erklärung Rjazanovs zum Umgang mit Dokumenten aus dem Marx-Nachlaß ... Vorbemerkung. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. N.F. Sonderband 1. Hamburg 1997. S. 250f. (Fn. 2); Puzis: O stat'e „Ėstetika“. S. 175, 182.

⁶⁰ Georg Lukács: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Red. István Eörsi. Frankfurt/Main 1981. S. 140f.; entsprechend auch die folgenden autobiographischen Notizen von Lukács: „Gegen Plechanowsche und Mehringsche ‚Orthodoxie‘: diese beiden insofern gleichfalls revisionistisch als M[arxismus] – z.B. in Ästhetik – aus bürgerlicher Philosophie ergänzt werden. / Hier Bündnis mit Lifschitz. Sickingendebatte [...]: Ästhetik organischer Teil der M'schen Theorie, rein aus ihren Wirklichkeitsthesen entstehend. Also: Universalismus der M'schen Theorie (30er Jahre: ‚Lit.-Kritik‘ wichtige literaturtheoretische Richtung; Antirapp, Antimodernismus etc.)“ Ebenda. S. 268f.

der Roten Professur⁶¹ zum „Schlagen in alle Richtungen“ aufgefordert hatte,⁶² wurde am 29. Dezember in einer Resolution der Parteizelle des Instituts vor der „revisionistischen Preisgabe der marxistischen Philosophie“ durch eklektizistische Übernahme kantianischer Elemente in den Materialismus gewarnt und in diesem Zusammenhang auch Lukács genannt.⁶³ Vor diesem Hintergrund des Kampfes gegen einen „Idealismus menschewistischer Prägung“⁶⁴ muss offen bleiben, ob Lukács' Aussagen zu Plechanov⁶⁵ und Mehring⁶⁶, aber auch zum Ästhetik-Artikel wirklich rein aus der Sache motiviert waren.

Es ist symptomatisch für die Bedeutung, die der Debatte in den frühen 1930er Jahren beigemessen wurde, dass sich anlässlich des Erscheinens einer Ausgabe von Mehrings Schriften *Zur Literaturgeschichte 1929* auch Karl August Wittfogel zu einem programmatischen Artikel über marxistische Ästhetik genötigt sah.⁶⁷ Wenn Puzis 1966 an jene Debatte anknüpft und sich seinerseits

⁶¹ Siehe Lutz-Dieter Behrendt: Die Institute der Roten Professur. Kaderschmieden der sowjetischen Parteiintelligenz (1921–1938). In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. 4/1997. S. 597–621. Zu den Auswirkungen auf das Marx-Engels-Institut siehe: Wladislaw Hedeler: Zwischen Wissenschaftlichkeit und Stalinschem Machtanspruch. Schicksale der Mitarbeiter des Marx-Engels-Lenin Instituts (1931–1938). In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. N.F. Sonderband 3. Berlin, Hamburg 2001. S. 121–311.

⁶² Zitiert nach Volker Külöw, André Jaroslowski (Hrsg.): David Rjasanow – Marx-Engels-Forscher, Humanist, Dissident. Berlin 1993. S. 29.

⁶³ Siehe dazu Raphael de la Vega: Zur Rezeptionsgeschichte von Geschichte und Klassenbewußtsein. In: Georg Ahrweiler (Hrsg.): Betr.: Lukács. Dialektik zwischen Idealismus und Proletariat. Köln 1978. S. 51–74. S. 51. – Siehe auch die Andeutungen von Lukács selbst in seinem 1967 datierten Vorwort zu Geschichte und Klassenbewußtsein. Werke. Bd. 2. Neuwied 1968. S. 39.

⁶⁴ Resolution der Parteizelle des Instituts der Roten Professur für Philosophie und Naturwissenschaften in Moskau, angenommen am 29. Dezember 1930. In: Nikolai Bucharin, Abram Deborin: Kontroversen über dialektischen und mechanistischen Materialismus. Frankfurt/Main 1974. S. 315–329. Hier S. 318. – In der Resolution selbst wird Lukács zwar als hegelianischer Idealist bezeichnet, aber auch die „positivistisch-kantianische Revision des Marxismus“ angeprangert (S. 318, 316).

⁶⁵ „Die Plechanowsche Auffassung“, schrieb Lukács 1940, „daß auf der Grundlage der Ökonomie eine ‚Psychologie‘ entstehe, die ihrerseits die Basis für die ökonomischen Gebilde abgebe, hat eine die wirkliche Forschung gefährdende Geradlinigkeit.“ Georg Lukács: Karl Marx und Friedrich Engels als Literaturhistoriker. Berlin 1952. S. 136.

⁶⁶ Siehe den 1930 entstandenen Aufsatz über Mehring, in dem ausführlich dessen in seinem ästhetischen Kantianismus wurzelnde „idealistische Tendenz“ abgehandelt und ihm ein „theoretisches Unterbauen der menschewistischen Spontaneitätstheorien“ vorgeworfen wird. Georg Lukács: Franz Mehring. In: Ders.: Beiträge zur Geschichte der Ästhetik. Berlin 1954. S. 318–403. Zitate: S. 364, 401.

⁶⁷ Karl August Wittfogel: Zur Frage einer marxistischen Ästhetik. In: Linkskurve. Mai/November 1930. Hier zitiert nach dem Neudruck in: Ästhetik und Kommunikation. 1970. H. 2. S. 66–80. Wittfogel konstatiert in der von Eduard Fuchs und August Thalheimer besorgten Ausgabe von Mehrings Schriften zur Literaturgeschichte (2 Bde. Berlin 1929) ein Festhalten an den im „Halbkantianismus begründeten Mängeln“ (S. 69) des Mehringschen Ansatzes, nämlich sub-

positiv auf Plechanov und Mehring und negativ auf Lukács bezieht, wird seine Intention deutlich: Mit dem Nachweis, dass der Ästhetik-Artikel in der *NAC* von Marx stammte, wäre nicht nur die Auffassung, dass eine eigene Marxsche Ausarbeitung zur Ästhetik fehle,⁶⁸ widerlegt. Der Text soll für Puzis wohl primär die Ausgangspunkte für eine marxistische Ästhetik jenseits einseitiger materialistischer Widerspiegelungstheorien liefern; eine ‚Ergänzung‘ marxistischer Ästhetik durch Rückgriff auf psychische Dispositionen oder Kantische subjektphilosophische Kategorien, wie sie Plechanov oder Mehring glaubten vornehmen zu müssen, wäre überflüssig.

Wie schon erwähnt, folgt in dem betreffenden Heft von *Voprosy literatury* auf den Beitrag von Puzis unmittelbar eine scharfe Replik von Brušlinskij, der die Autorschaft von Marx „kategorisch“ bestreitet.⁶⁹ Seine Argumente entsprechen dabei im Kern den auch hier vorstehend entwickelten: Der Lexikonartikel sei aus einer kantianischen Perspektive abgefasst und bleibe den Kategorien der Subjektphilosophie verhaftet, die von einer abstrakten, historisch unveränderlichen, klassenlosen menschlichen Natur ausgehe und in direktem Widerspruch zu den von Marx in der *Deutschen Ideologie* und in der Einleitung zu den *Grundrissen* formulierten Gedanken stehe. Ferner verweist Brušlinskij auf die ganz verschiedene Darstellung von Vischers *Ästhetik* im Artikel und in den Marxschen Exzerpten. Die Autorschaft von Marx könne auch nicht

jektphilosophischen und formalistischen Einflüssen, und versucht demgegenüber über eine materialistische Lesart der Hegelschen Ästhetik eine marxistische Ästhetik zu entwickeln.

⁶⁸ So Michail Lifschitz: *Karl Marx und die Ästhetik*. 2. Aufl. Dresden 1967 (im Folgenden: *Karl Marx und die Ästhetik*). S. 38; Hans Koch: *Marxismus und Ästhetik*. Berlin 1962. S. 12; und auch Günther Mayer im *Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus*. Bd. 1. Hamburg, Berlin 1994. Sp. 650: „Die Äußerungen der marxistischen Klassiker [Marx und Engels] sind beiläufigen Charakters, ergeben sich aus dem methodologisch-politischen Grundansatz, haben aber keine ‚systematische‘ Ästhetik zur Folge.“ – Besonders erwähnt sei Kochs elegante, auf dialektisch-materialistischer Ebene weitergeführte Interpretation dieses Sachverhaltes in seinem späteren Buch *Marx, Engels und die Ästhetik* (Berlin 1983), S. 6f.: Zwar hätten Marx und Engels ihre ästhetischen Ansichten, die „eingebettet und eingesprengt in die Gesamtheit ihres philosophischen, ökonomischen [und] politischen Werkes“ seien, „nirgendwo zusammenhängend niedergeschrieben“ und seien „ästhetische und literarisch-künstlerische Fragestellungen bei Marx und Engels zu keinem Zeitpunkt ein wissenschaftlich-selbständiger Untersuchungsgegenstand“ gewesen. Doch hätten die Begründer des wissenschaftlichen Kommunismus auch so „die einschneidende Zäsur [...] für die Geschichte des ästhetisch-theoretischen Denkens“ gesetzt: Als eine „Folgeerscheinung ihrer generellen Umwälzung des philosophischen Denkens und des Welt- und Gesellschaftsbildes“ wäre „die tiefgreifende Erneuerung der ästhetischen Theorie [...] von Marx und Engels auch dann fundiert [!] worden, hätten sie keine Zeile zu spezielleren Problemen der Ästhetik oder Kunst hinterlassen.“ Zu diesem Salto mortale kann man den Autor nur beglückwünschen.

⁶⁹ Siehe Anm. 44. – Zu Brušlinskij siehe den Nachruf von Georgij Bagaturija. In: *MEGA-Studien*. 1994. Nr. 1. S. 179–183.

aus der finanziellen Notlage von Marx zur fraglichen Zeit abgeleitet werden. Kurios sei es, allgemein gebräuchliche Termini wie „spekulativ“ als stilistische Indizien für Marx' Autorschaft heranzuziehen. Darüber hinaus seien einige von Puzis' Argumenten schlicht erschlichen: Der Ausdruck „Gesellschaft“ finde sich nicht im Artikel, sondern werde von Puzis erst durch die falsche Übersetzung von „nation“ eingeführt; die sarkastische Reaktion von Marx und Engels auf Danas Ansinnen, die Ästhetik „auf 1 Seite abzumachen“, die einer Ablehnung gleichkomme, werde von Puzis unterschlagen; und die Rezension in der *New Yorker Abend-Zeitung* vom 29. Dezember 1857 rühme keineswegs Marx als Verfasser des Artikels „Aesthetics“, sondern nur den Stil des letzteren, „auf den selbst die berühmteste deutsche Philosophie stolz sein könnte“.⁷⁰ Als Argument gegen Marx' Autorschaft führt Brušlinskij das Marxsche Notizbuch aus jenem Zeitraum an, in dem die Versendung eines Ästhetik-Artikels nicht verzeichnet ist.

Schließlich reagiert Brušlinskij, seinerzeit selbst Mitarbeiter des Marx-Engels-Instituts, auf die von Puzis genannten politischen Hintergründe der Debatte um den Ästhetik-Artikel: Ausschließlich aufgrund der vorstehend genannten Argumente und Fakten sei durch einstimmigen Beschluss im Institut entschieden worden, den Artikel nicht in die russische Werkausgabe aufzunehmen. Diese Entscheidung sei keineswegs auf den Einfluss von Lukács und seinem Kreis (gemeint ist hier wohl vor allem Lifschitz) zurückzuführen. Auch dürfe nicht der Name eines Marx-Forschers wie Czobel beschmutzt werden.

Die Kontroverse zwischen dem offenbar an einer Umorientierung bzw. Weiterentwicklung der marxistischen Ästhetik interessierten Puzis und Brušlinskij,⁷¹ in der auf die Debatten der frühen 1930er Jahre Bezug genommen wird, zeigt, dass in der Diskussion um Marx' Autorschaft an dem NAC-Artikel immer auch kunsttheoretische und politische Motive eine Rolle spielten.

⁷⁰ Brušlinskij: Argumenty protivore at faktam. S. 191.

⁷¹ Koch berichtet in seinem Oktober 1961 datierten Vorwort zu *Marxismus und Ästhetik* (S. 6), von einer „leidenschaftlich und heftig geführten“ Debatte sowjetischer Wissenschaftler über ästhetische Theorie. Trotz weitgehender Rehabilitierung der ästhetischen Theorien von Mehring – dessen *Gesammelte Schriften* seit 1961 erschienen – und Plechanov – dessen Schriften zur Kunst in verschiedenen Auswahlgaben seit 1948 in der UdSSR und seit 1955 in der DDR vorlagen – hält das von Michail Owsjannikow herausgegebene Lehrbuch *Marxistisch-leninistische Ästhetik* (Moskau 1973, dt. Berlin 1976) an der „Widerspiegelungstheorie“ als „methodologischer philosophischer Grundlage“ für das „richtige“ Kunstverständnis fest, wobei es heißt: „Das vermochten weder Lafargue noch Plechanow zu erkennen“ (dt. Ausg. S. 29).

IV

Die Diskussion war mit der Kontroverse zwischen Puzis und Brušlinskij in dessen noch nicht beendet: Wie die Bearbeiter der zweiten russischen Werkausgabe (Sočinenija) gingen auch die der MEW davon aus, dass Marx „Ende Mai bis Juni“ an dem „Aufsatz über Ästhetik für die ‚New American Cyclopædia‘“ gearbeitet habe.⁷² Dabei wurde Marx’ Studium von Vischers *Aesthetik* und Müllers *Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten* implizit als Folge von Danas Bitte um solch einen Artikel gedeutet. Doch wurde zugleich angenommen, dass Marx den Artikel nicht beendet habe. Jedenfalls wurde der betreffende NAC-Artikel in den 1959 bzw. 1961 publizierten Bänden 14 von Sočinenija und MEW nicht abgedruckt. Die Bearbeiter des 1982 publizierten Band 18 der Collected Works begründeten die Nichtaufnahme des Artikels damit, dass die darin enthaltenen Ideen „conflict with the views expressed by Marx on the subject in his works“.⁷³ Zudem sei zu bedenken, dass es sich bei den Beiträgen für die NAC um Brotarbeiten handelte, die thematisch auf Militaria (bei Engels) und Biographien (bei Marx) beschränkt blieben, ein Artikel zur Ästhetik also aus dem Rahmen fallen würde.⁷⁴ Die Editoren des 1990 erschienenen Bandes III/8 der MEGA[®], der den Briefwechsel von April 1856 bis Dezember 1857 enthält, meinen zwar, Marx habe sich Dana als Verfasser eines Ästhetik-Artikels empfohlen. Doch stellen sie dann ohne Angabe von Gründen fest: „Der in der NAC veröffentlichte Artikel ‚Aesthetics‘ stammt nicht von Marx.“⁷⁵

Diese Auffassung vertraten u. a. auch Michail Lifschitz, Hans Koch, Hal Draper und Inna Osobova, wobei die letzteren beiden ausdrücklich daran festhielten, dass Marx die Arbeit an dem Artikel begonnen, ihn aber nicht vollendet habe.⁷⁶

⁷² MEW. Bd. 12. S. 770.

⁷³ MECW. Bd. 18. S. 546.

⁷⁴ Ebenda. S. XIII f., 545 f.

⁷⁵ MEGA[®] III/8. S. 674.

⁷⁶ Siehe Michail Lifschitz: Karl Marx und die Ästhetik. S. 132; Hans Koch: Marx, Engels und die Ästhetik. Berlin 1983. S. 5. Hal Draper notiert für den Zeitraum Mai/Juni 1857: „M[arx] works on an article on Aesthetics, studying works by F.T. Vischer, E. Müller, et al.; he leaves it unfinished (not extant).“ (Hal Draper: The Marx-Engels Cyclopaedia. Vol. 1: The Marx-Engels Chronicle. New York 1985. S. 86.) Ein entsprechender Artikel hatte denn auch in Drapers Aufsatz: Marx, Engels et la New American Cyclopædia. In: Économies et Sociétés. Paris, Genf 1968. T. II. C. 12. S. 2445–2475, keine Erwähnung gefunden. Bei Osobova: Chronik der Mitarbeit von Marx und Engels an der *New American Cyclopædia* im Jahre 1857. S. 92, heißt es: „Trotz bereits geleisteter Vorarbeiten verzichtete er [Marx] auf den Artikel über die Ästhetik, die nach Danas Wunsch ‚auf 1 page, fundamentally, auf Grundlage Hegels‘ dargelegt werden

In ähnlicher Weise ging auch Winfried Schröder davon aus, dass Marx „die Arbeit an diesem Artikel [...] in Angriff genommen“ habe. Doch scheint er nicht auszuschließen, dass Marx den Artikel auch beendet habe, d. h. der Verfasser des Artikels in der *NAC* sei. Schröder äußert sich nicht klar in diesem Sinne, verweist aber gegen Einwände, dass Diskrepanzen zwischen dem Artikel in der *NAC* und Marx' Exzerpten gegen Marx' Autorschaft sprächen, auf die Praxis Danas, eingegangene Artikel „nach eigenem Gutdünken“ zu ergänzen und umzuarbeiten.⁷⁷ Dabei bezieht er sich auf eine Arbeit von Hans-Jürgen Bochinski und Manfred Neuhaus.⁷⁸ Schlägt man jedoch dort nach, findet man die besagte Praxis von Dana nur für Artikel für die *New York Tribune*, nicht aber für Artikel für die *NAC* dokumentiert. Auch in den einschlägigen Briefen finden sich keine Hinweise, dass Dana auch bei *NAC*-Artikeln so verfahren wäre.

Auch Dirk Külow kommt in seiner diesbezüglichen Studie zu dem Schluss, dass keineswegs ausgeschlossen werden könne, dass der fragliche Artikel in der *NAC* von Marx verfasst sei, er also in die *MEGA* aufzunehmen sei.⁷⁹ Da ein direkter Autorschaftsnachweis nicht zu erbringen sei, der Artikel aber den Marxschen Exzerpten zumindest nicht „widerspreche“, plädiert Külow für den Abdruck als *Dubiosum*.⁸⁰ Als weiteres Indiz zugunsten von Marx' Autorschaft führt Külow an, dass der Artikel den in Danas Brief vom 8. Mai 1857 enthaltenen Vorgaben folge.⁸¹ Aber dieses Argument ist fragwürdig. Abgesehen davon, dass der Artikel, wie oben gezeigt, gerade die von Dana geforderte Hegelsche Perspektive vermissen lässt, dürfte Dana diese Vorgaben wohl auch anderen möglichen Autoren übermittelt haben. Von einer „anteilmäßig bevorzugte[n] Darstellung des Hegelschen Systems“⁸² in dem Artikel kann tatsäch-

sollte.“ – Auch in Franz Neubauers *Marx-Engels-Bibliographie* (Boppard 1979) ist kein Ästhetik-Artikel von Marx verzeichnet.

⁷⁷ Schröder: *Die Entfaltung des industriellen Kapitalismus und der Epochenwechsel im ästhetischen Denken*. S. 197. – In seinen *Literaturnachweisen* (Ebenda. S. 217, Anm. 256) verweist Schröder auf einen Aufsatz in *Arte e società* (Rom 1973. Heft 10), in dem eine Autorschaft von Marx am *NAC*-Artikel behauptet werde.

⁷⁸ Bochinski, Neuhaus: *Marx und Engels und die New York Tribune*; Schröder verweist auf S. 234f. dieses Aufsatzes.

⁷⁹ Dirk Külow: *Karl Marx' Studien zur Ästhetik im Jahre 1857. Die Untersuchung der Autorschaft des Artikels 'Aesthetics' in dem nordamerikanischen Kompendium 'The New American Cyclopaedia'*. Ein Beitrag zur wissenschaftlich-editorischen Bearbeitung der Marx-Engels-Gesamtausgabe. Diplomarbeit. Leipzig 1989 (im Folgenden: *Karl Marx' Studien zur Ästhetik im Jahre 1857*).

⁸⁰ Ebenda. S. 63; *Synopse der Textteile* S. 62f.

⁸¹ Külow: *Karl Marx' Studien zur Ästhetik im Jahre 1857*. S. 60.

⁸² Ebenda, S. 66.

lich kaum die Rede sein. Rein quantitativ nimmt die Darstellung von Hegel, Vischer und Ruge zusammen ganze 29 Zeilen ein, bezüglich des inhaltlichen Momentes wurde gezeigt, dass die Perspektive des Artikel-Autors keineswegs auf eine Hegelsche ästhetische Position schließen lässt, sondern vielmehr eindeutig einen Kantischen Standpunkt zum Ausdruck bringt.

Zum Verhältnis zwischen dem Artikel und den Marxschen Exzerpten fasst Külow das Ergebnis seiner Untersuchung wie folgt zusammen: „Neben inhaltlichen Analogien kristallisierten sich dabei auch zahlreiche formale Momente heraus, die zeigen, daß Aufbau und Inhalt des NAC-Beitrages sowie die Darstellung der darin erwähnten 31 historischen Persönlichkeiten mit den überlieferten Exzerpten von Marx korrespondieren“.⁸³ Aber dass Marx – übrigens bereits viele Jahre zuvor, nämlich 1837 – Johann Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Alterthums* exzerpiert hatte⁸⁴ und dass Winckelmann auch im Artikel genannt wird, besagt bei dessen überragender Bedeutung wenig. Gleiches gilt für Vischer. Andere im Artikel erwähnte Autoren, wie etwa Ruskin und Heinse, aber auch Alexander Gottlieb Baumgarten (!) kommen, soweit bisher bekannt, weder in Marx' Exzerpten noch in anderen eindeutig Marx zuzuschreibenden Texten vor. Wie Külow selbst einräumt, erscheint umgekehrt von den in Marx' Exzerpten zur Ästhetik genannten 42 Personen „nur nahezu die Hälfte“ in dem NAC-Artikel.⁸⁵

V

Laut den geltenden Editionsrichtlinien werden in der MEGA[®] nur Texte ediert, für die die Autorschaft von Marx/Engels bewiesen werden kann. „Gibt es hierfür keine direkten Beweise, müssen indirekte die Autorschaft belegen *und andere als Verfasser ausschließen*. [...] Eine bereits unter den Namen von Marx/Engels erfolgte Veröffentlichung, bei der die oben genannten Beweise nicht erbracht sind, ist nicht als Begründung für die Aufnahme heranzuzie-

⁸³ Ebenda, S. 61.

⁸⁴ Marx an Heinrich Marx, 10./11. November 1837. In: MEGA[®] III/1. S. 15. Hier auch die – neben einer Nennung im Vischer-Exzerpt – einzige Erwähnung von Karl Wilhelm Ferdinand Solger, der im NAC-Artikel ebenfalls behandelt wird, bei Marx.

⁸⁵ Külow: Karl Marx' Studien zur Ästhetik im Jahre 1857. S. 63. Überhaupt ist zu bemerken, dass Külow die *gegen* eine Autorschaft von Marx sprechenden Argumente keineswegs unterschlägt und es „in letzter Konsequenz“ auch für möglich hält, dass der Artikel nicht von Marx verfasst wurde (S. 64–66). Seine Annahme, dass Marx der Autor war, beruht mithin auf Abwägung.

hen.“⁸⁶ Wie vorstehend gezeigt, lässt sich für den in der *NAC* veröffentlichten Artikel „Aesthetics“ die verschiedentlich behauptete Autorschaft von Marx weder direkt noch indirekt nachweisen; ja sie lässt sich auch nicht „annähernd“ beweisen – die Mindestforderung für „eine Aufnahme als Dubiosum“.⁸⁷ Der fragliche Artikel ist also weder in den Edierten Text noch in den Anhang von Band I/15 aufzunehmen. Auch nach den Editionsrichtlinien von 1976 wäre die Aufnahme nicht zu rechtfertigen gewesen, galten doch dort als Dubiosa „Arbeiten, bei denen die Autorschaft von Marx/Engels anzunehmen, aber nicht mit ausreichender Sicherheit nachzuweisen ist“,⁸⁸ wobei insbesondere hinreichende inhaltliche Indizien gefordert wurden.⁸⁹

Letztere liegen nicht vor. Aufgrund der genannten inhaltlichen Argumente kann Marx nahezu mit Sicherheit als Verfasser ausgeschlossen werden. Das enthebt indessen nicht davon, umgekehrt auch eine plausible Erklärung dafür zu finden, dass von Marx sowohl eine Seite mit handschriftlichen Lexikonexzerpten zu Ästhetik-Autoren und ihren Werken, als auch die etwa zehn Seiten umfassende Handschrift mit Vischer-Exzerpten überliefert sind, die für den Sommer 1857 zu datieren sind, nachdem Danas Anfrage bei Marx einging. Als Erklärungshypothese sei hier angedeutet, dass Marx wohl nach dem Wunsch Danas tatsächlich Ende Mai 1857 mit Studien zu einem Ästhetik-Artikel begonnen hat⁹⁰ – als Beleg könnte die Seite mit Lexikon-Exzerpten von Autoren und Titeln gelten – und die Ästhetik nach dem Werk von Vischer, also wie gewünscht aus einer Hegelschen Perspektive, abhandeln wollte; allerdings stellten sich die stark systematisch geprägten Vischer-Exzerpte wohl bald als für einen Lexikon-Artikel unbrauchbar heraus, sowohl von den Inhalten als

⁸⁶ Die Editionsrichtlinien der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA). Berlin 1993. S. 17f., 49 (Hervorhebung G.H.).

⁸⁷ Ebenda.

⁸⁸ Abgedruckt ebenda. S. 123–216, S. 126.

⁸⁹ Siehe Sperl und Taubert: Zu einigen Fragen der Autorschaftsbestimmung. Bei ihrer Spezifizierung der „inhaltlichen Kriterien“ bemerken Sperl und Taubert: „Die bisherigen Untersuchungen zeigen, daß inhaltliche Kriterien für die Autorschaft stärker als bisher üblich relativiert werden müssen. Die in früheren Editionen oft als Autorschaftsbeweis sehr pauschal genannten inhaltlichen Gesichtspunkte können – wie nähere Untersuchungen zeigen – gleicherweise auch anderen möglichen Autoren zugeschrieben werden. [...] Die Tatsache, daß ein Artikel nichts enthält, was den Anschauungen von Marx/Engels widerspricht, ist für sich genommen nicht als hinreichender Autorschaftsbeweis anzusehen.“ (Ebenda. S. 112f.)

⁹⁰ Insofern sind die oben genannten Aussagen, Marx habe im Juni 1857 für einen Ästhetik-Artikel gearbeitet (MEW. Bd. 12. S. 770; sowie Schröder: Die Entfaltung des industriellen Kapitalismus und der Epochenwechsel im ästhetischen Denken. S. 197), durchaus plausibel, nur sollten sie als Hypothese formuliert werden, um nicht eine Autorschaft von Marx an dem *NAC*-Artikel zu unterstellen.

auch vom Umfang her. Ob Marx aus diesen Gründen die Arbeit abgebrochen hat oder ob er das von Dana gesetzte Zeitlimit nicht einhalten konnte und dieser deshalb einen anderen Autor beauftragt hat, kann anhand der Überlieferungslage nicht entschieden werden; der Marxsche Text aber ist Torso geblieben und die Exzerpte sollten deshalb in der Vierten Abteilung der MEGA[®] abgedruckt werden.

VI

Abschließend sollen in knapper Form noch Gründe für die Annahme vorgebracht werden, dass Adolf Douai als Verfasser des Artikels in der *NAC* anzusehen ist – kurioserweise ein Autor, der später indirekt noch mit Marx in Verbindung getreten ist.

Der Autor des Lexikonbeitrages über Ästhetik musste über ein Anforderungsprofil verfügen, das sich folgendermaßen beschreiben lässt: Er musste mit der Philosophie der Kunst, aber auch mit Literatur und Musik (die im Artikel behandelt werden) vertraut sein; er musste nicht nur deutsch lesen können, sondern auch bestens mit der deutschen philosophischen Tradition (Schulbildungen etc.) bekannt sein; der Autor muss auch weitere Beiträge aus dem thematischen Umfeld verfasst haben, da er sonst nicht in der „List of Contributors“ am Ende des Lexikons enthalten wäre; und er muss von Beginn an (Buchstabe A) zu den Autoren des Lexikons gehört haben (wie dies auch bei Marx der Fall war). Insbesondere dieses letztere Kriterium führt zum Ausschluss von zahlreichen potentiellen Autoren unter den 360 Beiträgern, denn viele der ähnliche Themen abhandelnden Autoren haben erst zu einem späteren Zeitpunkt die Mitarbeit aufgenommen.⁹¹ Als mögliche Verfasser übrig bleiben dann eigentlich nur noch Julius Bing (Artikel u. a. zu Cervantes, German Literature, Klopstock, Kotzebue „&c.“), Orestes A. Brownson (Absolute, Atheism), Adolf Douai (Arabian Literature, Aristotle „&c.“), Ralph Waldo Emerson (Alcott) und Herman Raster (Austria, China, Germany und 21 weitere Artikel, „&c.“).⁹² Unter Berücksichtigung der anderen Kriterien aber kommen nur noch

⁹¹ So beginnt die Mitarbeit von Henry B. Smith, der die Artikel zu Kant, Hegel und Schelling (u. a.) verfasst hat, erst beim Buchstaben C; die von William L. Symonds (Artikel u. a. zu Latin Literature, Mythologie, Philosophy) desgleichen, die von Charles S. Weyman (u. a.: Painting, Literature of the United States, Schiller) erst ab Buchstabe H etc.

⁹² Dass Charles Anderson Dana mangels eines Autors den Beitrag zur Ästhetik selbst verfasst hat, ist unwahrscheinlich, finden sich doch von ihm, beginnend beim Buchstaben B, fast ausschließlich biographische und einige geographische Artikel.

Douai oder Raster als Autoren in Frage, da bei Brownson und Emerson keine weiteren Artikel („&c.“) im Autorenverzeichnis genannt sind und sie zudem nicht deutsch lasen und mit der deutschen Philosophie nicht *unmittelbar*⁹³ vertraut waren; letzteres gilt auch für Bing. Bei dem deutschen Immigranten Herman Raster handelt es sich um den Redakteur der *New Yorker Abendzeitung*, in der die *NAC* am 29. Dezember 1857 überaus positiv rezensiert worden war, unter besonderer Hervorhebung der Artikel „Absolute“ (Autor: Brownson) und „Aesthetics“. Allerdings fällt auf, dass in der Fülle der von dem Journalisten und Finanzbeamten Raster verfassten Artikel sich – von zwei Ausnahmen abgesehen – keine zu abstrakten oder philosophischen Gegenständen befinden.⁹⁴ Auf Douai⁹⁵ hingegen treffen alle der oben genannten Anforderungen zu: Er hatte an der Universität Leipzig Theologie und Philosophie, insbesondere Kant und Hegel, studiert und in Königsberg promoviert, bevor er in der Folge der 1848er Revolution in die USA emigrierte, wo er eine große Zahl politischer, reformpädagogischer und literarischer Schriften verfasste und auch Komposition unterrichtete – zu seinen Schülern gehörte auch ein Cousin von Charles Dana; mit letzterem sowie mit George Ripley war Douai gut bekannt, so dass er von Beginn an zu den Autoren der *NAC* zählte. Nimmt man aufgrund dieser Indizien einmal Douai als Verfasser des „Aesthetics“-Artikels an, dann lassen sich noch weitere Hinweise finden. So kann der in einem Beitrag zur Ästhetik eigentlich ungewöhnliche Verweis auf Herbart mit den pädagogischen Ambitionen Douais als Schul- und Kindergartengründer erklärt werden. Vor allem aber erwähnt Douai in seinen autobiographischen Aufzeichnungen neben seiner Beiträge zur *NAC* auch noch das von Alexander Schem herausgegebene *Deutsch-amerikanische Conversationslexicon*⁹⁶, für das er ebenfalls Einträge zu den Buchstaben A bis D abgefasst habe.⁹⁷ Ver-

⁹³ Ansonsten wäre der Transzendentalist Emerson sicherlich ein ernstzunehmender Kandidat.

⁹⁴ Die Ausnahme bilden zwei Beiträge zu Fichte und Faust. Die Angaben zu Herman Raster (1828–1891) wurden der *Historical Encyclopedia of Illinois* (Chicago 1905) entnommen.

⁹⁵ Zu Douai: Justine Davis Randers-Pehrson: *Adolf Douai 1819–1888. The Turbulent Life of a German Forty-Eighter in the Homeland and in the United States*. New York, Washington etc. 2000. Claus Baumgart: *Aus Altenburg über Texas nach New York. Das bewegte Leben des Karl Daniel Adolf Douai*. In: Manfred Lechner, Peter Wilding (Hrsg.): *„Andere“ Biographie und ihre Quellen. Biographische Zugänge zur Geschichte der Arbeiterbewegung*. Wien, Zürich 1992. S. 37–46.

⁹⁶ Alexander Schem (Hrsg.): *Deutsch-amerikanisches Conversationslexicon*. 11 Bde. New York 1869–74.

⁹⁷ „I instructed a cousin of Chas. A. Dana in musical grammar and composition... a labor whereby every one dollar paid lesson entailed 3–5 hours preparation, and thereby educated myself in the theory of music. Also I was active in literary work. For Dana and Ripley’s work the ‘American Cyclopaedia’ I delivered a number of philosophical and geographic articles under

gleichet man den Beitrag „Aesthetik“ im *Conversationslexicon* mit dem *NAC*-Artikel, so zeigen sich an vielen Stellen Übereinstimmungen bis in die Formulierungen hinein.⁹⁸ Dass Schem, der ebenfalls eine Reihe von Artikeln für die *NAC* verfasst hat, der Autor ist, muss als höchst unwahrscheinlich gelten.⁹⁹ Vielmehr kann mit hinreichender Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass Adolf Douai auch der Autor des *NAC*-Beitrages zur Ästhetik ist.

Dieser Befund führt insofern wieder zu Marx zurück, als Douai – durchaus ein Sozialist und Anhänger Marxscher Ideen – auch für Marx kein Unbekannter war, wollte er doch 1877 das *Kapital* ins Englische übersetzen.¹⁰⁰ Nachdem Marx aber durch Friedrich Adolph Sorge abgeraten wurde – Douai sei ein „Vielschreiber und darum oft recht seicht und oberflächlich“¹⁰¹ –, kam das Projekt nicht zur Ausführung. Das war vielleicht auch gut so, denn Marx hatte sich bereits im Oktober 1877 über einen „Bursche[n]“ geärgert, „der nicht das ökonomische ABC kennt, [aber] groteske *Enthüllungen* über die ‚Gesetze‘ der Krisen“ im *Vorwärts* veröffentlicht habe, ohne zu wissen, dass es sich dabei um Douai handelte.¹⁰² Dieser allerdings blieb ein treuer Parteigänger von Marx und war einer der Redner der New Yorker Trauerfeier nach dessen Tod.¹⁰³

the letters A to D. [...] I contributed many articles dealing with the first letters of the alphabet to Schem's 'Deutsch-Amerikanische[s] Conversationslexicon' (1869) and also similar articles for 'Ripley's American Pedagogical Cyclopaedia' as well as articles in the first part of the work." – Ich danke Martin Wulstein, einem der Nachfahren Douais, für Auskünfte und die briefliche Mitteilung dieser Passagen der Autobiographie.

⁹⁸ Ein detaillierter Vergleich muss in diesem Rahmen unterbleiben; die oben (Anm. 38) zitierte Passage zu Schiller findet sich hier aber ebenso wie der Gedanke aus dem *NAC*-Artikel, dass Hegel in der Ästhetik an Schiller anknüpfe u. a.

⁹⁹ Schem hat, beginnend mit Buchstabe D, ausschließlich Artikel zu theologischen Sujets verfasst.

¹⁰⁰ Siehe Marx an Friedrich Adolph Sorge, 27. September 1877. In: MEW. Bd. 34. S. 295.

¹⁰¹ Sorge an Marx, 19. Juli 1878.

¹⁰² Marx an Sorge, 19. Oktober 1877. In: MEW. Bd. 34. S. 303.

¹⁰³ Siehe: Ihre Namen leben durch die Jahrhunderte fort. Kondolenz und Nekrologe zum Tode von Karl Marx und Friedrich Engels. Berlin 1983. S. 211–24.

„Wer zahlt den Dynamit?“ Ein neu entdeckter Artikel von Friedrich Engels

Renate Merkel-Melis

Die Arbeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe birgt immer wieder Überraschungen. Das gilt auch für Texte, die schon jahrzehntelang bekannt und ihren Autoren zugeschrieben worden sind. Trotzdem konnte jüngst im Zuge der Editionsarbeiten an Band I/30 der MEGA eine neue Version eines Artikels von Engels aufgefunden werden.

Am 29. Januar 1885 erschien, mit Datum vom 25. Januar, im Züricher „Sozialdemokrat“ (Nr. 5, S. 1, Sp. 1/2) ein Artikel von Friedrich Engels unter der Überschrift „Kaiserlich Russische Wirkliche Geheime Dynamiträthe“. Er galt einem Ereignis, das seinerzeit Aufsehen erregt hatte: drei Dynamitexplosionen in London am Nachmittag des 24. Januar. Neben den umfangreichen theoretischen Arbeiten, mit denen Engels vor allem am „Kapital“ befasst war – der Redaktion des 2. Bandes und der Sichtung der Entwürfe zum 1. Kapitel von Buch 3 –, verfolgte er aufmerksam das aktuelle politische Geschehen. Im Jahre 1884 hatten sich vielerorts terroristische Anschläge ereignet. Nach Niederschlagung der Pariser Kommune und der anschließenden Verfolgung der Arbeiterbewegung in mehreren europäischen Ländern folgte in den 1880er und 1890er Jahren eine Welle individueller Gewalt, ausgeführt von einzelnen Attentätern, Verschwörergruppen und berufsmäßigen Banden. Es kam zur Ermordung führender Regenten, Attentaten auf verhasste Staatsdiener und Einrichtungen, Bombenanschlägen zur Unterstützung von Streiks bis hin zu wahllosen Terrorakten gegen Orte bürgerlicher Vergnügungen. Die Gewaltwelle wurde von den Regierungen für weitere Repressionen gegen die aufstrebende Arbeiterbewegung benutzt. Die Regierung Russlands hatte zudem großes Interesse daran, mit jenen europäischen Ländern, in denen sich russische Revolutionäre organisierten, Auslieferungsverträge abzuschließen, um ihrer Gegner habhaft zu werden. Kein Wunder also, dass der Verdacht entstand, einige Anschläge seien bewusst von einheimischen Behörden oder Agenten der russi-

schen Regierung inszeniert worden. Auch Bismarck dienten schließlich derartige Attentate als Vorwand, eine Verlängerung der Sozialistengesetze durchzusetzen. „Der Sozialdemokrat“ bekundete seine Sympathie mit den „gehetzten nihilistischen Brüdern“ und den irischen Pächtern, die von ihren Landlords ins Elend gejagt worden seien, verurteilte jedoch die „feige[n] Kanaillen, die aus bloßem, halb blödsinnigem Blutdurst die Leben Hunderter von unschuldigen Menschen, von Weibern und Kindern bedrohen“. Er sprach von der Existenz einer internationalen Dynamitbande, einer „Verschwörung gewissenloser ... Gewaltmenschen“, von deren Machenschaften die Zeitungen voll wären.¹

Die historisch-kritische Edition der Artikel von Marx und Engels bedingt eine besonders sorgfältige Untersuchung der Überlieferungs- und Wirkungsgeschichte. Gerade bei dem genannten Artikel von Engels lässt sich beobachten, dass dieser vielfältige Anstrengungen unternahm, um die darin geäußerten Gedanken zu verbreiten. In einem undatierten, wohl zur gleichen Zeit geschriebenen Brief an Paul Lafargue bekundete er ähnliche Überlegungen, wie er sie in der ersten Hälfte seines Artikels entwickelt hatte. Diesen Brief sandte Lafargue an Jules Guesde „pour qu’il en fasse usage“. „Elle vient à propos“, fuhr er fort. „Ces dynamitades, même à Paris, ont paru louches“, und er verwies auf einen Artikel in „Le Temps“, in dem die Vermutung geäußert wurde, dass hinter einigen den Iren zugeschriebenen Anschlägen in London in Wirklichkeit die Polizei stünde.² Guesde veröffentlichte den Brief mit dem Hinweis, dass er ihn aus London „d’un des vétérans de nos grandes luttes sociales“ erhalten habe, unmittelbar darauf im „Cri du peuple“³

In der Folgezeit wurde Engels’ Artikel aus dem „Sozialdemokrat“ mehrfach nachgedruckt. Mit der offensichtlich irrtümlichen Datierung vom 16. Januar erschien er in polnischer Übersetzung.⁴ Die Redaktion gab in einer kritischen Nachbemerkung zu bedenken, dass Engels’ Beweise für seinen Kommentar über die Hintergründe der Londoner Explosionen zu schwach seien. Der Bis-

¹ Die irischen Dynamiter rühren ... In: Der Sozialdemokrat. Zürich. Nr. 10, 6. März 1884. S. 3, Sp. 3, bis S. 4, Sp. 1. – Siehe auch: Dynamit allüberall. Ebenda. Nr. 11, 13. März 1884. S. 3, Sp. 2.

² Paul Lafargue an Engels, [29. Januar 1885]. In: Friedrich Engels. Paul et Laura Lafargue. Correspondance. Textes recueillis, annotés et présentés par Émile Bottigelli. Paris 1956. T. I. 1868–1886. S. 262.

³ Jules Guesde: Cherchez le Russe. In: Le Cri du peuple. Paris. Nr. 461, 31. Januar 1885. S. 1, Sp. 1/2.

⁴ Fryderyk Engels: Rzeczywiści tajni radcy dynamitowi jego cersarskiej mości cara Wszzechrosyi. In: Walka Klas. Organ Międzynarodowej socyjarno-rewolucyjnej partyi. Genf. Nr. 9, Januar 1885. Innenseite des hinteren Umschlags.

marckstaat und die französische Regierung unter Jules Grévy und Léon Gambetta seien in der Wahl ihrer Mittel nicht weniger skrupellos.

Nachdrucke aus dem „Sozialdemokrat“ erschienen als „Betrachtungen über die letzten Londoner Dynamit-Explosionen“ im „Volksfreund“, Brünn⁵, sowie unter der Überschrift „Friedrich Engels über die letzten Londoner Dynamit-Explosionen“ in der Budapester „Arbeiter-Wochen-Chronik“⁶. Eine dänische Übersetzung des Engelsschen Artikels wurde unter der Überschrift „Dynamitattentatene i London afslørede“ im „Social-Demokaten“, Kopenhagen, publiziert.⁷ Sie enthält im Text als Zusatz den Hinweis auf ein Bombenattentat im Gebäude der Admiralität, durch das ein Unterstaatssekretär verletzt wurde.

Handelte es sich in den genannten Fällen um Nachdrucke bzw. mehr oder weniger wörtliche Übersetzungen, wurde bei der weiteren Untersuchung eine andere, bedeutend abweichende Version des Textes zutage gefördert. Sie erschien mit dem Datum vom 27. Januar 1885, gleichfalls unterzeichnet von Friedrich Engels, in „Der Sozialist“, New York, Nr. 7, 14. Februar 1885, S. 1, Sp. 3 und trägt die Überschrift „Wer zahlt den Dynamit?“.

„Der Sozialist“, das in New York erscheinende „Zentral-Organ der Sozialistischen Arbeiter-Partei von Nord-Amerika“, wurde von Engels regelmäßig gelesen. Das Blatt veröffentlichte in der Folgezeit auf der Grundlage der englischen Fassung eine deutsche Übersetzung seines Artikels „England im Jahre 1845 und England im Jahre 1885“⁸ sowie aus dem Beitrag „Zur Geschichte des Bundes der Kommunisten“ innerhalb des Artikels „Märzgedanken und Erinnerungen“ eine gekürzte und veränderte Fassung der „Forderungen der kommunistischen Partei in Deutschland“⁹.

In dem 1885 erschienenen Artikel „Wer zahlt den Dynamit?“ werden, abweichend vom Aufbau in dem vorangegangenen Beitrag im „Sozialdemokrat“ und in veränderter Form, zunächst die gleichen Sachverhalte mitgeteilt: die Information über die drei irischen Attentäter nachgesagten Explosionen in London, ein Zitat der russischen Publizistin Ol’ga Novikova aus der „Pall Mall Gazette“ vom 15. Januar 1885 mit der Aufforderung an England, die russischen Flüchtlinge auszuliefern.¹⁰ Die Parallelen zwischen beiden Artikeln lie-

⁵ Nr. 3, 13. Februar 1885. S. 1, Sp. 2/3.

⁶ Nr. 10, 8. März 1885. S. 1, Sp. 1/2.

⁷ Nr. 101, 30. April 1885. S. 1, Sp. 3/4.

⁸ Nr. 23, 6. Juni 1885. S. 1, Sp. 1–3.

⁹ Nr. 12, 19. März 1887. S. 3, Sp. 1/2.

¹⁰ Die russische Publizistin Ol’ga Alekseevna Novikova, die sich im Herbst und Winter 1876 und 1877 in London aufhielt, galt als enge Vertraute William Gladstones, des führenden liberalen Oppositionspolitikers. Beide unternahmen in jener Zeit gemeinsame Anstrengungen – auch

gen ferner in der Veröffentlichung des Auslieferungsvertrags zwischen Russland und Preußen, der Vermutung, dass die Explosionen von anderer Hand inszeniert wurden, und dem Hinweis auf die 1874 von der russischen Regierung initiierte Banknotenfälschung. Darüber hinaus führt Engels im letztgenannten Artikel zwei Beispiele an, die im „Sozialdemokrat“ nicht genannt worden waren: als Zeugnis für die Willfährigkeit der preußischen Regierung gegenüber Russland die Auslieferung des russischen Revolutionärs Lev Grigor’evič Dejč (bekannt als Leo Deutsch) vom Sommer 1884 sowie die Warnung, die die Londoner Polizei dem Volkstümmler Lev Gartman vor einem Komplott der russischen Polizei zukommen ließ, demzufolge geplant war, ihn auf einem Schiff nach Belgien zu bringen, von wo aus er an Russland ausgeliefert worden wäre.

Besonders das Schicksal des 1884 verhafteten russischen Sozialisten Leo Deutsch, das Engels in seinem Artikel erwähnt, löste in Deutschland große Anteilnahme aus. Seine einige Jahre später veröffentlichten Erinnerungen (Leo Deutsch: Sechzehn Jahre in Sibirien. Erinnerungen eines russischen Revolutionärs. Stuttgart 1904) sind in verschiedenen Sprachen erschienen und wurden mehrfach aufgelegt.¹¹

mittels aufeinander abgestimmter Presseartikel –, die britische Öffentlichkeit gegen die Versuche der konservativen Regierung Disraeli, Großbritannien auf die Seite der Türkei in den russisch-türkischen Krieg (1877/78) zu ziehen, zu mobilisieren. Vor dem Hintergrund der von Türken begangenen Gräueltaten an christlichen bulgarischen Bauern entfaltete der tief gläubige Gladstone eine rege Agitationstätigkeit gegen die eher protürkische Haltung der konservativen Regierung Disraeli. (Siehe zum Beispiel seine damals weit verbreitete Schrift „The Bulgarian Horrors and the Question of the East. London 1876.) Dazu nötige Informationen erhielt er von Ol’ga Novikova. Diese stand im Verdacht, diplomatische Agentin der russischen Botschaft in London oder des Zaren selbst zu sein, mit dem Ziel, die britische Öffentlichkeit im Interesse Russlands gegen die Türken zu beeinflussen. Tatsächlich übte die rührige Publizistin nicht nur auf Gladstone und andere Liberale einen starken Einfluss aus, sondern auch auf die öffentliche Meinung in England. (Siehe Anne Isba: Gladstone and Women. New York 2006. S. 171–173.) – Marx suchte in diesen Jahren ihm zugängliche geheime Informationen über die Beziehungen zwischen Novikova und Gladstone, in der englischen Presse unterzubringen. Maltman Barry, 1871/1872 aktives Mitglied der IAA und 1872–1874 Mitglied des British Federal Council, verfasste auf der Grundlage des Marxschen Materials drei Artikel für konservative Blätter. (Zur Mitarbeit von Marx an den Anti-Gladstone-Artikeln Maltman Barrys. In: MEGA² I/25. S. 1169–1174.) – Engels kannte Marx’ Bemühungen um eine rasche Veröffentlichung des geheimen Materials. (Marx an Engels, 5. und 7. März 1877. – Siehe auch Marx an Friedrich Adolph Sorge, 27. September 1877.)

¹¹ Lev Grigor’evič Dejč (Leo Deutsch), ein im Schweizer Exil lebender russischer Revolutionär, war einer der Mitbegründer der Gruppe „Befreiung der Arbeit“ (1883), die sich die Verbreitung Marxscher Schriften in Russland zum Ziel gesetzt hatte. Im März 1884 reiste er unter dem Namen Aleksandr Buligin nach Deutschland ein. Er führte russische sozialistische Schriften und einige Exemplare des „Sozialdemokraten“ mit sich, die in der Schweiz gedruckt worden

Engels' Fazit der Londoner Anschläge lautete: „Nach meiner auf langjährigen Studien beruhenden Kenntniß der Handlungsweise der russischen Diplomatie und ihren anerkannten und verläugneten Agenten stehe ich nicht an, meine Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß es jetzt an Rußland ist, nachzuweisen, daß hinter den Londoner Explosionen *keine russische Hand steckt*.“¹² Im „Sozialdemokrat“ hatte er sich noch eindeutiger geäußert: „Ich stehe also nicht an, bis auf Weiteres die Londoner Explosionen vom 24. Januar 1885 auf die Rechnung Rußlands zu stellen. Irische Hände mögen den Dynamit hingelegt haben, es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein russischer Kopf und russisches Geld dahinter standen.“ Und er fuhr fort: „Den russischen Revolutionären ist ihre Kampfweise durch die Noth, durch die Aktion ihrer Gegner selbst vorgeschrieben. Für die Mittel, die sie anwenden, sind sie ihrem Volk und der Geschichte verantwortlich.“¹³ Der Artikel im „Sozialist“ endet mit den Worten: „Die Rolle, die danach den westeuropäischen Dynamitern, Propagandisten der That und anderen Karrikaturen von Schinderhannes und Rinaldo Rinaldini zufällt, mögen sie sich selbst klar machen.“¹⁴

Mit seiner Bezugnahme auf die „Propagandisten der That“ verwies Engels vermutlich auf eine in jener Zeit auf beiden Seiten des Atlantik geführte Diskussion über Johann Mosts Theorien zum Anarchismus. Seit den 1880er Jahren orientierte sich ein Teil der Anarchisten unter dem Eindruck der Attentate der Narodniki (Volkstümler) in Russland und angesichts der zunehmenden eigenen Isolation von der Arbeiterbewegung an einer Strategie, die sie „Propaganda der Tat“ nannten. Durch gezielte Anschläge auf verhasste Autoritäten des Staates wollte man einerseits die Repräsentanten des herrschenden Systems beseitigen und andererseits dem Volk Mut machen, sich zu erheben. In

waren und nun über die Grenze nach Deutschland und von dort weiter nach Russland geschmuggelt werden sollten. Er wurde jedoch in Freiburg i.Br. denunziert und verhaftet. Der badische Staatsanwalt zog das Ermittlungsverfahren in die Länge, um sich mit der russischen Polizei in Verbindung setzen zu können, die Dejč wegen Mordversuchs und revolutionärer Umtriebe suchte. Schließlich wurde dieser unter Verletzung deutschen Rechts heimlich an die russische Grenze gebracht, dort zunächst an Preußen und dann an Russland ausgeliefert, wo er zu mehrjähriger Verbannung nach Sibirien verurteilt wurde. Der „Sozialdemokrat“ hatte über die Verhaftung und Auslieferung Dejčs berichtet und dabei das Ungesetzliche dieses Vorganges betont. Siehe Rußlands Schergen. In: Der Sozialdemokrat. Zürich. Nr. 22. 29. Mai 1884. S. 2, Sp. 3 und Nr. 23, 5. Juni 1884. S. 2, Sp. 2/3.

¹² Friedrich Engels: Wer zahlt den Dynamit? In: Der Sozialist. New York. Nr. 7. 14. Februar 1885. S. 1, Sp. 3.

¹³ Friedrich Engels: Kaiserlich Russische Wirkliche Geheime Dynamiträthe. In: Der Sozialdemokrat. Zürich. Nr. 5, 29. Januar 1885. S. 1, Sp. 1.

¹⁴ Friedrich Engels: Wer zahlt den Dynamit? In: Der Sozialist. New York. Nr. 7. 14. Februar 1885. S. 1, Sp. 3.

Deutschland zählte der ehemalige Sozialdemokrat Johann Most zu den bekanntesten Vertretern eines individualterroristischen Anarchismus. Im Londoner und später im nordamerikanischen Exil hatte er in seinen Schriften und der von ihm herausgegebenen Zeitung „Freiheit“ Theorien des Terrorismus verkündet und die „Propaganda der Tat“ entwickelt.¹⁵

Es handelt sich mithin bei der Fassung von Engels' Artikel, die in der nordamerikanischen Zeitung „Der Sozialist“ erschienen ist, um einen anderen Text und damit faktisch um einen neuen Beitrag. Er wird deshalb im MEGA-Band I/30, der die Schriften von Engels von Mai 1883 bis September 1886 enthält, gesonderte Aufnahme finden. Es zeigt sich somit, dass das Werk von Engels, ebenso wie das von Marx, besonders hinsichtlich der umfangreichen publizistischen Arbeiten durch die im Rahmen der Gesamtausgabe notwendigen Recherchen stets noch neue Konturen gewinnt.

¹⁵ Siehe zum Beispiel Johann Most: Revolutionäre Kriegswissenschaft. [New York 1885] und seine im gleichen Jahr veröffentlichte biografische Skizze des Attentäters Reinsdorf: „August Reinsdorf und die Propaganda der Tat“. Der „Sozialdemokrat“ hatte sich sehr kritisch zu der anarchistischen Agitation Mosts geäußert. (Siehe Die irischen Dynamiter rühren ... In: Der Sozialdemokrat. Zürich. Nr. 10, 6. März 1884. S. 3, Sp. 3.)

Jonathan Meese und sein *Gruselkabinett des Dr. Erzmarx*
im Karl-Marx-Haus

Bericht von Beatrix Bouvier

Vom 15. Mai bis zum 31. August 2007 zeigte der als „Shooting Star“, Wunderkind und „Enfant terrible“ gefeierte und vom – auch internationalen – Kunstmarkt geschätzte Installations- und Performance-Künstler Jonathan Meese seine Raum-im-Raum-Installation „Das Gruselkabinett des Dr. Erzmarx (Der Getreidedaddy)“ im Karl-Marx-Haus in Trier. Bei Meese avancierte der Raum zum Raumschiff oder zur Kapsel, man könnte ihn auch als Spielzimmer bezeichnen, in dem er einen Ausschnitt aus seiner Welt präsentierte, teilweise mit Elementen, die aus anderen Ausstellungen bekannt sind. Allein zur Eröffnung kamen über zweihundert meist junge Menschen, und auch in den Folgemonaten war es vorwiegend die Altersgruppe der bis zu Dreißigjährigen, die offenbar seine Symbole, seine Assoziationen verstand und sein Lebensgefühl nachvollziehen konnte.

Die Ausstellung stieß auf große überregionale Resonanz, nicht zuletzt, weil Meese mit Ausstellungen und Theaterprojekten vornehmlich in Großstädten berühmt wurde und weil sie durch den Kontext der Kulturhauptstadt 2007 (Luxemburg und Großregion) ungewöhnlich viel mediale Aufmerksamkeit erlangte.

Begleitet und zugleich vorbereitet wurde das Meese-Projekt im Karl-Marx-Haus durch ein von dem Kurator der Ausstellung, Robert Eikmeyer, herausgegebenes Buch, das unter dem Titel „Jonathan Meese/Slavoj Žižek: Ernteschach dem Dämon. Zwei Gespräche über Karl Marx mit Robert Eikmeyer“ im Kunstverlag Ringier (Editions Christoph Keller, Zürich 2007) erschienen ist. Beide Gesprächspartner, der slowenische Philosoph und der junge Künstler, werden – wie Eikmeyer in seiner instruktiven Einführung hervorhebt – auf den für sie zuständigen „Märkten“ zu hohen Preisen gehandelt. Und je mehr jeder von ihnen die kapitalistische Ökonomie, das System bzw. den Kunstmarkt kritisiert, desto erfolgreicher funktionieren ihre Produkte als Waren innerhalb dieser Ökonomie. Beide warten wohl letztlich darauf, dass irgendetwas

passiert, aber sie tun dies weder in Askese noch in totalem Schweigen, viel eher ist es ein mit Geschwindigkeit behaftetes Schweigen: Žižek ist ein philosophischer Autor, der ungeheuer schnell denkt und schreibt – was Kritiker behaupten lässt, dass er gelegentlich schneller schreibe als denke – und der in fast allen Medien präsent ist. Jonathan Meese wiederum behauptet, nicht kreativ sein zu wollen, produziert dabei jedoch ununterbrochen. Es hat den Anschein, als überziehe er die Welt mit seinen Produkten, deren Qualität auf den ersten Blick zu sein scheint, auf letztere zu verzichten. Nun sind Mischungen des Trivialen mit dem Erhabenen wie auch der Verzicht auf Originalität und Qualität schon seit längerer Zeit Bestandteil von zeitgenössischer Theorie und Kunst. Meese aber „bedient sich der häufig monströsen Zeichen anderer, um sie in einem obszönen Akt schließlich zu entwerten“. (S. III.)

Es ist ohne Zweifel ein Spiel, wie die Gespräche mit Meese und Žižek in diesem Bändchen deutlich machen. Das Besondere bei beiden ist, dass sie jedoch – und hier ist Marx gelegentlich indirekt eine Bezugsgröße – den Anspruch oder die Hoffnung auf die Revolution nicht aufgegeben haben oder nicht aufgeben wollen. Zentrale Begriffe bei Meese sind die „Hermetische Revolution“ und die „Diktatur der Kunst“, und Filme sind für ihn wichtige Bezugssysteme. Bei Žižek wiederum wird in „Die Revolution steht bevor“, einer Re-Lektüre von Lenin, deutlich, dass er an der Vorstellung des revolutionären Augenblicks festhalten will. Für Meese kommt die Revolution auf jeden Fall, egal, woran auch immer die Revolutionen der Vergangenheit gescheitert sind. Das Wann und Wie wissen wir nicht, wichtig ist, dass die Revolution das nächste Mal nicht von den Menschen ausgehen soll, sondern von der Kunst, von den „Dingen“. Wer den Film „2001: Odyssee im Weltraum“ kennt, weiß, wovon Meese spricht. Eikmeyer hebt hervor, dass Meese damit Marx folge, für den der Historische, vor allem aber der Dialektische Materialismus ebenfalls eine Art Science-Fiction waren, indem Marx beständig über die notwendigen Bedingungen für eine Revolution reflektiere. Und bei Žižek bleibt die Hoffnung, das Festhalten an einem wenig bestimmten revolutionären Potenzial, weil es den richtigen Augenblick für eine Revolution nicht gibt und weil sie unweigerlich scheitert, sobald sie realisiert wird. Das sind die Lehren aus der Vergangenheit, und sie führen dann wohl auch zu der vielleicht befremdenden Vorstellung Žižeks von der stillstehenden Revolution. Man tue also besser gar nichts als irgend etwas, weil dieses Etwas nur die gegenwärtige, die herrschende Ideologie stabilisiere. Sein Vorschlag lautet deshalb, die elfte Feuerbach-These wieder umzukehren und sich auf die Interpretation der Welt zu beschränken, die Theorie – und die Kunst, müsste man im Hinblick auf

Meese hinzufügen. Die Botschaft von beiden wäre dann: Nur keinen Stillstand, denn wir haben eigentlich nichts zu sagen.

Die Installation Meeses im Karl-Marx-Haus spielte mit dieser „Dingpolitik“ und knüpfte an zentrale Ideen an, wie sie beispielsweise auch schon in der umfangreichen Hamburger Ausstellung von 2006 („Mama Johnny“) zu sehen waren. Mit Manifesten, Bildern, Fotografien, Plastiken, Requisiten, Skeletten und sprachlichen Versatzstücken schuf er einen bunten Marx-Reigen, der als „Gruselkabinett“ bezeichnet doch auch ein Sandkasten war, in dem etwas entstehen sollte, denn Kunst, so Meeses zentrale Aussage, entsteht aus sich selbst. Und je nachdrücklicher er den Künstler bzw. seine Person verbal klein redet, um so deutlicher rückt sie – rückt Meese – in den Mittelpunkt.



Die Installation war somit ein Ausschnitt aus der Welt des Jonathan Meese, die durch die Aura des authentischen Ortes ergänzt wurde und zu entsprechenden sprachlichen Varianten des Meese-Kosmos führte. Auch wenn es keine Ordnungskordinaten wie Raum und Zeit gibt, kaum eine Unterscheidung von Fiktion und Realität, so bleibt noch das verschlungene – aber doch identifizierbare – Referenzsystem, die individuelle Mythologie, in der vieles oder alles gleichzeitig und gleichwertig ist. Und deutlich wird, dass es keine Gewissheiten gibt, wohl aber Pathos, Pose, Parodie und immer wieder Spiegelverkehrungen, Spiele und Sprachspiele, die zusammen einen Teil von Meeses Kunst auszumachen scheinen, auf jeden Fall seinen Reiz. Wer zudem ähnlich wie Meese sozialisiert ist und seine Filmwelt kennt (vor allem „2001: Odyssee im Weltraum“ und „Zardoz“), konnte (und kann) die Figuren und Symbole wiedererkennen und das Assoziationsfeuerwerk besonders genießen. Darüber hinaus begegneten uns wohlbekannte Archetypen, Helden und Finsterlinge von der Antike bis zur Gegenwart. Meese spielte hier wie an anderen Orten mit



ihnen und versah und versieht sie nicht selten mit Dr., Saint und Erz (Ursprung: Erzengel), wodurch sie – möglicherweise – einen Bedeutungszuwachs bekommen, sprachlich und vom Klang her auf jeden Fall. Daran erfreut sich Meese ganz offensichtlich.

Darüber hinaus gab es auch im „Gruselkabinett“ Chiffren, die wir von Jonathan Meese kennen. Es sind die bereits erwähnten von Radikalität, vielleicht von Revolution, was auch im Karl-Marx-Haus nichts mit dem zu tun hatte, was wir traditionellerweise damit verbinden, hier durch den Ort jedoch verstärkt wurde. Auch mit dieser mehrfachen Verwirrung spielte Meese. Dennoch enthielt dieses Spiel so etwas wie Sehnsucht, möglicherweise nach zivilisatorischer Entgrenzung, nach radikaler Kulturexplosion. Das mag ein Traum sein, der freilich auch Ausdruck von Optimismus und Abenteuerlust ist und die Aufforderung enthält, etwas zu riskieren. Das schadet niemandem, aber optimistisch gesehen mag es gegen die Verkrustungen in der Gesellschaft helfen.

Vielleicht muss man jung sein, um sich darauf einzulassen – oder warum sonst, so mag man sich fragen, spricht Meese vor allem junge Menschen an?





Kapitalismus im 21. Jahrhundert und die alternative Globalisierung Kongressbericht über die dritte Marx-Communale 2007 in Seoul

Bericht von Kyoung Soo Kim

Vom 28. bis 30. Juni 2007 fand an der Seogang-Universität in Seoul (Südkorea) die dritte Marx-Communale statt. Die Veranstaltung – der Name leitet sich aus dem Marxschen Begriff der (Pariser) „Commune“ und dem Französischen „Biennale“ ab – wird von 25 überregionalen und fächerübergreifenden Forschungsinstituten getragen, die ein breites Spektrum politischer Positionen repräsentieren. Die erste Communale fand im Mai 2003 zum Thema „Aktualität des Marxschen Denkens im Zeitalter der Globalisierung“ statt, die zweite 2005 zum Thema „Marx: Warum ist er noch Hoffnung?“ Die dritte Communale, über die hier zu berichten ist, stand unter der Überschrift „Kapitalismus im 21. Jahrhundert und die alternative Globalisierung“. Während bei den ersten beiden Kongressen noch eine defensive Haltung vorherrschte und gefragt wurde, warum wir uns in unserem Zeitalter noch mit Marx beschäftigen sollten, war die dritte Communale ein offensiver und aktiver Diskurs; es herrschte Einigkeit darüber, dass der Realsozialismus ein gescheiterter Versuch zur Überwindung des Kapitalismus war, der Aufbau einer progressiven Bewegung im neoliberalen Zeitalter aber nicht ohne konkrete Alternative möglich sei. Die Perspektiven auf den Kapitalismus und auf Alternativen zum Kapitalismus waren auf der Communale ebenso unterschiedlich wie im politischen Leben. Ziel der Communale ist es, alle möglichen Strömungen im Marxschen und marxistischen Denken zu integrieren und aus der eventuellen Inkommensurabilität verschiedener Positionen neue Vitalität zu beziehen, die neue Erkenntnisse und Praxen in neuen Konstellationen initiiert. Diesem Prinzip wurde auch bei der Organisation der Konferenz, bei der Auswahl der beteiligten Institutionen und der Vortragsthemen, gefolgt. Insgesamt wurden neben Plenarvorträgen über 50 weitere Referate in insgesamt 16 Sektionen gehalten, die jeweils durch Koreferate rezensiert und anschließend zur Diskussion gestellt wurden.

Plenarvorträge

Der Eröffnungsvortrag wurde von Andreas Arndt (Freie Universität Berlin) zum Thema „Ökonomie der Zeit“ gehalten. Arndt untersuchte das Verhältnis der Arbeit zur Nicht-Arbeit historisch und versuchte, daraus eine Alternative

zur Arbeitsgesellschaft zu entwickeln. Wurde die Arbeit in der Antike aus der Perspektive der Nicht-Arbeit abgewertet, so wird sie im modernen Kapitalismus aufgewertet, aber dabei dem ungebrochenen Wachstum der Produktivität untergeordnet und schließlich die Nicht-Arbeit von der (kapitalistischen) Arbeit her abgewertet. Ein positives Verständnis von Nicht-Arbeit und Umgang mit freier Zeit müssten unter diesen Bedingungen erst wieder erlernt werden. Noch immer sei, mit Marx, die Verkürzung der Arbeitszeit der erste Schritt zu einem nicht imaginären, realisierbaren „Reich der Freiheit“.

Im anschließenden Hauptvortrag stellte Jin Kyoung Lee den Intellektuellen eine neue Aufgabe, indem er die „Duplikation des Lebens“ durch Klonen kritisch betrachtete und das Ziel verfolgte, ein Lebensrecht anstelle des Menschenrechts auf den Begriff zu bringen. Mit der Duplikation des Lebens habe ein Zeitalter begonnen, in dem die Ausbeutung des Lebens bereits unterhalb der Ebene des organischen Körpers stattfinde. Der Kampf gegen Patente auf Leben sei deshalb der erste Gegenstand des Kampfes für das Leben überhaupt.

Im zweiten Plenum mit dem Thema „Klassenrevolution oder Molekularrevolution?“ trugen Chang Gun Kim und Ssu Jong Yun vor, ersterer über „Neoliberalismus und relative Unabhängigkeit des Staates“. Kim untersuchte die These der relativen Unabhängigkeit des Staates, die – ursprünglich aus der neomarxistischen Staatstheorie – eine theoretische Grundlage zur Bestimmung des Entwicklungsgrades von Schwellenländern bilden könne. Sie sei wichtig, um den Charakter und die Rolle des Staates im Modernisierungsprozess auch in Südkorea zu verstehen. Letztlich habe die Theorie in der südkoreanischen Konstellation die relative Unabhängigkeit des Staates übertrieben dargestellt und dabei übersehen, dass der südkoreanische Staat seit 1990 insbesondere von großen Konzernen immer noch abhängig sei.

Ssu Jong Yun stellte in seinem Beitrag über „Molekularrevolution“ unter dem Einfluss von Felix Guattari einen Neuentwurf verändernder Praxis vor. „Molekularrevolution“ bedeute eine Perspektive der Wiederaneignung des Körpers und der Sinne und eine autonome Entwicklung aller bestehenden molekularen Elemente. Kommunismus ist nach ihm auch die totale Aneignung der Produktions- und Symbolisierungsmittel durch neue Ausdrucksweisen und eine neue Zusammenstellung des Lebens, der Schöpfung und des Kampfes und damit vor allem auch eine permanente Sozialrevolution.

In Bezug auf „Das Kapital“ untersuchte Nam Young Cheong unter dem unmittelbaren Einfluss von Negri die Bedeutung der Hegemonie der nicht-materiellen Arbeit für eine Überwindung des Kapitalismus. Arbeit, durch die Ware als nicht-materielles Produkt hergestellt werde, spiele eine immer grö-

Bere Rolle in der werterzeugenden Produktionsarbeit. Das Kapital verwertet sich selbst durch die Aneignung von Mehrarbeit, produziert aber Reichtum zu einem bestimmten Zeitpunkt in anderen Formen als durch die Aneignung von Mehrarbeit. Cheong sieht in der Hegemonie der immateriellen Arbeit die Vorwegnahme einer nicht abstrakten, sondern bestimmten Zeit.

Duk Jae Lee erläuterte „Grundrisse der ökologisch-kulturgesellschaftlichen Formation“ im Sinne eines Übergangs des Kapitalismus zur assoziativen Produktionsweise, wobei er sich auf die Darstellung der Aufgaben für eine Übergangsphase beschränkte. Seine Idee läßt sich so zusammenfassen: Von oben her sei eine überregionale, ja globale Solidarität zu fördern und eine soziale Öffentlichkeit herzustellen. Von unten her sind ein Netzwerk der ökologischen, kulturellen Commune, regionale Räte und kooperative Assoziationen, aufzubauen und damit ein Fraktalnetzwerk regionaler Einheiten zu bilden, um eine direkte Demokratie und ein autonomes Leben zu verwirklichen.

Sektionsvorträge

Die Sektionsvorträge setzten sich aus Sektionen teilnehmender Organisationen und aus Sektionen mit individuellen Referaten zusammen. Ihr theoretisches Spektrum war ziemlich breit und reichte von religiösen Sozialisten über Trotzkisten bis zu poststrukturalistischen Marxisten, die sich auf Autoren wie Deleuze, Guattari und Negri beziehen.

Die kritische Zeitschrift „The Radical Review“ und die Arbeiterorganisation „Arbeitermacht“, die in der Tradition des klassischen Marxismus stehen, halten zwar am Konzept des Klassenkampfes und der These des Primates der Ökonomie fest, wollen aber dabei auch die postmodernen Bedingungen mit einbeziehen. In ihrer Sektion „Neoliberalismus und Sozialismus im 21. Jahrhundert“ betonte Gu Hyon Nam, dass der Neoliberalismus dazu zwingt, das Klassenproblem in den Vordergrund zu rücken. In der sozialdemokratisch-keynesianischen Strategie und Einrichtung eines Netzes für die soziale Sicherheit sah er keine Alternative zur Perspektive auf eine internationale und revolutionäre Klassenpolitik.

Seongbaek Lee versuchte, unter Rückgriff auf den Ideologiebegriff das Verhältnis der Postmoderne zum Neoliberalismus zu bestimmen. Ihm zufolge ist der Postmodernismus eine Kulturlogik, die mit der Stufe des Sozialstaats übereinstimmt, dagegen stellt der Neoliberalismus eine andere, neue Stufe des Kapitalismus jenseits des Sozialstaates dar. Lee stellte mit dem neuen Begriff des „Neomodernismus“ eine dem Neoliberalismus entsprechende Kulturlogik vor; der Neomodernismus beziehe in seine geschichtliche Reflexion das eman-

zipatorische Denken von Marx bis zum Postmodernismus ein, um ein der Stufe des Neoliberalismus entsprechendes, neues emanzipatorisches Denken zu mobilisieren.

Indem sie politisch und philosophisch eine klassische Position gegenüber der Dialektik, der Klasse und dem Staatsapparat einnehmen, orientieren sich die Vertreter des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung an der Kyong-Sang-Universität an der politischen Ökonomie und stellen konkrete Alternativen zur kapitalistischen Ökonomie vor. Zunächst erörtert Sang Hwan Chang das Verhältnis von Wachstum und Verteilung in der koreanischen Ökonomie. Die Theorie des Neoliberalismus setze Wachstum der Ökonomie zur Verteilung voraus, in der Wirklichkeit aber verstärke das ökonomische Wachstum die ungleiche Verteilung. Noan Kuak plädierte deshalb dafür, das bestehende Kapitaleinkommen und die Grundrente abzuschaffen und sie in ein „sozialsolidarisches Einkommen“ zu integrieren. Seong Jin Cheong wies darauf hin, dass Reformmodelle des Kapitalismus nicht praktikierbar seien und keine nennenswerten Unterschiede zum Neoliberalismus brächten. Als Alternative stellte er seinen Entwurf einer „Beteiligungsplanwirtschaft“ vor, indem er das „Participatory Economy Modell“ von Albert¹, das „Negotiated Coordination Modell“ von Devine² sowie das „Labor-Time Calculation Modell“ von Cockshot und Cottrell³ miteinander verglich und in sein Modell zu integrieren versuchte.

Im Gegensatz zu diesen orthodoxen Gruppen stehen Wissenschaftler der „Akademie für Gesellschaftskritik“. Für sie ist der an der Arbeiterklasse orientierte Marxismus in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts praktisch gescheitert. Die Geschichte dieses Scheiterns soll hier nicht verborgen, sondern auf der theoretischen Ebene kritisch rekonstruiert werden. So gab Chi Su Kim in Hinsicht auf die kategoriale Darstellung der politischen Ökonomie einen kritischen Überblick über die Forschungsgeschichte des „Kapitals“ im 20. Jahrhundert. Min Geum rekonstruierte den Begriff des Geldes bei Marx in Bezug auf das Allgemeinheitsproblem und die Zeitproblematik; hieraus will er ein Begriffsinstrumentarium für die kritische Analyse der linken Philosophie im 20. Jahrhundert entwickeln. Darüber hinaus werden an der Akademie kritische Analysen der drei wichtigsten linken Strömungen im 20. Jahrhundert (Sozialismus, Sozialdemokratie und 68er-Bewegung) vorgenommen.

¹ Siehe Michael Albert: *Parecon: Life After Capitalism*. London 2003.

² Siehe Pat Devine: *Democracy and Economic Planning*. Cambridge 1988.

³ Siehe W. Paul Cockshot, Allin Cottrell: *Towards a New Socialism*. Nottigham 1993.

Die Gruppe „Kultur/Wissenschaft“ entwarf ein Konzept der „Kulturpolitik“, basierend auf Althusser, Gramsci, Deleuze und Guattari. Sie will eine „communale ökologische Kulturgesellschaft“ als eine alternative Gesellschaft zur FTA (Free Trade Agreement) vorstellen, wobei sie das Gewicht vor allem auf die communale Kulturrevolution und den sozialen Kampf der Kulturbewegung legt und letztlich auf eine permanente Revolution von oben und unten zielt. Nae Hie Kang machte darauf aufmerksam, dass der Communism nicht nur die verändernde Praxis, sondern auch den Bildungsprozess des Subjekts für eine zentrale Aufgabe hält. Dong Yeon Lee sprach über notwendige Reflexionen und Transformationen in der Kulturbewegung, um Alternativen zu finden, in der die Autonomie der Individuen erweitert und ein demokratisches Netzwerk der sozialen Öffentlichkeit errichtet werden kann. Kwang Hyon Shim analysierte die ökonomischen, kulturellen und politischen Brennpunkte des Übergangs zur communalen Gesellschaft, die er als eine ökologische Kulturgesellschaft im Gegensatz zur Arbeitsgesellschaft der bürgerlichen Gesellschaft verstehen will. Ihm zufolge kann der Kapitalismus nur durch die gleichzeitige Veränderung der Produktionsweise und der Subjektform überwunden werden.

Die Gruppe um die „Autonom Review“ (Sayul Peyongron-kr.) übernimmt im Grunde vollständig die Ansichten von Negri. Vor allem kommt diese Tendenz dort zum Ausdruck, wo sie – basierend auf der Behauptung einer Hegemonie der nicht-materiellen Arbeit – die Negation der Arbeitswerttheorie aufgreift und eine Solidarität der Multitude in der gesamten Welt gegenüber dem Empire als Solidarität des Kapitals mobilisieren will. Sie hat zudem Vorträge in der Sektion „Materialistische Ontologie von Deleuze“ präsentiert, um die bei Negri unzureichend entwickelten philosophischen Elemente durch Deleuze zu ergänzen. Cheong Whan Cho versuchte, über den der Arbeitswerttheorie inhärenten Zeitbegriff des 19. Jahrhunderts hinaus einen neuen Zeitbegriff vorzustellen, der dem Zeitalter der Hegemonie der immateriellen Arbeit entsprechen soll. Dazu wählte er die Begriffe von Deleuze als Ausgangspunkt: Chronos als messbare, quantitative Zeit, und Aion als unmessbare und potenzielle, anschauliche Zeit. Cho hob den Begriff Aion hervor, um die gesellschaftliche Arbeit mit diesem Zeitbegriff zu erfassen und den des 19. Jahrhunderts zu überwinden.

Cheong U Lee, ein Forscher, der sich besonders mit Foucault und Deleuze beschäftigt hat, rekonstruierte die Philosophie des letzteren auf der ontologischen Ebene und wies auf deren positiven Zusammenhang mit dem Marxschen Denken hin. Die Ontologie der Potenzialität bei Deleuze ändere sich in seiner späteren Phase zur Ethik und Politik der Abstraktionsmaschine; daraus leitet

dieser die praktische Sinnimplikation ab, Arrangements in der Wirklichkeit zu verändern. Aktuelle Aufgaben für die Marxforschung sieht Lee dort, wo die Lehre der Produktionsweise bei Marx durch den Begriff der Abstraktionsmaschine bei Deleuze zu differenzieren sei.

Ausblick

Soweit zu den wichtigsten Vorträgen, um dem Leser einen Überblick über die Strömungen in der gegenwärtigen Diskussion um Marx, Engels und den Marxismus überhaupt in Südkorea zu geben. Insgesamt war die Marx-Forschung in Südkorea seit den 1980er Jahren eher durch praktische Interessen der Durchsetzung von Veränderungen als durch das Interesse an historisch-philologischen Untersuchungen bestimmt. Wissenschaftliche und historisch-philologische Strenge konnten erst danach folgen. So haben marxistische Strömungen, die unter dem Einfluss des Poststrukturalismus standen, seitdem durch die Konzepte der Bildung des Subjekts und der „Singularität“ leidenschaftliche Debatten über die Rolle von Partei, Staat, Organisation und Individuen ausgelöst. Diese Tendenz hat die an das System der autoritären Hierarchie gewöhnten Intellektuellen, gleichgültig ob rechts oder links, auf posthierarchische Denkweisen geführt und allgemein das subtile Denken der Unterschiede in Gang gebracht.

In diesem Sinne reflektierte die Marx-Communale Entwürfe, die im Zeitalter des Marxismus-Leninismus nicht möglich waren. Wir verstehen die Anknüpfung an Marx als eine dynamische Bewegung, in der man sich nicht auf transzendente Ideen beruft, sondern versucht, die Wirklichkeit zu begreifen und auf dieser Grundlage zu verändern. Dies kann nur durch Anerkennung unterschiedlicher Meinungen und Positionen geschehen und durch das Wagnis, die eigene Auffassung durch die Konfrontation miteinander ‚aufgehoben‘ zu sehen.

Karl Marx – ein didaktisches Projekt an der Technischen Universität Darmstadt

Katja Mielenz, Michael Schmitt, Jan Carl Strack,
Alexander Vögler, Detlev Mares

Im Herbst 2007 ist das schulische Themenheft „Karl Marx. Leben und Werk aus unterschiedlichen Perspektiven“ erschienen. Es entstand aus einem didaktischen Projekt mit Studierenden am Institut für Geschichte der Technischen Universität Darmstadt, das in Kooperation mit Jürgen Herres vom Akademienvorhaben Marx-Engels-Gesamtausgabe der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durchgeführt wurde. Im Folgenden werden zunächst Verlauf und Ziele dieses Projekts aus der Sicht beteiligter Studierender und des Dozenten vorgestellt, bevor auf das Heft selbst und seine Konzeption eingegangen wird.

Die Projektarbeit

Ziel des Didaktik-Projektes war es, Leben, Werk und Wirkung von Karl Marx in zeitgemäßer Form für den gegenwärtigen Geschichtsunterricht zu präsentieren. Den Anfang bildete ein Seminar für fortgeschrittene Studierende im Sommersemester 2006, in dem sich unter der Leitung von Jürgen Herres und Detlev Mares 17 Teilnehmer und Teilnehmerinnen mit Karl Marx auseinandersetzten; eine Kerngruppe von sechs Studierenden erarbeitete im daran anschließenden Wintersemester das Heft inklusive der didaktischen Vorschläge, so dass dessen Erstellung insgesamt etwas mehr als ein Jahr in Anspruch nahm.

Die Motivation der beteiligten Studierenden war vielfältig. Manche belegten die Veranstaltung in erster Linie, um etwas über den als Namen bekannten, aber selten im universitären Lehrangebot behandelten Karl Marx zu erfahren. Andere trieb das Interesse an einer geschichtsdidaktischen Praxis, die auf das spätere Berufsziel Lehrer oder Lehrerin vorauswies.

Der Kenntnisstand vieler Studierender zum Thema „Karl Marx“ erwies sich zu Beginn der Seminarphase als ausgesprochen lückenhaft. Häufig war Marx kaum oder gar nicht Gegenstand des schulischen Geschichtsunterrichts gewesen. In der Regel waren als grobes Raster einige Grundbegriffe der ökonomischen Lehre und Geschichtsphilosophie (Basis – Überbau, Bourgeoisie – Proletariat, Kapitalakkumulation und Ausbeutung) bekannt, häufig jedoch nicht aus einer Primärlektüre Marxscher Texte. Große Probleme bestanden insbesondere bei der Verortung von Marx in seiner Zeit – die Pariser Kommune oder die Erste Internationale waren bestenfalls als Stichworte, nicht aber inhaltlich präsent.

Das Seminar bestand daher zu einem großen Teil in der Lektüre wichtiger Grundtexte von Karl Marx, die gelegentlich vollständig („Manifest der Kommunistischen Partei“), meist aber in Auszügen („Deutsche Ideologie“, „Kapital“, „Bürgerkrieg in Frankreich“) gelesen wurden. Dabei stellten sich die philosophischen und zeitdiagnostischen Bezüge als beträchtliche Barriere für ein Verständnis der Texte heraus.

Der zweite Teil des Seminars leitete zur didaktischen Aufbereitung des Themas über. Eine ausführliche Analyse von Schulbüchern, didaktischen Zeitschriften und lehrerspezifischen Internetseiten brachte das Ergebnis, dass es kaum neuere Versuche gibt, Marx für den Geschichtsunterricht aufzuarbeiten. Die Lehrpläne gestehen ihm keinen zentralen Platz mehr zu, die Schulbücher reduzieren ihn häufig zum kurzen Stichwort im Übergang von der Darstellung der sozialen Frage zur Schilderung der Anfänge der Arbeiterbewegung. Von den Schriften finden meist nur das „Kapital“ und (manchmal mit kurzen Auszügen) das „Manifest“ Erwähnung.

Erklären lässt sich dieser Befund unschwer mit dem relativen Bedeutungsverlust des Marxismus in öffentlichen Diskussionen seit der Auflösung der Sowjetunion und der DDR. Zwei Thesen stützten jedoch das Projektziel, Marx als Thema für den Schulunterricht neu zu bestimmen: Zum einen erlaubt das Ende der Ideologisierung des Marxschen Denkens eine unvoreingenommene, deutungsoffener Beschäftigung mit seinem Wirken. Dies kann in eine Historisierung des Themas münden, aber – so die zweite These – es kann auch dazu anregen, Marx neu zu lesen und zu fragen, welche Teile seines Werks weiterhin aktuell sind. Debatten zur Wiederkehr der „Linken“ und die Prekariatsdiskussion bildeten zum Zeitpunkt des Seminars den Hintergrund einer öffentlichen Diskussion, die die Frage nach der Aktualität von Karl Marx neu belebte.

Eine Person, die in den Lehrplänen keine herausgehobene Rolle mehr spielt, die aber aus der öffentlichen Diskussion doch nicht völlig verschwunden ist – dieser Widerspruch war der inhaltliche Ausgangspunkt, von dem aus das Heft zu gestalten war. Als wäre das Thema selbst nicht schon anspruchsvoll genug, galt es zugleich, diejenigen methodischen Kompetenzen der Schülerinnen und

Schüler zu entwickeln, die im Geschichtsunterricht im Mittelpunkt stehen, insbesondere die Fähigkeit zum Umgang mit Quellentexten und zum Umgang mit Bildern. Es mußten also Materialien gefunden werden, die sowohl inhaltlichen als auch methodischen Ansprüchen genügen würden.

Das Themenheft „Karl Marx“

„Karl Marx. Leben und Werk aus unterschiedlichen Perspektiven“ ist als Heft 5/2007 in der von Myrle Dziak-Mahler herausgegebenen Reihe „Geschichte betrifft uns“ des Verlages Bergmoser + Höller (Aachen) erschienen. Diese Reihe stellt Materialien zu einzelnen Themen des Geschichtsunterrichts bereit, die alle nach einem einheitlichen Muster präsentiert werden: Jedes Heft (Umfang 32 Seiten) besteht zu zwei Dritteln aus Quellen, Darstellungen und Bildern (darunter zwei farbigen Overhead-Folien). Die Materialien sind durch zielgenaue Kürzungen und Leitfragen für den Einsatz in der Unterrichtspraxis der Sekundarstufe II aufbereitet. Das letzte Drittel des Heftes bietet auf der Grundlage der zuvor präsentierten Materialien Anregungen für die Unterrichtsgestaltung sowie Klausurvorschläge, die sich aus den Lerneinheiten ergeben. Im Ergebnis der Diskussionen im Seminar wurde eine Dreiteilung des Heftes vorgenommen: Erstens sollte das Leben eines Revolutionärs vorgestellt werden, dessen Tätigkeit auch sein Privatleben bzw. das Schicksal seiner Familie stark beeinflusste. Die Freundschaft mit Engels, Marx' Haltung zur Revolution von 1848 und die Erfahrungen des Londoner Exils gingen schließlich ins Heft ein – diese Themen ermöglichten es, Lerneinheiten zum kritischen Umgang mit Quellen zu erstellen (z.B. die unterschiedlichen Darstellungen des Verhältnisses zu Engels), zum Teil Empathie für politische Flüchtlinge zu wecken und Materialien bereitzustellen, die auch in anderen Unterrichtskontexten (z.B. Revolution von 1848) Verwendung finden können.

Als besondere Herausforderung erwies sich der zweite Teil des Heftes – die Marxsche Lehre. Intensive Versuche, das „Kapital“ in die einfache Form eines Schaubilds zu zwängen, mussten ebenso aufgegeben werden wie Ansätze, die Bedeutung der Auseinandersetzung mit Hegel zu thematisieren. In beiden Fällen war ein Ausmaß an Vorkenntnissen bei den Schülerinnen und Schülern vorauszusetzen, das realistischen Erwartungen nicht standhielt.

Stattdessen wurden zwei grundlegende Ziele für diesen Teil definiert: Marx sollte zum einen als Wissenschaftler sichtbar werden, der kein lückenloses Gedankengebäude geschaffen hat, sondern in einem ständigen Prozess des Forschens und Schreibens befangen war. Aus diesem Grund sollen die Schüler zur Beschäftigung mit dem „Leitfaden“ angehalten werden, den Marx 1859 in seinem Vorwort der Schrift „Zur Kritik der politischen Ökonomie“ formulierte.

Da dieser äußerst komprimierte Text für Schüler und Schülerinnen kaum zu entschlüsseln sein dürfte, ist ihm ein Interview mit der Historikerin Beatrix Bouvier beigegeben, in dem zentrale Begriffe in möglichst zugänglicher Form erläutert werden. Als zweites Ziel sollten die Schüler im Abschnitt zur Marx-schen Lehre zu einer intensiven Auseinandersetzung mit dem „Manifest“ an-geregt werden. Dieses ist nicht nur als Stichwort in den Schulbüchern stets präsent, sondern die Passagen über die Ausbildung eines Weltmarkts unter-streichen die potentielle Aktualität von Karl Marx in gegenwärtigen Globali-sierungsdebatten.

Schier unübersehbar war die Fülle an potentielltem Material für den dritten Teil des Heftes, die Wirkung von Karl Marx. Das didaktische Ziel, die Bild-kompetenz der Schülerinnen und Schüler zu steigern, mündete in eine Lernein-heit zur Entwicklung der Marx-Porträts, vom privaten Bild hin zur Chiffre für die DDR-Staatsideologie. Zudem sollte die Dogmatisierung im Leninismus deutlich werden. Eine russische Studentin verfertigte dazu deutsche Fassungen von bisher unübersetzten Texten aus der „Pravda“ (darunter ein Gedicht), so dass das Heft an dieser Stelle sogar bislang unbeachtetes Quellenmaterial er-schließt. Schließlich war es wichtig, aktuelle Kritiker und Befürworter von Marx zu Wort kommen zu lassen, um den Schülern die Konturen der gegen-wärtigen Debatten um Marx zu verdeutlichen.

Fazit

Als „internes“ Ergebnis des Projekts lässt sich festhalten, dass allen Beteiligten zunehmend die Vermessenheit des Vorhabens bewusst wurde, ein so gewalti-ges Thema wie „Karl Marx“ in ein kurzes Heft pressen zu wollen. Doch dies entspricht sehr gut der Situation, vor die sich Lehrerinnen und Lehrer alltäglich gestellt sehen, wenn sie entscheiden müssen, welche Aspekte eines Themas in ihrem Unterricht *nicht* behandelt werden sollen. In den Vorschlägen, die sich aus dem Projekt für einen zeitgemäßen Unterricht zu Karl Marx ergeben, klaf-fen entsprechend schmerzliche Lücken. Dies gilt für die weitgehende Vernach-lässigung des „Kapital“, das Ignorieren der Internationalen Arbeiterassoziation, das fast völlige Verschweigen der sozialdemokratischen Marx-Rezeption und viele andere Aspekte mehr.

Ein wichtiger methodischer Lerneffekt ergab sich jedoch aus dem Bemühen, neben den Inhalten auch originär didaktische Ziele, im Fall dieses Heftes das Verständnis für die Multiperspektivität historischen Arbeitens und die Kom-petenz im Umgang mit Bildern, durchgehend im Auge zu behalten und auf diese Weise eine Balance zwischen inhaltlichen und methodischen Kompeten-zen bei den Schülerinnen und Schülern zu erzielen. Über diese methodischen

Kompetenzen, die am Beispiel von Karl Marx eingeübt werden können, lassen sich unter Umständen inhaltliche Aspekte des Themas, die im heutigen Geschichtsunterricht nur noch eine geringe Rolle spielen, doch in den Unterricht integrieren, so dass eine zentrale Persönlichkeit der Geschichte des 19. und auch des 20. Jahrhunderts nicht völlig aus dem schulischen Bildungskanon verschwindet.

Der mediale Marx

Jens Schröter, Gregor Schwering, Urs Stäheli (Hrsg.): *Media Marx*. Ein Handbuch. (Masse und Medium. Bd. 4.) Bielefeld: Transcript-Verlag 2006. 404 Seiten. ISBN 978-3-89942-481-2.

Rezensiert von Ernst Müller

Wenigstens in einem Punkt stimmte der Verfasser des *Kommunistischen Manifests* mit dem Pionier der Medientheorie, Marshall McLuhan, überein: in der Prognose einer Globalisierung, die der eine als ökonomische Weltgesellschaft, der andere, mehr als hundert Jahre später, als kommunikatives ‚global village‘ kennzeichnete. Doch hier enden die Analogien auch schon. Denn wenn McLuhan im Anschluss an den Begründer der Technikphilosophie Ernst Kapp seinen Medienbegriff auf eine Theorie der Organprojektion (‚extension of man‘) gründet, so greift er damit auf ein Modell zurück, das Marx durch seine Feuerbach-Kritik sicher schon überwunden geglaubt hatte. Marx’ Beschreibung des Arbeiters als Anhängsel der Maschine liest sich in gewisser Weise geradezu wie eine Kritik avant la lettre des organistischer Technikverständnisses. Dennoch glaubte McLuhan – und Jean Baudrillard wird ihn darin unterstützen – die Defizite des Marxschen Medienverständnisses durch die Feststellung zu treffen, Marx habe seiner Analyse gerade zum falschen Zeitpunkt die Maschine zugrunde gelegt und damit die implusive Dynamik der neueren Kommunikationsmedien nicht mehr verstehen können.

Nichtsdestotrotz hat diese Diskrepanz nicht verhindert, dass gerade die harten, an McLuhans ‚the medium is the message‘ orientierten Medientheorien, insbesondere nach der 1989er Krise des Marxismus, eine anhaltende Faszination auf linke Theoretiker ausübten. Und so ist es auch einer der Ausgangsbefunde der Herausgeber des *Media Marx*-Bandes, dass der Marxsche Ansatz in erstaunlicher Weise einer Vorstellung von Medientechnik als kulturellem Apriori korrespondiere. Dabei werde jedoch auf Marx und sein Erbe selbst kaum reflektiert, so dass die Herausgeber es als Desiderat ansehen, „einen *link* zwischen den an Marx orientierten Analysen der gesellschaftlichen ‚Verhältnisse‘ und denen der Medien zu liefern“ (S. 15).

Wenn sich Medientheoretiker heute eher für eine deterministische Marxlektüre interessieren, so entspringt die Medienproblematik im Marxismus, wie Rainer Leschke

in einem der einführenden Beiträge zeigt, eigentlich nicht aus der Technikphilosophie, sondern aus der politisch motivierten Kritik der traditionellen Ästhetik. Es war dabei Walter Benjamin, der – im Gegensatz zu Georg Lukács, aber auch zu Teilen der Frankfurter Schule – im vorindustriellen Begriff der autonomen Kunst kein emanzipatorisches Potential sehen konnte, es aber zugleich – und vielleicht nicht weniger illusorisch – auf das zu seiner Zeit avancierteste Medium, den Film übertrug. Erst Enzensberger habe den Medien ihren kategorialen Ort als Produktivkraft zugewiesen. Während Leschke die Medienproblematik theoretisch-strukturell im ökonomischen Kernbereich verortet, kritisiert Oliver Marchat in der zweiten der beiden Einleitungen die Anfälligkeit für einen ökonomischen bzw. technischen Determinismus und sieht darin die größte Schnittmenge zwischen Marxismus und Medientheorie. Ihm stellt er emanzipatorische Medientheorien entgegen, wobei er Massenmedien als Manipulations-, Kommunikations- und Hegemonieapparate unterscheidet.

Der Band *Media Marx* versammelt Autoren unterschiedlicher Disziplinen: neben Medienwissenschaftlern, vor allem des Sonderforschungsbereichs *Medienumbrüche* der Universität Siegen, Literatur- und Kunstwissenschaftler, Mathematiker, Soziologen, Philosophen, Politikwissenschaftler und Historiker. Doch ist die Interdisziplinarität der Autoren sicher nicht der Grund für eine Heterogenität von konzeptionellen Positionen, die sich bis in die Gliederung des Bandes hinein auswirkt. Zudem wird weder von den Herausgebern noch von den meisten Autoren terminologisch exakt bestimmt, was jeweils unter Medium verstanden wird. Zwar setzen die Herausgeber einen an technischen bzw. technologischen Dispositiven orientierten Medienbegriff voraus; indem sie aber auch Fetisch, Arbeit, Geld als ‚allgemeine Medien‘ bei Marx unterstellen, verwenden sie zugleich einen eher philosophischen Medienbegriff. Zeigt das einen Bruch in gegenwärtigen Medientheorien überhaupt an, basiert die gleichrangige Behandlung von Telefon oder Fotografie einerseits, Geld oder Arbeit andererseits auf einem Medienbegriff, der entweder anthropologisch ist oder (im Sinne Luhmanns oder Parsons) immer schon auf Kommunikation bezogen wird; eine kritische Begriffsgenealogie sowie eine Kritik des Medienbegriffs hätten hier nahegelegen. Würden die technischen Medien selbst als Verdinglichungsformen des historischen Kapitalverhältnisses interpretiert, dann ließen sich auch die wesentlichen kategorialen Vermittlungsformen des Kapitals bei Marx und die technischen Medien im engeren Sinne miteinander verbinden. Hinweise dazu finden sich u. a. im Beitrag von Markus Stauff, der die Orientierung an einzelner Medien kritisiert und eine zu entwickelnde Marxistische Medientheorie analog zur Kritik der Politischen Ökonomie als Kritik der Medienwissenschaft verstanden wissen möchte.

Das erste Kapitel behandelt unter dem Stichwort *Marx'sche Medien* Fetisch, Arbeit und Geld. Leander Scholz unternimmt eine assoziationsreiche Verknüpfung des Wa-

renfetischbegriffs mit Ernst Kantorowicz' *The King's Two Bodies*: in der Analogie, dass sich der Wert einer Ware in einer ganz andersartigen Ware spiegele wie der König im Untertan und der Untertan im König, will Scholz einen Restbestand politischer Theologie erkennen. Niklas Hebing rekonstruiert Hegels zentralen Begriff des Systems von Mitteln als Zentrum seines Arbeitsbegriffs. Und Nadja Gernalzick kommt zu dem Befund, dass sich die Geldtheorie von McLuhan gar nicht so sehr von der Marxschen unterscheidet, so dass seine arbeitswerttheoretisch fundierte Erklärung des repräsentativen Geldes im paradoxen Verhältnis zur Aufwertung des Geldes als eines eigenständigen Mediums stehe. Zum eher philosophischen Medienbegriff zählt auch die Zahl, deren modern-magische Funktion Claus Peter Ortliebs im Anschluss an Alfred Sohn-Rethel darstellt: Zahlen seien in der modernen Gesellschaft das einzige evidente Medium, um sich über den Zustand der Welt zu verständigen.

Widmet sich das zweite Kapitel den traditionellen oder vortechnischen *Künsten* und der Literatur, so untersuchen das zentrale dritte und das vierte Kapitel die Medien im engeren technischen Sinne: chronologisch werden die *Medien vor und während Marx* (Flugblatt/Plakat, Camera obscura und Fotografie, Telegrafie) sowie *Medien nach Marx* (vom Radio über Fernsehen, Video, Plattenspieler, Computerspiele bis zum Internet) analysiert. Dieses Kapitel zu politischen Medien (Presse, Flugblatt, Plakat) reicht von Äußerungen von Marx und Engels zur Presse bis zur Plakatkunst in der DDR und dem bekannten Verlust der von Marx hochgeachteten Pressefreiheit in den sozialistischen Ländern (Daniel Müller). Sven Strasen referiert neomarxistische Literaturtheorien, Klaus Kreimeier (vorrangig französische) Kino- und Filmtheorien, Rainer Leschke vor allem Benjamins und Brechts Radiotheorien. Im vierten Kapitel *Industrien* wird die Kultur- bzw. Medienindustrie untersucht. Angehängt ist dem Band die deutsche Erstveröffentlichung eines Gesprächs zwischen Gilles Deleuze und Félix Guattari zum *Kapitalismus* mit dem selbstreferentiellen Untertitel: *Ein sehr spezielles Delirium*.

So ist der *Ein Handbuch* untertitelte Band zwar eher ein Sammelband – allerdings einer mit vielen lesenswerten Ansätzen. Die genauen Stellenkommentare zeigen, dass Marx seinen Blick zwar nur selten auf die technischen Medien gerichtet hat, von einer pauschalen Medienblindheit aber nicht gesprochen werden kann, zumal viele seiner Äußerungen durchaus prognostischen Charakter haben. Matthias Bickenbach nimmt Derridas Metapher von Marx' Gespenstern auf, wenn er dessen literarische Verwendung des Daguerreotyp bezogen auf Napoleon III. selbst historisch-materialistisch entschlüsselt. An den beiden Stellen, an denen Marx sich zur Fotografie äußert, kennzeichnet er genau diejenigen Industrien als Hauptindustrien, die heute als die der medialen und industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts begriffen werden. Zugleich hat er die Überwachungstechniken des Staates im Blick.

Einem theoretisch-strukturellen Ansatz kommt vielleicht Jens Schröter am nächsten. Er fasst die Beziehung zwischen Medien und Kapitalverhältnis nicht äußerlich, sondern zeigt in Kapiteln zur Telegrafie und zum Internet deren wechselseitiges Bedingungsgefüge auf. Medien interpretiert er am Beispiel der Telegrafie als ‚sedimentierte gesellschaftliche Verhältnisse‘, die er – ein wenig einer Mode der letzten Jahre folgend – vor allem als Theorie des ‚automatischen Subjekts‘ (des Wertes) durchdekliniert. Allerdings bestätigt Schröter an der Geschichte der Telegrafie, dass deren Einführung sogleich von den Protagonisten selbst in der Einheit von Kapital- und Klassenverhältnissen gesehen wurde. Wenn Marx die Geschichte der Erfindungen des 19. Jahrhunderts auch als „Kriegsmittel des Kapitals wider Arbeiteremeuten (sic)“ (MEW 23. S. 459) fasst, dann ist das McLuhans kitschiger Mythologie von der barmherzigen Florence Nightingale, die vom Leiden telegrafisch erfuhr, überlegen. „So ist der Telegraph weit entfernt davon, wie McLuhan behauptet, Einsatzpunkt des Versagens der Marxschen Analyse zu sein. Vielmehr ist er gerade Ausgangspunkt der Mythologien McLuhan’scher Medientheorie, die in der Ausbreitung elektronischer Medien ja explizit den Advent eines neues Paradieses vermuten“ (S. 211). Die Telegrafie (und seine Folgen: das Handy, das der Erreichbarkeit des Lohnabhängigen diene) wären so nicht neutral, sondern eine Technik, die vom Kapitalverhältnis gleichzeitig hervorgebracht wird wie sie dieses überhaupt ermöglicht. Wenn Schröter indes in einem weiteren Beitrag Heideggers ‚Ge-Stell‘ als Wert (‚automatisches Subjekt‘) decodiert, dann kommt der Aufschluss- und Unterhaltungswert dieses Versuchs freilich nicht ganz an Hans Ulrich Gumbrecht heran, der einst das Verständnis von *Sein und Zeit* gefördert sah, wenn man anstelle von ‚Dasein‘ ‚football‘ lese.

Rettende Kritik statt archivarischer Behandlung – eine Einführung in Marx

Johannes Rohbeck: Marx. (Grundwissen Philosophie.) Leipzig: Reclam 2006. 137 Seiten. ISBN 978-3-379-20308-1.

Rezension von Christine Weckwerth

Nach dem wechselhaften Status der marxistischen Theorie als einer Prägeform im kritischen Selbstverständnis der modernen westlichen Gesellschaft sowie der Abdankung des institutionalisierten Marxismus-Leninismus gegen Ende des vorigen Jahrhunderts findet im Zuge des global agierenden Kapitalismus nunmehr eine Rückbesinnung auf Marx statt. In seiner aus einer Vorlesung zum Thema „Marx heute“ hervorgegangenen Studie spricht Johannes Rohbeck weitergehend von einer Renaissance der Marx-

schen Theorie, deren Rezeption er gegenwärtig in einem Umbruch begriffen sieht (S. 7). Obgleich nur als Einführung konzipiert, zielt seine Studie darauf, die Marxsche Theorie systematisch in ihrem Zusammenhang zu rekonstruieren, und zwar im Kontext des gesamten Werkes. Dazu schlägt der Autor einen Bogen von Ökonomie, Technik und Ideologiekritik über Moral, Recht, Politik und Geschichtsphilosophie schließlich zu Methodenfragen. Er will Marx dabei nicht von seiner Wirkungsgeschichte abtrennen, etwa um wieder zum „ursprünglichen“ Denker vorzudringen – womit und auf wen eine Philosophie zu bestimmter Zeit wirkt, offenbart, selbst noch in den Fehldeutungen, ihren inneren theoretischen Gehalt. Der Autor wendet sich zugleich dagegen, kategoriale Aufspaltungen späterer Philosophiediskurse in das Marxsche Werk hineinzuprojizieren, etwa die Aufspaltung in Arbeit und Interaktion oder in Normatives und Faktisches. Seine eigene Studie versteht er als eine „rettende Kritik“ und gleichzeitige Vergegenwärtigung von Marx, dessen Aktualität für ihn nicht in der Utopie, sondern in einer kritischen Analyse des bestehenden Kapitalismus liegt (S. 19). Damit läuft er der gängigen Interpretationspraxis entgegen, Marx durch eine Historisierung und Kontextualisierung letztlich zu entwerten.

Zur Rekonstruktion der Marxschen Theorie untergliedert Rohbeck seine Studie neben einer ausführlichen Einleitung in sechs Hauptabschnitte, in denen er gemäß der von Reclam konzipierten Reihe Eckpunkte des Marxschen Ansatzes skizziert. Eine kommentierte Bibliografie, eine Erläuterung von Schlüsselbegriffen sowie eine Zeit-tafel im Anhang erleichtern die Lektüre vor allem für Marx-Unkundige. Den thematischen Schwerpunkt setzt Rohbeck mit Marx in die ökonomische Theorie und erkennt in seiner Interpretation der menschlichen Arbeit, in der doppelten Bestimmung von Vergegenständlichung und Sozialisierung gefasst, einen zentralen Stellenwert zu. Die Marxsche Entdeckung des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit bildet für den Autor noch heute einen anschlussfähigen Ansatz; liegt darin doch eine Chance, „den Bereich der modernen Zivilisation als eine Kultur zu begreifen – freilich mit positiven und negativen Seiten“. (S. 17.) Er hält damit bewusst am so genannten Produktionsparadigma fest und versucht nicht, die Marxsche Theorie von einem externen Standpunkt aus zu rekonstruieren. Kommt diese nach ihm doch dem geschichtlichen Realprozess entgegen, in dem die modernen Gesellschaften primär von Technik und Wirtschaft vorangetrieben werden (S. 9). Auch Fragen der sozialen Verteilung und Gerechtigkeit sind dem Autor zufolge nur im Rekurs auf die fundamentalen Produktionsverhältnisse zu reflektieren; es „geht nicht in erster Linie um Verteilungsgerechtigkeit, sondern um die Gerechtigkeit beim Verfügen über die Herstellungsbedingungen“. (S. 35.) Eine Stärke seiner Studie liegt darin, aus der Perspektive von Marx' kritischer Gesellschafts- und Geschichtstheorie, wie sie beim praktisch-gegenständlichen Verhalten sozialer Gruppen ansetzt, Fragestellungen zu überdenken, die dem widersprüchlichen Globalisierungsprozess der modernen Gesellschaft entspringen.

Im ersten Abschnitt zur „Kritik der Politischen Ökonomie“ umreißt Rohbeck Grundaspekte der ökonomischen Werttheorie von Marx. In der Mehrwerttheorie liegt nach ihm der Kern der Kritik der politischen Ökonomie, die bei Marx weitergehend als eine kritische Gesellschaftstheorie konzipiert ist. Auf ihrer Grundlage können strukturelle Pathologien der kapitalistischen Produktionsweise erklärt werden, die wie die Arbeitslosigkeit nach wie vor unbewältigte Probleme darstellen (S. 26–31). In diesem wie in späteren Abschnitten geht Rohbeck ebenfalls auf kritische Marx-Interpretationen ein, so bezogen auf die Arbeitswerttheorie, was den Leser auf aktuelle Diskussionen verweist. In Marx' Hinwendung zur Ökonomie sieht Rohbeck keine generelle Abkehr von der Philosophie; in der ökonomischen Wertproblematik kontiniert sich für ihn vielmehr die vom deutschen Idealismus überlieferte Grundfrage der sozialen Synthesis, die Marx im Rückgang auf die Produktionsverhältnisse nunmehr in transformierter Form darlegt (S. 34f.). Der Marxsche Ansatz wird auf diese Weise in die neuzeitliche Traditionslinie rational-operationaler Selbstverständigung des Subjekts gestellt, die im Bruch mit dem Idealismus darin ins Terrain der Gesellschaftstheorie überführt wird. Der folgende Abschnitt behandelt, ausgehend vom Marxschen Arbeitsbegriff, Aspekte einer Philosophie der Arbeit sowie Technikphilosophie. Bei Marx finden sich Rohbeck zufolge Hinweise für eine „Neuformulierung der menschlichen Arbeit und der modernen Technik“ (S. 37). Bezogen auf den ersten Punkt rekurriert er auf die für Marx zentrale Reproduktionsproblematik, die über die menschliche Arbeitskraft hinaus auch auf die Natur zu beziehen ist, sowie auf dessen Einsicht in die „Historizität der Arbeit“ (S. 40). Marx begreift die Lohnarbeit unter kapitalistischen Bedingungen im Unterschied zu den Nationalökonomien als eine historische Form, womit er perspektivisch deren Überschreitung ins Auge fasst. Für Rohbeck lassen sich auf dieser Basis alternative Formen der Arbeit (S. 39) denken, und zwar jenseits der Erwerbsarbeit. Dabei distanziert er sich zugleich von Auffassungen, die ein „Ende der Arbeit“ überhaupt prognostizieren. Arbeit wird nach ihm nicht einfach durch Wissen verdrängt; die intellektuelle Tätigkeit bzw. die Wissenschaft werden vielmehr selbst den Verwertungsbedingungen des Kapitals unterworfen (S. 45–49). Bezogen auf den zweiten Punkt nimmt der Autor bei Marx, insbesondere in den Ausführungen zur „Maschinerie und großen Industrie“ im „Kapital“, das Potenzial einer sozialen Technikphilosophie wahr, in der Technik ebenfalls in ihrer eigenen Dynamik und kulturellen Dimension zur Sprache kommt. Diese Tendenz bleibt aufgrund des Marxschen Primats der Ökonomie jedoch verdeckt (S. 44f.).

Die folgenden Abschnitte zeigen Marx als einen Entfremdungstheoretiker, Ideologiekritiker sowie Kritiker an der bürgerlichen Moral. Auch beim letzten Punkt bleibt Marx für Rohbeck aktuell: indem er jede Moral zunächst in einen Machtdiskurs herrschender Interessen einbindet, eine praktisch wirksame Moral auf die Interessen der

Beteiligten bezieht sowie die Theorie einer konkret gelebten Sittlichkeit einer abstrakten Moralphilosophie vorzieht (S. 73). Marx wird hier in die Tradition Hegels gestellt, wobei eine Affinität bereits zu Nietzsche gesehen wird. Die Frage nach einem eigenständigen ethischen Ansatz bei Marx bleibt damit allerdings offen. In dem Abschnitt zur „verborgenen Moral“ geht Rohbeck auf Marxsche Auffassungen zu Recht und Politik ein, bevor er im fünften Abschnitt dessen Geschichtsphilosophie behandelt. Im Unterschied zu vielen Kritikern sieht er in dessen Ansatz kein metaphysisches oder teleologisches Erklärungsmodell; auf das Wechselverhältnis von Arbeit und Bedürfnis zurückgehend, leitet Marx die Dynamik der Geschichte nach ihm vielmehr aus den wirklichen Lebensverhältnissen der Menschen ab. Marx wird in diesem Kontext als einer der ersten Globalisierungstheoretiker charakterisiert, der die Weltgeschichte auf den realen Prozess einer Erweiterung von Produktion, Austausch und Kommunikation zurückgeführt hat (S. 86). Der letzte Abschnitt behandelt schließlich Marx als Methodologen und Philosophen, wobei beabsichtigt wird, die alten Gräben zwischen Dialektik und Analytik zu überbrücken (S. 97). Rohbeck deutet das „Kapital“ in dieser Intention als eine Funktionsanalyse und Systemtheorie des Kapitalismus, worin analytische und dialektische Methoden zusammengehen (S. 99, 106). Er verweist in diesem Zusammenhang auf eine Nähe zur Dekonstruktion und zum Pragmatismus – auch in letzterem bestimmen Praxisformen die Denkformen (S. 107). Ungeachtet Marx' eigener widersprüchlicher Haltung zur Philosophie bestimmt er dessen Ansatz am Ende als Standpunkt einer kritischen Philosophie der Praxis, in der Gesellschaftskritik und Einzelwissenschaften immer schon im Kontext der geschichtlich realisierten gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet werden.

Rohbecks Monographie gibt insgesamt einen sachlichen, unspektakulären Einblick in die Marxsche Theorie, die er in ihrer Mehrdimensionalität und in aktuellen Bezügen aufzeigt. Den Schwerpunkt legt der Autor bewusst auf den Theoretiker Marx; dessen Auftreten als kritischer Zeitgenosse und politischer Journalist wie sein Engagement für die Arbeiterbewegung tritt entsprechend in den Hintergrund. Am Ende soll noch auf einen Aspekt eingegangen werden, der ein besonderes Interesse wie zugleich Kritik der Rezensentin hervorgerufen hat. Er betrifft die Darstellung der Entfremdung und ihrer Aufhebung. Rohbeck konstatiert im Abschnitt „Entfremdung und Ideologiekritik“ eine durchgehende Entfremdungstheorie bei Marx. Bezogen auf dessen Frühschriften spricht er von einer „Anthropologie“, bezogen auf das „Kapital“ von einer „Systemtheorie der Entfremdung“; erstere erfolgt vom Standpunkt des Arbeiters, in letzterer verschiebt sich der Aspekt auf die systemische Eigendynamik des Kapitals. Entfremdung bedeutet hier eine „Verselbständigung eines sozialen Systems, das von Geld und Kapital dominiert wird“. (S. 55.) Ware, Geld und Kapital, die Maschinerie wie die Nationalökonomie erscheinen danach als entfremdete Real- und Idealformen sozialer

Beziehungen. Die Tiefenstruktur der Entfremdung erschließt sich für Rohbeck wiederum aus der Handlungstheorie. Sie geht nach ihm auf eine Verkehrung von Zweck und Mittel zurück, worin gleichsam die „transzendente Bedingung der modernen Gesellschaft“ (S. 61) liegt. – Was Marx hier als anthropologische und systemische Entfremdungstheorie zugeschrieben wird, zeichnet im Grunde das junghegelianische Verkehrs- und Praxiskonzept aus, das Marx Mitte der vierziger Jahre überschritten hat. Marx vollzieht in dieser Zeit eine objektive Wende, mit der er die geschichtlich erzeugten Produktions- und Verkehrsverhältnisse interagierender Individuen ins theoretische Zentrum stellt. Gemäß einer seiner Feuerbach-Thesen bilden die realisierten gesellschaftlichen Verhältnisse, auch im Kapitalismus, wesentliche Konstitutionsformen der Menschen. Der praktisch-gegenständliche Versachlichungsprozess – die Eigendynamik des Kapitals – wird von ihm als ein objektives Bewegungsgesetz und nicht als eine Verkehrung oder Deformation begriffen. Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit, die Sklaverei der modernen Krämerwelt, wie es beim Zeitgenossen Moses Hess heißt, sind für Marx Erscheinungsformen des kapitalistischen Gesellschaftssystems und dienen allgemein der Profitmaximierung. Darin liegt gerade sein Realismus, der ihn in Distanz zum abstrakten Entäußerungsmodell der Junghegelianer treten lässt. Die subjektiven bzw. intersubjektiven Handlungszwecke sind im Marxschen Ansatz immer schon objektiv (ökonomisch) bestimmt. Eine Zweck-Mittel-Verkehrung oder auch unbewusste Versachlichung des individuellen und sozialen Willens erweist sich auf seinem gesellschaftstheoretischen Standpunkt als der Status quo. Diesen Prozess generell als Entfremdung zu fassen bzw. die geschichtliche Vergesellschaftung vom Maßstab wahrer Einheit von (subjektiven) Zwecken und (objektiven) Mitteln zu betrachten, bedeutet, wieder auf das tradierte Subjektkonzept in der Annahme einer sich realisierenden (reinen) Subjektivität zurückzugehen.

Ein zweiter hier anzubringender Kritikpunkt hängt mit Rohbecks Auflösung der Entfremdungsproblematik zusammen. Das praktische Aufhebungsmodell der proletarischen Revolution hat sich, wie er zu Recht bemerkt, historisch als illusionär erwiesen (S. 64, 79). Indem das Faktum der Marktwirtschaft und des Kapitalismus heute anzuerkennen ist, geht es nach Auffassung des Autors nicht mehr um die Frage von Entfremdung oder Aufhebung; es kommt vielmehr darauf an, „mit Fremdheitserfahrungen möglichst vernünftig umzugehen“, „in der von uns als fremd erfahrenen Welt sinnvoll zu leben“ (S. 66). An anderer Stelle deutet er Marx' emanzipatorischen Gedanken, die „Naturgeschichte“ der Menschheit zu überwinden bzw. die Weltgeschichte vernünftig zu gestalten, in Richtung einer Wiedergewinnung politischer Vernunft, die global denkt und operiert (S. 95). Angesichts der von Rohbeck selbst herausgestellten Dominanz der Kapitalverwertungsprozesse ist zu fragen, wie der politische Wille unter dieser Voraussetzung die Oberhand über die materiellen Produktions- und Verteilungs-

verhältnisse gewinnen soll. Wie die entfremdete Welt vernünftig (politisch) einzurichten ist, bleibt in seiner Studie unbestimmt. Die zweite wesentliche Traditionslinie des Marxschen Ansatzes, die plebejische Linie solidarischer Gleichheit, unter deren Einfluss Marx noch im Vormärz den Gedanken der menschlichen Emanzipation entwickelt, findet in seiner Deutung keinen Eingang. In Aktualisierung Marxscher Gedanken setzt Rohbeck allein auf eine sozialtechnologische Lösung in Form von Technikentwicklung und transnationaler politischer Planung (S. 82, 91), ohne auf die (moralischen) Bindungskräfte in der Gesellschaft einzugehen. Seine Interpretation erweist sich in dieser Hinsicht als eine rettende Kritik der Gesellschaftsanalyse von Marx', nicht aber von dessen Emanzipationstheorie, die über das Umsturzmodell der proletarischen Revolution offenbar hinausgeht. Diese Kritikpunkte ändern aber nichts an der insgesamt positiven Gesamteinschätzung dieser einführenden Studie zu Marx.

Anschlüsse an Feuerbachs Philosophie der Zukunft im nachmetaphysischen Diskurs der Moderne

Ursula Reitemeyer, Takayuki Shibata, Francesco Tomasoni (Hrsg.): Ludwig Feuerbach (1804–1872). Identität und Pluralismus in der globalen Gesellschaft. (Internationale Feuerbachforschung. Bd. 1.) Münster etc.: Waxmann 2006. 296 Seiten. ISBN 3-8309-1626-4.

Rezensiert von Michael Jeske

Neuere Forschungen belegen, dass Feuerbachs philosophiehistorische Bedeutung sich nicht, wie von Engels' Adepten behauptet, darin erschöpft, ein Mittelglied zu bilden zwischen Hegel und Marx. Zudem hat Feuerbach, kritischer Vollender auch des Linkshegelianismus, uns heute mehr zu sagen als die bisherige Festlegung seines Lebenswerks auf das *Wesen des Christentums* von 1841 und die thesenartigen Manifeste der 40er Jahre vermuten lässt. Die vormärzliche Religionskritik, die Feuerbachs Ruhm begründete, bleibt wichtig, ohne dass sich der Gehalt seiner Philosophie auf sie reduzieren ließe. So behandelt die unlängst von Alfred Schmidt veröffentlichte Studie *Feuerbachs Übergang vom Anthropologismus zum Naturalismus*¹ bislang kaum berücksichtigte Aspekte der *Theogonie* von 1857 – jener Schrift, die Feuerbach als seine wissenschaftlich gründlichste Studie verstanden wissen wollte. Der neu entdeckte Reichtum seiner Denkmotive beschäftigt, jetzt unter differenzierteren Gesichtspunkten, Vertreter von Theologie, Philosophie und Pädagogik.

¹ In: Aufklärung, Vernunft, Religion – Kant und Feuerbach. Hrsg. von Jörg Albrecht. Berlin 2005. S. 171–208.

Der 200. Geburtstag des Hegel-Kritikers, Philosophiehistorikers, Religionskritikers, Religionsphilosophen und Religionswissenschaftlers wurde 2004 begangen. Unter anderen veranstaltete die Internationale Gesellschaft der Feuerbach-Forscher, unterstützt von der Fritz Thyssen Stiftung, eine Konferenz in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Der Tagungsband versammelt unter vier Rubriken neunzehn Beiträge und einen die Chronologie der *Gesammelten Werke* Feuerbachs resümierenden Nachtrag von Werner Schuffenhauer, der noch ausstehende Bände einbezieht. Der Sammelband versteht sich „auch als Laudatio“ auf Schuffenhauers „Lebenswerk“ (S. 18). Unterteilt nach den Themenschwerpunkten: I. Philosophie zwischen Glauben und Wissen, II. Anthropologie zwischen Idealismus und Materialismus, III. Realer Humanismus zwischen Aufklärung und Praxisphilosophie und IV. Die Philosophie der Zukunft zwischen Moderne und Postmoderne, informiert Band 1 der Reihe „Internationale Feuerbachforschung“ über deren aktuellen Stand, der unterdessen ein breites Interesse an Feuerbachs Werk geweckt hat. Dabei mussten die Einschätzungen über Feuerbachs Aktualität recht verschieden ausfallen.

Aus der ersten Rubrik ist der Beitrag „Feuerbach und die Skepsis“ von Francesco Tomasoni besonders hervorzuheben. Zunächst untersucht er den „Unterschied zwischen alter und moderner Skepsis“ (S. 25). Sodann zeigt er, ausgehend von soliden Ergebnissen sorgfältiger Archivarbeit (siehe etwa S. 25/26), inwiefern Feuerbachs 1839 ausdrücklich vollzogene Abkehr von Hegels System, das beansprucht hatte, seine „Zeit in Gedanken“² zu erfassen, „Probleme der Skepsis“ (S. 33) aufwirft. An idealistischer Philosophie geschult, sucht Feuerbach, der 1848/1849 vom anthropologischen Materialismus zur Universalität der Natur fortschreitet, nach Tomasonis Urteil „die Sackgasse des Skeptizismus zu vermeiden“ (S. 37). Dabei muss er, die aus diesem Übergang sich ergebende „radikale Schwierigkeit [...] mit all ihren Konsequenzen“ (S. 37) einsehen und bewältigen.

Der Aufklärung wird seit je vorgeworfen, den Menschen moralisch zu positiv zu bewerten, ihm zuviel zuzutrauen oder nachzusehen. Luis Miguel Arroyo und Hassan Givsan prüfen Feuerbachs Denken unter diesem Aspekt. Jener beantwortet die Frage „War Feuerbach ein ‚Verkenner des Bösen‘“ (S. 53–65) „mit einem klaren Nein“ (S. 64). Dieser kommt – mit theologischem Zungenschlag – zu dem entgegengesetzten Urteil: Da „Feuerbach den Satan, das Satanische [...] vergessen“ (S. 82) habe, könne seine „Auflösung der Theologie in [...] Anthropologie“ nicht als „kritische Tat“ bezeichnet werden, sondern so, wie sie ist, stelle sie Givsan zufolge eine „Falle“ (S. 80) dar, die Feuerbach nicht habe sehen können. Wäre er dem Faktum des „Bösen“ nicht

² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. In: Werke. Hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel. Bd. 7. Frankfurt/Main 1986. S. 26.

ausgewichen, hätte er, so Givsan, „erkennen müssen, daß ‚Ich und Du‘ und die ‚Liebe‘ die Höllenpein sein und heißen können und nicht selten sind und heißen“ (S. 82). Dem hält Arroyo entgegen, die „These, ein wahrhaftiger Mensch ist weder Gott, noch *halb Tier oder halb Engel*“, sei von Feuerbach eher als die „praktische Aufgabe“ begriffen worden, „den selbstzerrissenen Menschen zum ‚ganzen Menschen‘ zu machen“ (S. 65).

In der zweiten Rubrik geht Marina Bykova in ihrem Beitrag „Subjektivität und Gattung“ dem schwierigen Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem, von Sein und Denken, von Individuum und Gattung bei Feuerbach nach. Sie interpretiert „Feuerbachs Denken als leib- und dialogzentrierte Anthropologie“ (S. 117) und legt dar, inwiefern das von ihm begründete „philosophisch-anthropologische Paradigma“ einhergeht mit der „Absage an die [...] absolute Rolle der Ratio im Dasein“ (S. 118). Bykova hebt aus moralphilosophischer Perspektive als wichtigstes, „Feuerbachs anthropologisches Modell“ kennzeichnendes „Moment“ das Zusammenfallen von Egoismus und Kommunismus im Individuum „als essentiell mitmenschliches Wesen“ (S. 118) hervor. Die „aktive Deutung des Sinnlichen“ sowie die „neue Methode“ der „kontemplativen‘ Dialektik“ markieren Bykova zufolge „den Wendepunkt innerhalb der klassischen deutschen Philosophie“, die „mit dem Namen Feuerbach verbunden ist“ (S. 118). Feuerbachs anthropologische Dechiffrierung des Gottmenschen führt ihn auf den Begriff der „Gattung“, dem innerhalb seines Denkens zentrale Bedeutung zukommt. Das zum Gott verdinglichte Wesen des Menschen wird zurückgeführt auf Wunschhypostasen; damit aus der Transzendenz überführt in den profanen Lebenszusammenhang der existierenden Menschen (siehe S. 124).

Bedeutsam wurde der Gattungsbegriff für Feuerbach erst, daran sei hier erinnert, angesichts der von David Friedrich Strauß’ in dessen Schrift *Das Leben Jesu* (1835/1836) vertretenen These: die Offenbarung und Verkörperung des göttlichen Wesens sei nicht auf eine Einzelperson zu beschränken, sondern die Menschheit, die Gattung sei einzig der ihr adäquate Wirkungsbereich. Die „Gottheit“, sagt Feuerbach, diesen Gedanken umkehrend, ist der „realisierte oder personalisierte Gattungsbegriff der Güte, Gerechtigkeit“ (siehe S. 221/222). Feuerbach gerät, je mehr er von Hegel abrückt und zum Materialismus übergeht, in die Nähe Spinozas. Dessen Gleichsetzung von Gott und Natur enthält potentialiter die von Gott und Mensch. Feuerbach kritisiert den mechanisch-theologischen Materialismus Spinozas und bereitet, vermittelt über Leibniz und Hegel, einem qualitativ neuen Begriff des Menschen als praktisch tätigem Individuum den Boden.

Beschreibt Hegel die Realität der Gattung ausschließlich als Prozess, so tendiert Feuerbachs allzu direkte Identifizierung von Denken und Gattung dazu, beide Begriffe aus ihrem dialektischen Verhältnis zu rücken. Carlo Ascheri hat auf den spinozistischen Zungenschlag Feuerbachs hingewiesen und konstatiert: Er neige dazu, „im Falle

des *genus humanum* die Gattung zu substantialisieren und sie mit dem Wesen der Menschen und dem Denken zu identifizieren“³. Dieses Problem diskutiert Bykova nicht. Ihr Interesse gilt dem Feuerbachschen Gattungsbegriff als „konkrete Wirklichkeit des Allgemeinen“ (S. 124). Zwar bleiben ins Soziologische weisende Ausführungen Feuerbachs zur Relation Individuum und Gattung, an die Bykova anschließt (siehe S. 124), unter dem von Marx und Engels ausgeführten Aspekt des Verhältnisses von Struktur und Geschichte insofern vage, als das menschliche Wesen, was Marx bemängelt, kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum ist; vielmehr erweise sich die Natur des Menschen als in jeweils anderer Weise gesellschaftlich vermittelt. Allerdings entgeht Marx, dass Feuerbach unbeschadet seines auf individuelles Sein festgelegten Nominalismus, den Menschen als Gattungswesen bestimmt. Die Gattung aber umfasst den gesamten historischen Prozess, in dem sich die Natur des Menschen entfaltet⁴. Als überindividuelles Subjekt des Erkenntnisprozesses wird sie weder verdinglicht noch personalisiert, sondern insofern sozial und zugleich biologisch bestimmt, als sie verwiesen ist auf den „Gegensatz von Ich und Du“, von „Mann und Weib“⁵. – Im Übergang vom kontemplativen zum dialektischen Materialismus erweist sich Feuerbachs Mensch gegenüber dem konkreten, praktisch tätigen Menschen als zu abstrakt: in ihm durchdringen sich Natur und Gesellschaft wechselseitig. Erst dieser Schritt führt völlig über den Idealismus hinaus.

Bykova diskutiert Feuerbachs Gattungsbegriff insbesondere unter dem Aspekt der an dialogische Dialektik gebundenen Entfaltung menschlicher Wesenskräfte als „Konzept des Im-Anderen-zu-sich-selbst-Findens“ (S. 125). Dieses geht, wie von Hegel dargestellt, nur als wechselseitiges Anerkennungsverhältnis auf. Anerkennung wird von Feuerbach, darin besteht das Neue, sensualistisch fundiert, als über ein leiblich existierendes Du vermitteltes Selbstverhältnis: „Subjektivität“, so Bykova, bedeutet nun „leibgewordenes Selbstbewusstsein“ (S. 127). Die sinnlich erfahrene Einheit von Ich und Du erweist sich als Bewusstsein der Gattung. Die „Antipoden des Besonderen und Allgemeinen“ (S. 127) bleiben in ihrer gegensätzlichen Einheit erhalten. Im Denken, in geschriebener und gesprochener Sprache existiert Feuerbach zufolge der Mensch als Gattungswesen. Seinem Sein nach existiert er als konkreter Einzelner, als solcher bleibt er gleichermaßen verwiesen auf andere wie auf das Du in sich. „Der andere Mensch“, hebt Bykova hervor, „ist für Feuerbach das Band zwischen“ Ich und „Welt“ (S. 126). Die erkenntnistheoretische Relation zwischen Subjekt und Objekt ist

³ Carlo Ascheri: Feuerbachs Bruch mit der Spekulation. Kritische Einleitung zu Feuerbach: Die Notwendigkeit einer Veränderung (1842). Frankfurt/Main 1969. S. 15.

⁴ Siehe Ludwig Feuerbach: Grundsätze der Philosophie der Zukunft. In: Gesammelte Werke (im Folgenden: GW). Bd. 9. Hrsg. von Werner Schuffenhauer. Berlin 1967ff. S. 434/435.

⁵ Feuerbach: Über das „Wesen des Christentums“ in Beziehung auf Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“ (Replik). In: GW. Bd. 9. S. 435.

„vermittelt durch das Bewusstsein“ eines leibhaftigen „Du“ (S. 126). Erkenntnis wird im Sinne einer sensualistischen Gegenstandstheorie naturalisiert; für Feuerbach gehören Empfindung und Erkenntnis untrennbar zusammen: nur „die Empfindung überhaupt“ ist „der wahre *ontologische* Beweis vom Dasein eines Gegenstandes außer unserm Kopfe“⁶. Abschließend verweist Bykova, an Buber und Rorty erinnernd, auf das ethische Potenzial in Feuerbachs „dialogische[r] und leibanthropologische[r] Philosophie“, dass sich Bykova zufolge „auch als [...] Regulativ gegenüber plattem Materialismus und Pragmatismus in Anschlag“ (S. 127) bringen ließe.

Auch der Beitrag von Ursula Reitemeyer in der dritten Rubrik verdient hier eine eingehendere Betrachtung. Feuerbachs neue, sensualistische Philosophie war zweifelsfrei, mit Marx zu reden, „epochemachend *nach* Hegel, weil er den Ton legte auf gewisse, dem christlichen Bewusstsein unangenehme und für den Fortschritt der Kritik wichtige Punkte, die Hegel in einem mystischen *clair-obscur* gelassen hatte“.⁷ Freilich beansprucht Feuerbach nicht, die von ihm postulierte, neue Philosophie selbst schon geliefert zu haben. Die klassische deutsche Philosophie abschließend, ist es, wie Reitemeyer betont, sein Verdienst „das Tor zur Moderne weit geöffnet“ (S. 159) zu haben. Damit wurde sein materialistischer Bruch mit Hegels System maßgebend für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er wirkt nach bis heute. Aus der Perspektive der Gegenwart, gibt Reitemeyer zu bedenken, erweise sich Aufklärung, gemessen am „Versprechen der Moderne“ (S. 160) auch als Enttäuschung. Fortschreitende Rationalisierung führe nicht zwangsläufig zu mehr Gerechtigkeit, deren Maßstäbe kontrovers bleiben. Die Hegel'sche Spekulation, das habe Feuerbach richtig erkannt, bleibe ein bloßes „Konstrukt zur Beschreibung eines virtuellen Aufstiegs“ des sich selbst „denkenden Bewußtseins“. „Der Mensch“, auf den es Feuerbach ankommt, gehe „dabei verloren“ (S. 161). Wie lässt sich, fragt Reitemeyer, Ethik in der globalisierten Welt, geprägt durch immense Renditen auf der einen Seite, Klimawandel, Terrorismus und „Selbstvermarktung des Leibes“ (S. 167) auf der anderen, neu bestimmen. Auszugehen habe Ethik heute, nationale und konfessionelle Grenzen überschreitend, vom ganzen Menschen (siehe S. 15/16). „Im Leib sein“, heißt nach Feuerbach „in der Welt sein“. Unter dem „stummen Zwang der Verhältnisse“ (Marx) verkehrt sich lebensnotwendige Zweckrationalität in instrumentelle Vernunft. Bereits in den *Ökonomisch-philosophischen Manuskripten* von 1844 durchschaut der junge Marx den – objektiv – strukturellen Zusammenhang zwischen entfremdeter Arbeit und Entfremdung des „Menschen“ von „seine[m] eignen Leib“⁸. Der „entleibte Mensch“ wird Reitemeyer zufolge

⁶ Ludwig Feuerbach: Grundsätze der Philosophie der Zukunft. In: GW. Bd. 9. S. 318.

⁷ Karl Marx an Johann Baptiste von Schweitzer, 24. Januar 1865. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Ausgewählte Briefe. Berlin 1953. S. 181.

⁸ Karl Marx: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte* (1844). Erstes Manuskript. In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Berlin 1956–1990. Bd. 40. S. 517.

zum Sozialcharakter der Moderne. Täglich kämpfen „zwei Drittel der Menschheit ums nackte Überleben“ (S. 166). Betroffen davon sind nicht *nur* Prostituierte und deren Kinder oder dem Organ- und Menschenhandel ausgelieferte Menschen. Sondern Entleibung nimmt ihren Anfang bereits in der Alltagssprachlichen Wendung des Sich-gut-Verkaufens bei der Jobsuche (siehe S. 167). Würde, längst von der Warenform erfasst, hat ihren Preis. Auf ständiges Wachstum angelegte Märkte dulden langfristig kein unveräußerliches Gut. „Anerkennung“ ist im Gegensatz zu ihrer idealistischen Interpretation kein reflexives Selbstverhältnis, sondern muss heute mehr denn je erkämpft werden. „Anerkennung des Anderen als Individuum“, sagt Reitemeyer mit Kant, das auch seinen Zweck an sich selbst hat, bedeute, den „Anderen als leibliches Du wahrzunehmen. [...] Diese Sphäre leiblicher Umfassung wäre mit Feuerbach und Buber gesprochen, [...] Ursprung“ von „Moral, [...] Erkenntnis und mithin des gesamten Projekts der Humanisierung gesellschaftlicher Praxis“ (S. 167). Aktualität kommt Feuerbachs ideologiekritischem Denken im Urteil Reitemeyers auch im Rahmen einer dringend erforderlichen „zweiten, globalen Säkularisierung“ (S. 167) zu. Dem ist zuzustimmen.

In der vierten Rubrik hebt Leonardo Casini „zwei Motive, die Feuerbach antreiben“ (S. 218), besonders hervor: (1.) das spiritualisierte Absolute als Gattung Mensch zu dechiffrieren (siehe S. 218/219) sowie (2.) ein qualitativ „neues Menschsein zu begründen“ (S. 219). Zunächst zeichnet er Feuerbachs Konzept des „ganzen Menschen“ (S. 223), die von ihm neubegründete Philosophie als „Vorwegnahme eines universalen Humanismus“ (S. 217) nach. Sodann konfrontiert er „Globalisierung“ als „Verwirklichung der menschlichen Gattung, so wie Feuerbach sie erstrebte“ (S. 229) mit der „gegenwärtigen Phase der [...] Globalisierung“ (S. 217) und kennzeichnet erstere, gemessen an heutigen Nöten, als abstrakt-weltfremden Entwurf (siehe S. 230). Einerseits, argumentiert Casini, schlägt der Verfall überkommener Werte – trotz Feuerbachs treffender Religionskritik – dialektisch um in die Sehnsucht nach Orientierung, die mangels real (im hic et nunc) umsetzbarer Alternativen einmündet in den irrationalen Wunsch nach religiöser Sinnggebung (siehe S. 228–231). Die Entsolidarisierung der Menschen, die, von wenigen Kosmopoliten abgesehen, in den durchkapitalisierten Gesellschaften um Teilhabe am rasant anwachsenden Reichtum konkurrieren, beweist, so Casini, „wie weit entfernt wir noch vom Feuerbachschen Menschen sind“ (S. 231). Den „Traum“ des Aufklärers Feuerbach, Religion nachhaltig durch anthropologische Entzauberung des Gottmenschen zu überwinden und eine dem Gattungswesen Mensch gemäße „idealisierte menschliche Gemeinschaft, durch den Bund der Liebe und Solidarität“ (S. 230) zu errichten, hält Casini für „ausgeträumt“ (S. 231). Ähnlich wie Joseph Stiglitz jüngst erschienenen Buch *Making Globalization Work* fragt auch Casini nach dem Für und Wider des Globalisierungsprozesses. Freilich fällt seine Antwort

anders aus. Wie Stiglitz versteht Casini die Globalisierung als eine insgesamt positive Entwicklung. Zugleich ist sie aber – unleugbar – „Quelle von Ausbeutung, sozialen Ungleichheiten und manchmal auch von größer werdender Armut“ (S. 230). Angesichts des „unwiederbringlich zusammengebrochenen“ Marxismus erscheint Casini desillusioniert. Feuerbachs „Gattung“, die „zu weit von jeder konkreten Verwirklichung entfernt“ stehe, taue Casini zufolge nicht dazu, „die Einigung der Welt“, wie sie sich heute darstelle, „zu antizipieren“ (S. 230). Die Verwirklichung der historisch realen Möglichkeit, die Welt menschlichen Bedürfnissen – jenseits ihrer kulturindustriellen Entfremdung – entsprechend einzurichten, hält Casini eher im Anschluss „an das Marxsche Denken“ für möglich. Freilich empfiehlt er angesichts der „tragischen“ Verbindung Marxscher Texte „mit der Geschichte des Kommunismus“ eine selektive, „jenseits seiner Weltanschauung“ angesiedelte Lektüre „einige[r]“ (S. 230) von ihm meisterhaft verfassten Seiten. Hierin dürfte sich Casini deutlich von Stiglitz unterscheiden, wenngleich er kein „Zurück“ zu historisch hinfälligen Weltentwürfen ausruft.

Andere Interpreten sind bestrebt, Feuerbachs Aktualität mit Blick auf moderne Denker wie Pierre Bourdieu, Jacques Derrida oder Richard Rorty zu belegen. Feuerbach, der sich selbst als „geistiger Naturforscher“ bezeichnete, wollte seine wissenschaftliche Intention vornehmlich in *diesem* universellen Sinn verstanden wissen. Er ist einer der wichtigsten Schrittmacher des modernen Bewusstseins. Dem nicht immer angemessen sind manche Beiträge des insgesamt verdienstvollen Bandes, die sein Denken allzu rasch in den Dienst spezifisch zeitgenössischer Fragen stellen. Was sich empfiehlt, ist eine Rückkehr zum historisch-situativen Charakter seiner Schriften.

Izumi Omura, Valerij Fomičev, Rolf Hecker, Shun-ichi Kubo (Hrsg.): Familie Marx privat. Die Foto- und Fragebogen-Alben von Marx' Töchtern Laura und Jenny. Eine kommentierte Faksimile-Edition. Mit einem Essay von Iring Fetscher. Berlin: Akademie Verlag 2005. LIII, 457 Seiten.

ISBN 3-05-004118-8.

Rezensiert von Claus Baumgart

Die Marx-Engels-Forschung in Japan trägt derzeit nicht unwesentlich zum Fortgang der MEGA und den in ihrem Umfeld veröffentlichten Forschungsergebnissen bei. Gemeinsam mit deutschen, japanischen und russischen Kollegen hat Izumi Omura von der Tohoku-Universität Sendai in einer vorzüglich ausgestatteten Faksimile-Edition die berühmten Fragebogen und Fotoalben der Familie Marx und vieler ihrer Verwandten und Bekannten, manchmal aber auch von nicht mehr zu ermittelnden Unbekannten herausgegeben. Auch der versierte Marx-Kenner wird in diesem Buch noch so manch Neues finden können.

Die eigenen Bekenntnisse schriftlich vorzulegen, war in der damaligen Zeit ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Die beteiligten Personen stellten sich und ihre Hauptthemen vor, ihre Lieblingslektüre, verrieten aber auch Lieblingsblume und -farbe, beliebte Personennamen, manchmal das Leibgericht oder den bevorzugten Wein. So finden sich in den Alben neben den „Confessions“ viele Hinweise auf Menschen, die in irgendeiner Weise den Weg der Familie Marx gekreuzt haben. Da tauchen einige Zeilen von Heinrich Heine auf, Wilhelm Liebknecht und Ferdinand Lassalle kommen vor, Revolutionäre, Kommunisten, Forscher, Freunde und Emigranten aus vielen Ländern.

Iring Fetscher oblag die Aufgabe, in einem längeren einleitenden Essay einen Überblick über die „Kommentare“ der Fragebögen zu geben. In drei Unterkapiteln führt er in „die engere Familie Marx“ ein, beschreibt dem Leser den „Freundeskreis der Töchter“ und berichtet über „Mitglieder der IAA (der Internationalen Arbeiter-Assoziation) und Kommune-Flüchtlinge“. Da er sich mehr oder weniger eigener Stellungnahmen zu den Materialien enthält, ist deren weitere Ergründung dem Forschungsdrang des Benutzers anheim gestellt. Besonders ins Auge mag da beispielsweise das Schicksal der Tochter Eleanor fallen, die sich aus Schmerz um die Beziehung zu dem etwas unsteten Edward Aveling kurz vor der Jahrhundertwende das Leben nahm. An ihren Halbbruder Frederick Demuth, den unehelichen Sohn von Marx, schrieb sie: „Ich sehe jedoch mehr und mehr ein, daß unrecht handeln einfach eine moralische Krankheit ist. Und daß die moralisch Gesunden (wie Du) nicht geeignet sind, den Zustand der moralisch Kranken zu beurteilen, ebenso wie der physisch Gesunde sich den Zustand des physisch Kranken kaum vorstellen kann [...]“ (S. LIII) Von subjektiv schmerzlicher Erfahrung abstrahierte die Tochter des Gelehrten hier und führte dem Adressaten gleichsam einen interessanten Perspektivenwechsel vor Augen, der von einer einheitlich zu geltenden Maßstab der Moral absieht.

Das Fotoalbum und Fragebogen-Album werden in dem Band jeweils kommentiert, und im Anhang wird die Überlieferungsgeschichte der Alben im Russländischen Staatlichen Archiv für Sozial- und Politikgeschichte (Moskau) dargestellt. Ebenso hilfreich für den Leser sind die beigegebenen Genealogien der Familien Marx, Longuet, Schmalhausen, Jutta und Philips.

Hervorzuheben ist insbesondere, dass die Herausgeber und Bearbeiter mit vorzüglicher wissenschaftlicher Akribie eine Fülle von Fakten auch zu Personen zusammengetragen haben, die bislang noch nicht in Nachschlagewerken enthalten sind. Angenehm ist auch, dass die Intimsphäre des Privatlebens der Familie Marx nicht durch Indiskretion verletzt wird.

Einzuwenden ist allerdings, dass dieses im Verlag der MEGA veröffentlichte Buch, das vom Anspruch und Inhalt her ein Begleitmedium zur Ausgabe darstellt, in philologischer Hinsicht das Niveau der letzteren nicht halten kann. Dies mag daran liegen,

dass, wie gleich auf der ersten Seite der „Vorbemerkungen“ als eine Art Alibi angeführt wird, die Herausgeber ihre Ergebnisse „möglichst schnell der Öffentlichkeit“ präsentieren wollten. So mancher Text von Marx und Engels ist sorgfältiger bearbeitet worden. Das hätte auch dieser Ausgabe gut getan. Siehe beispielsweise den Wiederholungsfehler S. 225/226 und Sachfehler, z.B. wenn von Marx’ „einzigem“ Sohn, Edgar, die Rede ist, später aber auf den unehelichen Sohn, Frederick Demuth, verwiesen wird, sowie Druckfehler (u.a. S. 101, 290, 310) und einige Formulierungsschwächen (u.a. S. XIV, 338, 390). In ihrer jetzigen Form wirkt die Ausgabe ein wenig hektisch zusammengestellt und die vielen Fakten sind zwar hilfreich, aber ‚erschlagen‘ in dieser Präsentation zuweilen den Leser. Es wäre vielleicht eine Überlegung wert gewesen, den Stoff multimedial aufzubereiten.

Die verdienstvolle Veröffentlichung der Foto- und Fragebogen-Alben trägt trotz dieser Einwände dazu bei, einen der wirkungsmächtigsten Denker der Weltgeschichte besser als Menschen seiner Zeit verstehen zu können. Er lebte und arbeitete im Umfeld einer durchaus nicht ungewöhnlichen Familie – einer Familie, vor der sich kein Londoner aufgrund von revolutionären Umsturzplänen hätte fürchten müssen, und einer Familie, die eine starke Anziehungskraft auf ihre Umwelt ausübte. Das Buch ist eine Fundgrube für alle Marx-Engels-Forscher.

Zusammenfassungen

Matthias Bohlender: „... um die liberale Bourgeoisie aus ihrem eignen Munde zu schlagen“. Friedrich Engels und die Kritik im Handgemenge

In Mittelpunkt dieses Beitrages steht die kritische Auseinandersetzung mit der von Friedrich Engels 1845 veröffentlichten Schrift „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“. Sie gehört nicht nur zu seinen bedeutendsten Werken, sondern ist auch eine Pionierleistung in der Zusammenstellung soziografischer Daten und Fakten über die gesellschaftliche Lage der englischen Arbeiterklasse des frühen 19. Jahrhunderts. Betrachtet man den Text genauer, so erkennt man darin die Grundlinien einer „Kritik im Handgemenge“ (Marx), die zu großen Teilen der Engelsschen Rezeption bürgerlicher Autoren sowie den sozialstatistischen Untersuchungen der englischen Regierungskommissionen geschuldet ist. Wie diese Rezeption funktioniert, welcher Typ von Kritik daraus entstehen konnte und welche Schwierigkeiten sich schließlich daraus ergeben, dass Engels Sprache und Deutungsrahmen der bürgerlichen Kritik übernimmt, wird anhand von zwei paradigmatischen Fällen gezeigt: dem des konservativen Schriftstellers Thomas Carlyle (1795–1881) und dem des Arztes und Sozialreformers James P. Kay (1804–1877), dessen klassische Studie über die „sittliche und physische Lage der arbeitenden Klassen“ von 1832 gleichsam die Vorlage für den Engelsschen Text abgab.

Bertram Schefold: Die Bedeutung des Problems der Wertformenlehre und der Transformation von Werten in Preise für das *Kapital*

Dieser Überblick über die Wirkung des Marxschen Hauptwerks auf die akademische Nationalökonomie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts behandelt eingangs den Kontrast zwischen der Wertformenlehre und der Methodik des ökonomischen Schließens in Neoklassik und Keynesianismus. Zur Diskussion der Arbeitswertlehre wird zwischen starker und schwacher Homogenität der Arbeit unterschieden und dann zur Auseinandersetzung mit dem Transformationsproblem auf der Grundlage der Sraffaschen Theorie übergegangen, unter Berücksichtigung des fixen Kapitals und der möglichen Koexistenz von positiven Gewinnen bei negativem Mehrwert. Der letzte Teil setzt sich mit der Marxschen Kredit- und Krisentheorie auseinander. Hier zeigen sich Fernwirkungen der Marxschen Theorie im Postkeynesianismus, und zwar besonders in der Verteilungs- und Wachstumstheorie.

Ingo Elbe: Die Beharrlichkeit des ‚Engelsismus‘. Bemerkungen zum „Marx-Engels-Problem“

Die traditionelle Marx-Rezeption wurde vom Mythos der Einheit des Marxschen und Engelsschen Werks beherrscht. Eine neue Marx-Lektüre formulierte vor allem seit den 1970er Jahren eine Kritik an der Gleichsetzung der theoretischen und methodischen Ausrichtung der beiden ‚Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus‘. Der traditionelle Marxismus galt dieser Lesart vornehmlich als Produkt der Engelsschen Kommentare, die keineswegs kongenial das Marxsche Vorgehen in seiner Ökonomiekritik erfasst hätten und erschien daher eher als „Engelsismus“. Michael Krätke beansprucht dagegen in seinem Beitrag „Das Marx-Engels-Problem“ aus dem MEJb 2006, Engels gegen den Vorwurf der Verfälschung und des Missverständnisses Marxscher Intentionen zu verteidigen, wobei er dazu tendiert, den Mythos vom kongenialen Engels zu erneuern. Im vorliegenden Beitrag wird gezeigt, dass Krätke einerseits an der Engels-Kritik der neuen Marx-Lektüre vorbeiaargumentiert, andererseits selbst dahin tendiert, den Empirismus der Engelsschen Kommentare zu verharmlosen oder gar zu reproduzieren. Es bleibt eine fundamentale Einsicht der neueren Marx-Rezeption, dass Engels in vielem die Positionen der ökonomischen Klassik teilt und damit nicht auf der Höhe der Marxschen Ökonomiekritik argumentiert.

Matthias Steinbach: Das verschlossene Tor der Universität. Zu Karl Korschs akademischer Karriere in Deutschland

Karl Korschs Karriere als Wissenschaftler vor 1933 ist ein Desiderat. Die deutsche Universitätsgeschichtsschreibung der vergangenen Jahrzehnte – im DDR-Horizont galt er als „Theoretiker des Revisionismus“ – hat davon kaum Notiz genommen. Der Aufsatz beschreibt die akademische Biographie Korschs, der als erster bekennender Kommunist an deutschen Universitäten eine Lehrberechtigung erhielt und 1923 in Jena sogar zum ordentlichen Professor der Rechtswissenschaften ernannt wurde. Korschs Fall steht indes für die misslungenen Versuche, marxistische Ideen und Wissenschaftskonzepte in den traditionsbewussten Fakultäten der Weimarer Republik zu verankern.

„Aber das überlegen wir uns nochmal.“ Die Inszenierung *Karl Marx: Das Kapital, Erster Band* von Rimini Protokoll. Helgard Haug und Daniel Wetzel im Gespräch mit Henning Fülle

Seit November 2006 wird das von dem Regie-Kollektiv Rimini Protokoll inszenierte Theaterstück „Karl Marx. Das Kapital, Erster Band“ an mehreren deutschen und europäischen Bühnen mit großem Erfolg gespielt. Die Regisseure des mehrfach mit Preisen ausgezeichneten Stückes geben im Gespräch mit dem Dramaturgen Henning Fülle Auskunft über ihre Annäherung an das Sujet und ihren Umgang mit dem Buch, den Schauspielern und der „Marxologie“.

Gerald Hubmann: Ästhetische Debatten. Zur umstrittenen Autorschaft von Marx am Artikel „Aesthetics“ in der *New American Cyclopædia*

Seit langem wird in der Forschung kontrovers diskutiert, ob Marx der Autor des Artikels „Aesthetics“ in der *New American Cyclopædia* ist. Der Beitrag rekonstruiert zunächst die – auch in politischen und kunstphilosophischen Kontexten der Diskussion um eine marxistische Ästhetik stehenden – Debatten um seine Autorschaft und analysiert sodann den Artikel selbst. Diese Untersuchung hat zum Ergebnis, dass Marx nicht als Verfasser des Artikels anzusehen ist. Stattdessen handelt es sich bei dem Autor wahrscheinlich um Adolf Douai.

Renate Merkel-Melis: „Wer zahlt den Dynamit?“ Ein neu entdeckter Artikel von Friedrich Engels

Berichtet wird von einem im Zuge der Editionsarbeiten an Band I/30 der MEGA neu entdeckten Artikel von Engels, der 1885 im New Yorker „Sozialist“ erschienen ist. Es handelt sich um die Version eines bereits zuvor im Zürcher „Sozialdemokrat“ publizierten Beitrags, in dem inhaltlich jedoch eigene Akzente gesetzt werden.

Summaries

Matthias Bohlender: “... in order to defeat the liberal bourgeoisie by casting their own words in their teeth”. Friedrich Engels and the criticism in a hand-to-hand fight

The paper offers a critical discussion of Friedrich Engels’ “The Condition of the Working Class in England”, published in 1845. The treatise is not just one of Engels’ most important writings but also a pioneer work in compiling and exposing socio-statistic data and figures on the social condition of the English working class in the early nineteenth century. Looking closer at the structure of the text, one can discover a “criticism in a hand-to-hand fight” (Marx), which owes a considerable part of its rhetorical strength to Engels’ reception of some liberal and middle-class writers on the one hand and the official statistical surveys produced by the Royal Commissions of Inquiry on the other. The way this reception works, the type of criticism which results from it, and the problems and limits of this criticism which follow from the fact that Engels adopted both the political language and the discursive framework of bourgeois criticism will be demonstrated on the basis of two paradigmatic cases: the sociocritical writings of the conservative Thomas Carlyle (1795–1881) and the classical survey of the physician and social reformer James P. Kay (1804–1877) on the “Moral and Physical Condition of the Working Classes” from 1832.

Bertram Schefold: The importance of the analysis of the form of value and of the transformation of values into prices for *Capital*

This survey of the impact of Marx' *Das Kapital* on academic economics in the second half of the 20th century begins with a discussion of the contrast between the theory of the forms of value and the method of economic reasoning in neoclassical and Keynesian thought. A distinction between strong and weak homogeneity of labour is introduced in order to assess the labour theory of value. The problem of the transformation of values into prices is presented on the basis of Sraffa's theory of prices, taking into consideration fixed capital and the possibility of positive profits with negative surplus value. The last part deals with the Marxian theory of credit and crises. Here, the impact of Marxian theory is most visible in Post Keynesianism, in particular, as far as the theories of distribution and growth are concerned.

Ingo Elbe: The perseverance of 'Engelsism'. Remarks on the 'Marx-Engels-Problem'

The reception of Marx was traditionally governed by the idea of a steadfast unity of the works of Marx and Engels. Accordingly, also the theoretical and methodical principles underlying the writings of the 'founders of Scientific Socialism' were considered to be the same. This faithful equation, however, was called into question when a critical re-reading of Marx emerged in the early 1970s. Traditional Marxism was now regarded as a result of Engels's commentaries on Marx, which were supposed to deflect rather than to reflect the actual approach of Marx to the Critique of Political Economy. Marxism therefore appeared to be in fact an "Engelsism". In his article "Das Marx-Engels-Problem" (MEJb 2006), Michael Krätke made a recent attempt to defend Engels against those allegations, and in so doing he tended to restore the myth of Marx's congenial associate. Now Ingo Elbe replies that Krätke remains largely oblivious to the findings of the new Marx reading, particularly to the arguments at the bottom of the criticism of Engels, and that he inclines to trivialise, or to reproduce, the empiricism of the latter. Owing to the insights of a new Marx reading, Elbe argues, one ought to acknowledge that Engels, in many respects, stuck to basic assumptions of classical Political Economy and therefore missed the point of Marxian criticism.

Matthias Steinbach: The closed doors of university. The academic career of Karl Korsch in Germany.

Karl Korsch's scientific career before 1933 is still a desideratum. In former years the German history of universities has taken no notice of Korsch. In the GDR, however, he was regarded as a "theorist of revisionism". The essay describes the academic biography of the first professor at a German university, who was member of the

Communist Party. The case of Korsch demonstrates the failure of disseminating ideas and concepts of marxism on German universities in the time of the Republic of Weimar.

“We’ll have to think on that.” *Karl Marx: Das Kapital, Erster Band* by Rimini Protokoll. Helgard Haug and Daniel Wetzel in a discussion with Henning Fülle

Since 2000, the directors Helgard Haug, Stefan Kaegi and Daniel Wetzel work together under the name of Rimini Protokoll. In 2006, Haug und Wetzel created “Karl Marx: Das Kapital. Erster Band”, the performance of which was a great success on many stages in Germany and other European countries. Here they talk with the dramaturg Henning Füller about their project and the actors and about “Marxology”.

Gerald Hubmann: Aesthetical debates. Marx’ disputed authorship of the article “Aesthetics” in the *New American Cyclopædia*

The question whether Marx is the author of the article “Aesthetics” in the New American Cyclopædia has been controversy debated for a long time. This paper first relates the ongoing discussions about his authorship, in which are intertwined political and philosophical questions about a Marxist theory of aesthetics. Secondly, the Cyclopædia-article is analysed with the result that Marx can not be considered as the author of this text. The article was probably written by Adolf Douai.

Renate Merkel-Melis: “Who pays for the dynamite?” A newly discovered article of Friedrich Engels.

In context of the editorial works on MEGA vol. I/30 a new article by Engels was found, published in 1885 in the “Sozialist”, New York. It is a version of a piece printed before in the “Sozialdemokrat” (Zurich), but with different contents.

Autorenverzeichnis

Dr. Claus Baumgart, Buchfinkenweg 60, D-04159 Leipzig
(infobaumgart@aol.com)

PD Dr. Matthias Bohlender, Philosophische Fakultät III, Institut für Sozialwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, D-10099 Berlin (matthias.bohlender@sowi.hu-berlin.de)

Prof. Dr. Beatrix Bouvier, Museum/Studienzentrum Karl-Marx-Haus, Johannisstr. 28, D-54290 Trier (Beatrix.Bouvier@fes.de)

Ingo Elbe (M.A.), Chemnitzer Str. 52, D-44139 Dortmund
(ingoelbe@compuserve.de)

Helgard Haug, Rimini Protokoll, Hebbel am Ufer, Stresemannstraße 29, D-10963 Berlin (www.rimini-protokoll.de)

Dr. Gerald Hubmann, Akademienvorhaben Marx-Engels-Gesamtausgabe, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Jägerstraße 22/23, D-10117 Berlin (hubmann@bbaw.de)

Dipl.-Soz. Michael Jeske, Institut für Philosophie, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Grüneburgplatz 1 (Fach 116), D-60629 Frankfurt am Main (jeske@stud.uni-frankfurt.de)

Prof. Dr. Kyoung-Soo Kim, Hanshin Universität, Osan, Suedkorea
(shigong109@hanafos.com)

Dr. Detlev Mares (Katja Mielenz, Michael Schmitt, Jan Carl Strack, Alexander Vögler), Institut für Geschichte, Technische Universität Darmstadt, Residenzschloss, D-64283 Darmstadt (Mares@pg.tu-darmstadt.de)

Prof. Dr. Renate Merkel-Melis, Schachtelhalmweg 85, D-12524 Berlin
(merkel-melis@t-online.de)

PD Dr. Ernst Müller, Zentrum für Literatur- und Kulturforschung, Schützenstr. 18, D-10117 Berlin (Ernstfmueller@aol.com)

Prof. Dr. Dres. h.c. Bertram Schefold, Fachbereich Wirtschaftswissenschaften, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Postfach 11 19 32, D-60054 Frankfurt am Main

Prof. Dr. Matthias Steinbach, Technische Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, Historisches Seminar, Bienroder Weg 97, D-38106 Braunschweig (m.steinbach@tu-bs.de)

Dr. Christine Weckwerth, Akademienvorhaben Marx-Engels-Gesamtausgabe, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Jägerstraße 22/23, D-10117 Berlin (weckwerth@bbaw.de)

Daniel Wetzel, Rimini Protokoll, Hebbel am Ufer, Stresemannstraße 29, D-10963 Berlin (www.rimini-protokoll.de)

Abkürzungsverzeichnis

- IISG Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Amsterdam.
- MEGA^① Karl Marx, Friedrich Engels: Historisch-kritische Gesamtausgabe. Werke, Schriften, Briefe. Im Auftrage des Marx-Engels-Instituts Moskau hrsg. von D. Rjazanov bzw. V. Adoratskij. Erste Abteilung: Sämtliche Werke und Schriften mit Ausnahme des „Kapital“. Bd. 1–7; Dritte Abteilung: Briefwechsel. Bd. 1–4. Frankfurt a.M. bzw. Berlin 1927–1932, Moskau 1935.
- MEGA^② Karl Marx, Friedrich Engels: Gesamtausgabe (MEGA). Berlin 1975ff.
- MEW Karl Marx, Friedrich Engels: Werke. Bd. 1–43. Ergänzungsband. Tl. 1.2. Berlin 1957–1990.
- NAC The New American Cyclopædia. A popular dictionary of general knowledge. Vol. 1–16. New York, London 1858–1863.

Bildnachweise

Seite 131

© Braun / drama-berlin.de

Seiten 165, 166, 168, 169

© Karl-Marx-Haus, Trier